2.9
0.
926
3

Grumbach.

Grumbach.

Von

Ludwig Bechstein.

Dritter Theil.

Die Fürstin und ihre Treue.

Hildburghausen und Meiningen,
Verlag der Kesselringschen Hofbuchhandlung.
1839.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS
Staats-Bibliothek Bamberg

Dritter Theil.

Die Fürstin und ihre Treue.

Siebentes Buch.

1566 bis 1567.

Denkt doch ihr Fürsten alle gut
Dauert euch nicht das Sächsisch Blut?
Johann Friedrich, der tapfre Held
Sein Leben also frommlich stellt
Um Gottes Wort in großer Gefahr,
Der Kur darum beraubet war.
Sein'n Söhnen ließ er ein kleines Land.
Denkt', ist es nicht ein große Schand
Wenn ihr nun die bekriegen wollt,
Die ihr billig erretten sollt? —

(Nachtigall.)

Erstes Kapitel.

Eine helle Sternennacht lag kalt und klar über dem Grimmenstein und der schweigenden Flur. Noch war sie überhüllt, diese Flur, vom Fittig des Friedens; in den Hütten der Landbewohner rings um Gotha hoffte das Volk auf die Freuden des nahen Christfestes; die Mädchen spannen, die Bursche koseten und spielten, die Väter sprachen über die trübe Zeit, über die traurige Uneinigkeit ihrer Herzoge, die dem Volk leider kein Geheimniß mehr war; über den bösen Türken und den schlimmen Grumbach, doch fürchteten sie noch nicht das Aergste. Zwischen Befürchtungen und Hoffnungen blieb den Frauen und Mütterchen immer noch Zeit vom wilden Jäger zu

reden, und seiner Frau Holle, die noch in keiner Adventszeit so wild durch die Lüfte rumort, als in der gegenwärtigen, und aus dem Hörseelberg heraus gebraust sei, um auf dem Thüringerwalde tollen Spuk zu treiben. Daraus prophezeihte nun das Volk mancherlei Unheil, wagte sich jedoch so wenig wie möglich zur Nachtzeit aus den Hütten. Es war die Nacht auf den vierten Advent, der einundzwanzigste December.

Der Herzog war bei seiner Gemahlin gewesen, welche er mit ihren Hoffräulein bemüht fand, manche süße Näscherei, die den Christbaum der geliebten Kinder zieren sollte, in allerlei Formen zu bereiten. Diese harmlose Beschäftigung wirkte einigermaßen kummerzerstreuend auf das sorgenbelastete Gemüth der edeln fürstlichen Frau, die nach gutem altem Brauch gar manche nützliche Kunst, für Haus und Küche förderlich, zu üben verstand, und an deren Uebung sich freuen konnte. Johann Friedrich hatte eine Weile zugesehen, heiter scheinend, ach, nur scheinend, denn seine innere mächtige Unruhe ließ ihn an keiner Stelle eine bleibende Stätte finden. Wie ein furchtbarer Alp lag die Ungewißheit auf ihm. Er sehnte das herbei, was er am allermeisten zu fürchten hatte, denn noch wohnte in seinem Herzen eine große und kühne Hoffnung. Je näher die Gefahr heranwandelte, um so weniger wandelte ihn, den festbeharrlichen Sachsenherzog, Furcht an. Was bisweilen lähmend und peinigend ihn befangen hatte, es war das Unentschiedene. Jetzt war schon manche

Schranke gefallen, die ihn noch fesselte durch Rücksichten, Klugheit, Schonung; er hoffte dem Fallen der letzten nun wirklich mit männlicher Sehnsucht entgegen, um hüllenlos seinen Muth vortreten zu lassen, um seinen Freunden, wie seinen Feinden zu zeigen, daß er kein Schwächling und kein Feigling sei, sondern ein Mann im vollsten und edelsten Sinn des Wortes.

Diese Unruhe, diese trübende Bewegung des Innern ließ den Herzog auch das Lager nicht suchen, nachdem er der geliebten Gemahlin und den schlafenden Söhnen gute Nacht gesagt, sondern er wieß den vorleuchtenden Kammerzwerg Godel nach einer Richtung, wo er wußte, daß auch noch treue Augen wachten. Godel gehorchte mit heimlichem Zähneknirschen, und wandelte dem Herrn voran über die lange Gallerie nach jener Zimmerreihe, welche von Grumbach, Stein, Mandelslohe, Zedwitz, Moritz und Johannes Tausendschön bewohnt wurde. Die letzten beiden theilten ein und dasselbe Gemach.

„Gehe nur, ich bedarf Deiner heute nicht mehr! Gutnacht!" sprach der Herzog mit der Güte, mit welcher er seine Umgebung zu behandeln gewohnt war, und trat in Grumbachs Zimmer, wo der Ritter, sich vom Sessel erhebend, ehrerbietig grüßte.

Godel stieß ergrimmt seine brennende Kerze gegen die Wand, daß sie zerquetschte und erlöschte, und murmelte ingrimmig, in der Düsterniß forttappend: „Die Leuchte der Gottlosen wird auslöschen! Ihre Sterne müssen finster sein in der

Dämmerung. O mein Herr, mein Herzog! Die treuen Diener werden mit Füßen getreten, und die Untreuen spreitzen sich breit in Gängen und Gemächern! Um mich zu verdrängen hat Grumbach den glatten Teufelsbuben in das Schloß gebracht, den sie den Engelseher nennen. Der wird gepflegt wie ein junges Mägdelein und braucht keinen Dienst zu thun. Und alles, was dieser koboldartige Satansengel aussagt, das wird geglaubt, wie ein Evangelium. Viele Diener hat er schon verdächtigt, den Rudolph hat er aus des Herrn Gnade weggedrängt, und mir wird schon längst auf den Dienst gelauert; es wird sich aber zeigen, wer der Treueste ist! Es wird sich zeigen! Untreu schlägt ihren eigenen Herrn! Ich aber will den schlagen, der mich zu stürzen denkt, und hoffe das zu thun, so wahr ich glaube, daß auch für mich armen Krüppel ein Platz im Himmel ist!"

Der Zwerg schlürfte fröstelnd den Gang entlang und suchte sein Kämmerchen.

„Wie steht es um den Stand der Sterne, Grumbach?" fragte der Herzog seinen Getreuen, als die Andern, welche bei ihm waren, sich durch eine Nebenthüre entfernt hatten. „Kündet sich nichts besonderes an? bleiben wir noch lange auf die Folter der Ungewißheit und Langeweile gespannt? Ach, auch das solarische Gestirn aus der Tiefe will nicht an meinen Himmel treten! Weißt Du, was ich glaube? Abel Scherdiger und Philipp Somerung, die Goldlaboranten, die Lügenpfaffen, mit denen ich

mich jüngst in Pacta eingelassen, sind Phantasten, Betrüger, die den Stein der Weisen in unserm Seckel aufgespürt und davongetragen haben, das schöne, lautere Gold."

„Nichts Neues unter der Sonne!" sprach Grumbach mit bedauerndem Achselzucken.

„Bei allen Propheten und Sibyllen, allerdings nichts Neues, aber höchst Ungelegenes!" fuhr der Herzog auf. „Was sagen die Sterne?"

„Fast habe ich die edle Kunst Astrologia ganz verlernt, hoher Herr!" antwortete Grumbach der unmuthig wiederholten Frage: „da mir bislang so mancherlei oblag, und die wenigen gezwungen müssigen Stunden ich durch das böse Zipperlein an das Lager oder an diesen Sessel geschmiedet ward. Befehlt Ihr, das Fenster zu öffnen? Wohl möglich, daß etwas Merkwürdiges sich wahrnehmen läßt. Den heutigen Tag und den morgenden regiert das feindliche Zeichen des Schützen, und der Planet Mars ist so eben im Aufgehen. Dort über dem Steiger, seitwärts Erfurt, könnt Ihr ihn flammen sehen. Der blutrothe Stern dort, gerade im Osten."

„Ha, wie herrlich leuchtet der Jacobsstab!" rief der Herzog freudig aus, als Grumbach ein Fenster geöffnet hatte, durch welches sich die Aussicht auf einen Theil des unermeßlichen Horizontes auf dem Süd- und Osthimmel darbot. Die Blicke des Schauenden weilten lange auf dem herrlichen Sternbilde des Orion, und streiften dann von Süden nach

Osten hin. „Wo steht Dein Stern, Grumbach? Dein Regulus?“

„Er steht unter dem Horizont zu dieser Jahreszeit, er kommt nicht herauf!“ antwortete der Ritter, und seine Stimme bebte, fast ahnungsvoll.

„Dort geht Herkules unter!“ sprach Johann Friedrich weiter.

„Und ihm zur Rechten sinkt auch die Krone,“ fuhr Grumbach betonend fort.

Dieses Gespräch hätte fast eine für beide Männer unerfreuliche Wendung genommen, denn der Herzog erschrak bei dem letzten Wort, wurde finster und nachdenklich, aber eine Erscheinung eigenthümlicher Art lenkte seine Aufmerksamkeit auf sich. Als er hinuntersah nach den Wällen und Bastionen, wo ruhigen Schrittes die wachehabenden Trabanten auf- und abwandelten, erblickte er eine Schaar theils still brennender, theils flackernder Lichtlein von bläulichem Glanze.

„Sieh, sieh!“ sprach er leise, und lenkte des düster sinnenden Grumbachs Auge der meteorischen Erscheinung zu. Diese Lichtchen schienen neckische Elfen, bald formlos, bald gestaltet, und rasch die Gestaltungen wechselnd. Der lebhaften Phantasie Johann Friedrichs erschienen sie wie kleine Wehrmänner mit funkelnden Waffen, die sie schwangen gleich Lanzen und Schwertern. Sie liefen auf und ab längs des Festunggrabens, tanzten dem Wall entlang, purzelten die Mauer herab, und saßen im Nu wieder droben. Manche streiften in das Feld, und

kehrten rasch wieder zurück. Sie wuchsen groß und machten sich wieder klein, und der Herzog, der mit Verwunderung es sah, wie ihrer immer mehr wurden, wie sie sich rund um die Festung ausbreiten zu wollen schienen, sprach fromm den Spruch: „Herr, Du machst Deine Engel zu Winden und Deine Diener zu Feuerflammen!“

Der Wächter auf den Mauerzinnen kam jetzt in die Nähe des Fensters, aus welchem oben der Herzog mit dem Ritter blickte, und dieser mußte die Wache anrufen: „Siehst Du die Lichter!“

„Zu Befehl, Herr!“ antwortete der Mann: „es sind Teufelsgespenste. Ich schlage mein Kreuz und sie thun mir nichts.“

Er sprach noch, als eine der Flammen auf der Spitze seiner Hellebarte balancirte, wie ein Seiltänzer, und ein höhnisches Gesicht zu zeigen schien.

„Sei getrost, Mann!“ rief jetzt der Herzog selbst hinab. „Den Frommen geht das Licht auf in Finsterniß von dem Gnädigen, Barmherzigen und Gerechten! — Rufe Uns den Hauptmann der Trabantenwache an diesen Ort. Wir wollen mit ihm reden! Wir, der Herzog!“

Soldatisch salutirend schritt der Wachthabende von dannen. „Mich schrecken diese Feuer nicht,“ sprach Johann Friedrich sicher. „Ich nehme sie für ein günstig Zeichen. Hast Du nicht gelesen von Schiffern auf der See, denen in Stürmen solche Lichter heilkündend Masten und Takelwerk umflattern? Auch unser Schiff ist sturmumbrüllt. Die blinden

Heiden schrieben ihrem Götterbrüderpaar Castor und Pollux, das als Zwillingsgestirn an dem Sternenhimmel versetzt wurde, solche glückkündende Flämmchen zu, mein Glaube aber ist, daß der gütige und gerechte Vater im Himmel, welcher der alleinige Gott ist, auch mein Schild und Horn meines Heils, und mein Schutz ist. Ja der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor Wem sollt' ich mich fürchten?"

„Dort drüben, nach Siebeleben zu, zeigen sich auch einige Lichter; seht nur, wie schnell sie fliegen, Herr!" sprach Grumbach, dessen Blicke unruhig über den Sternenhimmel und das im Mantel der Nacht verhüllte Land glitten.

Der Trabantenhauptmann, Hans Hoffmann, schritt gewappnet heran.

„Siehst Du die Lichter auf den Wällen und auf den Mauerzinnen?" rief der Herzog zu ihm herab.

„Ja wohl, gnädigster Herr!" erwiederte der Hauptmann salutirend: „Habe mein Lebtag halt solch närrischen Dinges nicht gesehen!"

„Fürchtet sich die Mannschaft nicht davor?" fragte der Herzog weiter.

„O nein, gnädigster Herr!" war die Antwort: „Die Lichtlein brennen ja so lieblich. Der Hausmann vorn' im Gemach über der Schloßbrücke sagt das auch. Es mögen wohl eine Art neckischer Irrwische sein. Draußen im Felde möchte ich ihnen freilich nicht begegnen!"

„Seid getrost, und sage den Knechten, daß keiner sich fürchte!" rief Johann Friedrich. „Diese

Lichter künden uns die Hülfe Gottes; sie sind ein günstig Omen! Tutela divina!"

Der vertrauende Fürst zog sich zurück. „Unser Mandelslohe ist also gestern weggeritten? Hat er alle nöthigen Instructionen?" fragte er.

„Nach Euerm Befehl," erwiederte Grumbach. „Er hat mit Paul Schallreuter gleichzeitig das Schloß verlassen!"

„Nun wohlan, so wird sich ja bald zeigen, ob wir treue Lehenleute und Vasallen haben, und ob sie uns auf den ersten Nothruf zu Hülfe eilen! — Hab' Acht, diese Nacht wird sich etwas ereignen! Es geht Außergewöhnliches vor; ich kann mich nicht zur Ruhe legen, denn in mir ist große Unruhe." —

Jene schnell sich der Stadt nähernden Lichter gehörten nicht zu den immer noch dunstig flackernden, koboldisch hüpfenden Elmsflammen, die das Schloß umtanzten, sondern waren die Fackeln einiger Reiter, deren Ziel der Grimmenstein war. Bald war das Schloß erreicht, die Thorwache angerufen, der Hauptmann empfing Rapport, die Zugbrücke fiel. Man hörte sprechen, eine ungewöhnliche Bewegung entstand; ein Bote rief Grumbach, und nicht lange darauf trat dieser vor den in höchster Spannung harrenden Herzog, und sprach: „Was Euer fürstliches Gemüth in heutiger Nacht so bewegt, es war eine gewisse Vorahnung. Und warlich, jene Lichter verkündeten Außergewöhnliches!"

„Weiter, weiter! Kurz!" rief der Herzog fast heftig, indem er mit rollendem Auge dem Vertrauten

näher trat, der nun rasch berichtete: „Die Execution, Herr! Der Feind ist im Anzug! Kurfürst August naht mit einem Kriegsheer. Der Kaiser hat ihm den Grafen Ott von Eberstein, die Ritter Fabian von Schönaich und Christoph von Carlowitz zu Kriegscommissarien zugeordnet. Der Vortrab unter Führung eines Reiterobersten, Namens Wolff Tiefstädter, ist schon zu Erfurt, und hat unsern Schallreuter, der das Tranksteuergeld nach Weimar bringen sollte, gefangen genommen, ihm das Geld abgenöthigt, und ihn zu Erfurt in der hohen Lilie verstrickt."

„Heiliger Heiland! Erklärt man uns so den Krieg!" rief der Herzog entrüstet. „Führt mein unfreundlicher Vetter eine Raubrotte mir ins Land? Wohlan! Es ist gut, eine Last fällt mir vom Herzen. So weiß ich doch nun, woran ich bin. Nun gilt Zaudern nicht mehr! Frisch daran, und ins Gewehr!"

Leidenschaftliche Energie loderte im Herzen Johann Friedrichs auf. Sein Gebot weckte den Schall der Allarmtrommel im Schloß, daß die Bewohner der Stadt besorgnißvoll aufschraken. Fünf Hauptleute der Lanzenknechte, unter ihnen auch Hans Hoffmann, empfingen Ordre und Befehl, und kaum, daß die ersten Schimmer Aurorens die Sterne bleichten, so ritt Jeder derselben, mit einem Trupp der Söldner, aus der Festung, doch schlug Jeglicher mit den Seinen eine andere Straße ein. Voll Ungeduld sah sie der Herzog ziehen und wünschte, die Hufe ihrer Rosse beflügeln zu können.

In den kleinen Städtchen und den ansehnlichen Dörfern, die freundlich um Gotha verstreut liegen, riefen die Glocken des vierten Adventssonntags die Bewohner zum Gottesdienst, aber der festliche Klang wurde hier, wurde dort unterbrochen durch den lange nicht vernommenen und darum Schreck erregenden Schall kriegerischer Trommeln. Durch Gassen und Gäßchen erklang, des Glockenrufes nicht achtend, der bekannte Fünfschlag, als riefe er: Bürger ins Gewehr! Bauer komm heraus! Frisch Kam'rad ins Feld! Und wenn umgeschlagen war, wenn das Volk mit den Ortsvorständen sich zahlreich, bang und neugierig auf dem Gemeindeplatz sammelte, da riefen die Hauptleute mit lauter Stimme den Befehl des Herzogs, das Aufgebot, daß die waffenfähige Mannschaft eiligst und schleunigst in Gotha und dem Grimmenstein sich sammeln solle. Heulen und Schreien besorgter Mütter, liebender Bräute und zärtlicher Geschwister ward überall laut, denn gleich das Aeußerste und Schlimmste besorgt sich vom Krieg der deutsche Bürger und Bauer.

In Sundhausen warf sich der kleine Steffen Müller mit einigem Trotz zum Sprecher auf, und rief widersetzlich dem Hauptmann Hoffmann zu: „Mit Gunst, Herr Hauptmann! Sollen wir zu Felde für unsere gnädigen Herren, oder für die Ungnädigen?"

„Wie meint das Dein vorlauter Schnabel, Bauer?" fragte der Hauptmann barsch, und Steffen erwiederte: „Unsre gnädigen Herren, Fester, das

sind die Herzoge Johann Friedrich und Johann Wilhelm zu Sachsen! Die Ungnädigen aber — das sind Wilhelm von Grumbach und seine Rottgesellen, die der ältere Herr Herzog hegt und pflegt, die ihn mit Zauberei und Teufelskunststücklein umgarnen, allen guten Christenmenschen zum Entsetzen und Abscheu! Das sind die Gesellen, von denen die Vögel ein Liedlein pfeifen! Wollt Ihr's hören?

„Wenn Grumbach und sein Anhang wären,
Da sie mit'nander hingehören,
Das ist, in die Höll', zum Teufel zu,
So hätten wir im Lande Ruh!"

Der umstehende, drängende Bauernhaufe lachte überlaut, und gab rohe Zeichen des Beifalls. Der Hauptmann aber schrie erzürnt: „Wehe über euch, daß ihr die Männer höhnt, die des Herzogs Rechte hält! Ist euch zu rathen, so schweigt mäuschenstill und gehorcht dem Aufgebot ohne Murren! Ihr habt euch nicht zu kümmern um das, was die Herren thun oder lassen, sondern nur darum, daß ihr eure Pflicht und Schuldigkeit thut."

„Nun denn, in Gottes Namen! Es lebe der Herzog!" schrie Steffen: „und auf sein Haupt komme unser unschuldiges Blut, wenn wir es vergießen müssen. Und Fluch allen Teufelsbannern! Ich will mit aufs Schloß, ich will sehen, was der arme Hänsel, meiner Schwester Schönborn Ziehkind macht, von dem man ja Wunders hört, und doch nichts recht. Schade um die arme Seele des Buben! Der alte Grumbach hat den Jungen dem Teufel verkauft,

so habe ich für wahrhaftig gehört, dafür muß er nun wahrsagen und die Sterne deuten."

Unter Tumult setzte Hoffmann seinen Ritt nach Waltershausen zu fort, und in den Dörfern blieben Waibel zurück, die Mannschaft auszuheben und zu mustern.

Während dieß auf dem Lande vorging, begrüßte der Herzog, der diese Nacht sein Lager nicht suchte, den jungen Sonntagmorgen äußerst thätig. Er berief Diejenigen, denen er vertraute, zu einer schnellen Berathung. So erschienen sie denn, die Männer, welche der Herzog theils mit Liebe und Vertrauen beglückte, theils blos schützte und ihnen Nahrung und Obdach gewährte. Sie erschienen alle im Festtagsschmuck, Manche halbgeharnischt, Alle mit Schwertern und Dolchen wohl bewehrt. Der hohe und geräumige Speisesaal nahm die Kommenden auf. Grumbach schritt Allen voran; immer noch, wenn schon den Greisenjahren sehr nahe gerückt, hielt seine kräftige Gestalt sich aufrecht, und Feuer blitzte aus seinen nicht großen Augen, die freundliche aber auch hämische Blicke entsenden konnten, Blicke, welche tief in das Innere der Herzen eindrangen. Die hohe Stirne, jetzt von einem kleinen Sammthut ohne Federn bedeckt, war runzelvoll, und eine breite Querfalte über der gebogenen Adlernase, welche letztere scharf aus dem Gesicht hervortrat, machte die Züge des alten Ritters nicht angenehm. Der Bart um Mund und Kinn war noch vollhaarig, doch ergraut, dem Munde fehlten die besten Zähne, wodurch ein

Zusammenkneifen der Lippen entstanden war, das sprechend jenen Starrsinn ausdrückte, der hohem Alter oft eigenthümlich ist. Der Ritter von Stein, Grumbachs vieljähriger Freund, Gefährte, Verbündeter und in vieler Beziehung auch Leidensgenoß, war an Jahren etwas jünger, eine feste, trotzige Kriegergestalt, mehr Muth verrathend durch Blick und Haltung, als das ergraute Haar und die darüber hingestreiften Jahre erwarten ließen. David Baumgärtner, welcher ohnlängst von seiner erfolglosen Sendung nach Wien zurückgekehrt war, folgte mit aller Hoffarth und Wichtigthuerei eines dünkelhaften Patriciers, und fast übermäßig aufgeputzt, in den Saal. Von seinem Hute wehten schwarze und weiße Straußfedern. Er warf die Augen halb stolz, halb freundlich nach allen Seiten im Saal umher und glich in seinen Manieren vollkommen einem Pfau, der ein Rad schlägt. Der Oberste und Kommandant Hieronymus von Brandenstein folgte ihm auf dem Fuße, sein düstres, schmuckloses Gegenbild. An diesen schloß sich die verwitterte Gestalt des Rittmeisters Jobst von Zedwitz an, den die Jahre ausgedörrt, so daß er noch länger und hagrer erschien, wie vormals, immer aber hing lang und spitzig der brandrothe Bart ihm wohlgepflegt bis auf den Gürtel nieder. Michel Fäustlein, der auch noch treulich ausharrte, und zu mancherlei Diensten verwendet wurde, fand sich in der Versammlung ein, und selbst Moritz Hausener schloß sich an, festen Entschlusses, es komme, wie es wolle, da treulich aus-

zuhalten, wo er so lange Jahre, seine Jugend, seine Lebenshoffnungen opfernd, ausgeharrt hatte. Hans Beyer, der ehemalige Schösser von Schellenberg, vermehrte mit dem Ditmarschen Mathes Apel aus Brunsbüttel und einem ehemaligen Bürger des nachbarlichen Arnstadt, welcher den seltsamklingenden Namen Hans Wurst führte, die kriegerische Schaar, nicht minder folgten noch einige Hauptleute, Antonius Pflug, Hans von Hildesheim und Andere.

Zu einer andern Thüre des Saales war indeß mit allen Zeichen seiner Würde stolz und ruhig der Kanzler Brück eingetreten. Er trug einen schwarzen Talar und ein hutartiges Sammtbaret. Neben diesen wenigen Männern, um derentwillen jetzt Hunderte, ja Tausende die Waffen trugen und ergriffen hatten, traten auch noch Andere in den Saal, welche gleichsam eine feindlichgesinnte Gegenpartei bildeten. Sie hielten sich abgesondert und sandten den Anhängern Grumbachs und diesem selbst nichts weniger als freundliche Blicke zu, ja Einige derselben verweigerten sogar das Zeichen äußerer Höflichkeit, den Gruß und des Grußes Erwiederung. Die vornehm eintretenden Herren waren die adeligen Hofchargen und Vasallen Veit von Obernitz, Ruprecht Treusch von Goldbach, Heinrich von Ersa und Kaspar von Gottfart, auf deren Herzen fast unerträglich der Gedanke lastete, daß der Herzog ihnen minderes Vertrauen schenkte, und ihnen weniger Zeichen seiner Gunst gab, als ihre Treue verdiente und ihr Stolz zu erwarten sich berechtigt hielt. Rasch that sich jetzt die

Mittelthüre auf, die zu des Herzogs Gemächern führte, Trabanten schritten vorauf, und stolz und hochaufgerichtet folgte Johann Friedrich. Er trug den kleinen Sammthut mit äußerst schmaler Krempe, rings mit Perlenröschen besetzt, darauf eine weiße Feder. Schwarz und weiß war die Hoffarbe, die sich auf mancherlei Weise auch an der Umgebung und Dienerschaft kund gab. Ihm folgten der Edelknabe von Birkenfeld und — das ungleichste Paar, das man je gesehen, der Zwerg Godel und Johannes Tausendschön. Der Zwerg, eine abschreckend häßliche, gnomhafte Menschengestalt mit bösem Blick, rothen Augen, borstigem Haar, war ganz in schwarz gekleidet; Johannes, der schlanke, schmächtige, bleiche Knabe, erschien ganz weiß, fast mädchenhaft; beide trugen spitze Hütchen, trichterförmige, wie man die Hüte der Gnomen und Elfen zu malen pflegt. Der Zwerg trug einen weißen, Johannes einen schwarzen Stab, und der Zuschnitt ihrer Gewänder ließ erkennen, daß Beide in die Reihe der Kammerknechte einrangirt waren.

Der Herzog sah angegriffen und überwacht aus; auf seinem bleichen Gesicht lag die eigenthümliche Röthe fieberhafter Aufregung; er nahm das Wort und sprach sehr lebhaft zu den Versammelten: „Liebe! Getreue! Der Würfel ist gefallen! Was nun Schlimmes kommt, komme auf die Seelen Derer, welche habgierig und eigennützig einen Krieg entzünden!“

Die feindlich Gesinnten warfen stechende Blicke auf Grumbach und seine Partei, als sei sie es, die

der Herzog meine; dieser meinte aber ganz andere Personen und sprach weiter: „Ich tröste mich zu Gott, denn der Herr Herr hilft mir, darum werde ich nicht zu Schanden! Darum habe ich mein Angesicht dargeboten als einen Kieselstein, denn ich weiß, daß ich nicht zu Schanden werde.“

„Er ist nahe, der mir Recht spricht: Wer will mit mir hadern? Laßt uns zusammentreten! Wer ist, der Recht zu mir hat, der komme her zu mir.“

„Siehe, der Herr Herr hilft mir; wer ist, der mich will verdammen? Siehe, sie werden allzumal wie ein Kleid veralten; Motten werden sie fressen.“

„Wer ist unter euch, der den Herrn fürchtet, der seines Knechtes Stimme gehorchet? Der im Finstern wandelt und scheinet ihm nicht, der hoffe auf den Namen des Herrn und verlasse sich auf seinen Gott.“

„Siehe, ihr Alle, die ihr ein Feuer angezündet, mit Flammen gerüstet, wandelt hin im Licht eures Feuers, und in Flammen, die ihr angezündet habt. Solches widerfährt euch von meiner Hand; in Schmerzen müßt ihr liegen!“ — *)

Nach diesem Eingang mit Jesaias Prophetenwort sprach Johann Friedrich ruhiger:

„Wider allen Kriegsbrauch, ohne vorgehende Absagung und Verwahrung seiner Ehre und ohne von Unsrer Seite ihm gegebene Ursache überzieht uns unser Vetter, der Herzog August von Sachsen

*) Jesaias 50. 7. u. f.

mit Heereskraft. Solches darf Uns von diesem Geschlecht freilich nicht wundern, hat doch sein Bruder, Herzog Moritz, den hochseligen Kurfürsten, unsern treuen und lieben Herrn Vater, auch gegen Gott und alles Recht seines Kur- und Fürstenthumes beraubt, wozu Herzog August Rath und That gefügt, der sich nach Moritzens Tod den Titel und die Lande angemaßt, die er Uns, dem Allmächtigen sei es geklagt, bis heute vorenthält. Aber mit dem uns abgedrungenen fremden Gute sich nicht genügend lassend, gönnt seine Habgier uns nicht das uns von Gott verliehene übrige Stückchen Brotes, sondern will sein Müthlein an uns kühlen, und uns gar an den Bettelstab bringen!"

„Wir aber sind mit Hülfe göttlicher Gnade noch nicht gewillet, ihm einen Fußfall zu thun, oder uns zum Schemel seiner Füße zu machen, denn wir, und nicht er, sind, Gott habe Lob, eines rechten und in Rechten gefesteten Kurfürsten erstgeborner Sohn, und wollen uns gegen ihn wehren, so lange uns Gott einen lebendigen Odem läßt."

„Indem wir euch nun zu treulicher Beihülfe euren Pflichten nach, in denen ihr uns zu schuldigem Gehorsam verbunden seid, gnädiglich vernehmen, und eurer Anhänglichkeit uns versichert halten, befehlen und verordnen wir das, was unser Kanzler in dieser Versammlung zum Vortrag bringen wird, und bleiben unsern getreuen Dienern in Gnaden gewogen."

Der Herzog ließ sich auf den Thronsessel nieder; der Kanzler Brück trat vor, und las von einem

Blatte die Befehle, welche die Bedrängniß des Augenblicks dictirt hatte.

Zusammenheischung der Bürgerschaft durch Trommelschlag auf den Markt; Ausrücken eines Trupps Mannschaft nach Erfurt zu; Sicherung der Frauen und Kinder in der Festung Gotha durch deren Entfernung aus der Stadt; Einberufung des in acht Fähnlein zu formirenden Landvolks; Aufgebot des Landadels zur Heeresfolge; Aufbringung von Proviant, und Einberufung aller auswärts befindlichen Hauptleute und Werbe-Obersten.

Als dieses Alles verlesen war, nahm der Herzog wieder das Wort: „Ich greife, so schmählich überzogen und angetastet, nach meinem angestammten, angebornen, und mir so lange entzogenen Recht. Im Namens unsers Gottes werfen wir Panier auf, wir, der geborne Kurfürst von Sachsen. Man soll uns fürder diesen uns von Gottes und Rechtswegen gebührenden Titel geben; wir wollen ihn auf die Münzen setzen, die wir prägen lassen, wir wollen Kurschwerter fertigen und vor unserer fürstlichen Person voran tragen lassen, und in unsern Sendschreiben wollen wir uns geborner Kurfürst unterzeichnen."

Ein Theil der Versammlung erschrack über diese Worte des aufgebrachten Herzogs, Andere zollten ihnen stillen Beifall und freuten sich seiner Entschlossenheit.

„Man soll rothe Reiterfahnen anfertigen und das Kurwappen hineinsetzen; dazu hab ich guten

Fug und volles Recht, denn aus den alten Verträgen zwischen mir und dem Vetter werden, wie ich wohl sehe, eitel lange Spieße. Die Bannerfähnlein sollen unsere Leibfarbe tragen, schwarz und weiß, es ist die Farbe der Trauer um ein Land, darum wir betrogen wurden. Die Feldbinden sollen weiß sein, zum Zeichen, daß wir unschuldig sind an diesem Kriege. In Allem aber bin ich gesonnen, fest am theuern Evangelium und lautern Wort Gottes zu halten, und nicht zu thun wie Herzog August, über den uns in diesen Tagen die bedenkliche Zeitung geworden, daß er auf dem letzten Reichstage vor aller Welt Augen in die Messe gegangen, und daß er sich mit etlichen Leuten gegen unsere Religion verbunden, was ich euch nicht unangezeigt lassen will. Wer vom rechten Glauben abfällt zum unrechten Glauben, den hat Gott zum Schwert verdammt, spricht Jesus Sirach! Wehe Sachsenland, wenn Dir solches widerführe, daß Deine Herrscher im Glauben wanken; der Herr würde Dich klein machen unter den Ländern, wo Du zuvor groß gewesen!"

Grumbach und seine Freunde erneuerten, als der Herzog die Versammlung aufhob, die Versicherung ihrer Treue und Ergebenheit, ihre Gegner ließen minder freudigen Muth blicken, Mancher wünschte sich weit vom Grimmenstein hinweg. Indeß wurde den Anordnungen des Herzogs in allen Dingen pünktliche Folge geleistet. Die Führer der Kriegerschaaren wurden ernannt. Balthasar Beyer sollte als Oberstlieutenant die Besatzung der Stadt kom-

mandiren, als Hauptleute wurden ihm Hans Hoffmann, Fritz Köplein, Jobst Schallreuter, des Schössers Bruder, Hans Werner und Hans Cardinal, der Profos, zugeordnet. Das Kommand oder Truppen in der Feste behielt Hieronymus von Brandenstein mit einigen Untergebenen.

Von allen Seiten strömte, dem Aufgebot gehorsam, das Landvolk nach der Stadt, und bald konnte eine Streitkraft von dreitausend Mann in die Zwinger und auf die Wälle vertheilt werden. Nicht minder wurden später noch Tag für Tag zu den ungeheuern Proviant- und Früchtevorräthen, die bereits auf Grimmenstein lagerten, neue gehäuft.

So ward mit Angst und Schrecken, Bestürzung und Sorge der sonst so tröstlich und freudenreich erscheinende heilige Christabend begrüßt. Armes Gotha! Deinen Kindern sollten sich die von Aelternliebe und Aelternfreude vorbereiteten Christbäume nicht entzünden. Es war in der Stadt eine Verwirrung, ein Jammer ohne Gleichen. Wer hätte es ohne Thränen sehen können, wie schluchzende Mütter ihre weinenden Kinder in warme Decken hüllten und auf die leichten Fuhrwerke hoben, wie sie sich verzweifelnd in die Arme der zurückbleibenden Gatten, Väter und Brüder stürzten, sie umklammerten und

nicht wieder lassen wollten, denn sie wußten nicht, ob sie diese wiedersehen würden, durften solches kaum hoffen. Vergebens sprachen auf offnem Markt die Prediger Worte des Trostes zu den Scheidenden, wie zu den Bleibenden; wenn namenloser Schmerz am Menschenherzen nagt, heilt kein Trosteswort, und in äußerster Bedrängniß der Gegenwart erscheint Verweißung an eine bessere Zukunft wie ein Spott. — Alle Wege bedeckten sich mit Fuhrwerken und Rollwagen, zurückkehrende Proviantwagen wurden vielfach benutzt; nach Waltershausen, Friedrichrode, Ohrdruf, Gräfentonna, Eisenach, kurz überall hin nach Städten und Städtchen, wo irgend Freunde und Verwandte wohnten, flüchtete Gotha seinen besten Schatz, seine Mütter, seine Jungfrauen, seine Kinder.

Der Herzog meinte es gut mit seiner Stadt, mit seinen Bürgern, als er diesen grausamerscheinenden Befehl gab, aber die Weisheit hatte nicht zu Rath gesessen mit der Güte, denn nun fehlte das wahre und höchste Palladium, für welches der Mann freudig Gut und Blut opfert, das ihn zum begeisterten Krieger wandelt, das die heilige Glut des Patriotismus in ihm anfacht. Der Herd des Hauses stand verwaist, mit den Fliehenden waren die Penaten von dannen gezogen, für Was sollte der Bürger nun streiten? Sein Muth war gelähmt, der Schmerz der Trennung brach seine Kraft, und an die Stelle der freudigen Begeisterung für den sonst so milden und geliebten Herrscher trat ein dumpfer Groll und die grübelnde Frage — nach dem Recht.

Das sonst so froh gefeierte Weihnachtsfest ging selbst der Herzoglichen Familie trüber als je vorüber. Alle Unruhe kriegerischer Zurüstung erfüllte das ganze Schloß, und jeder Blick aus den Fenstern nach irgend einer Seite hin mußte mit banger Besorgniß die Gemüther belasten. Schon am heiligen Christabend waren in der Nähe der Stadt, auf der Anhöhe, wo das Siechenhaus stand, nahe der Straße nach Siebeleben, und nach Erfurt zu in einiger Entfernung Wachtfeuer des heranrückenden Executionsheeres erblickt worden, und von Tage zu Tage nahmen diese Schaaren zu und verbreiteten sich immer weiter. Schmetternder Trompetenschall drang von Zeit zu Zeit auffordernd vom Felde nach Stadt und Feste, und dieses kriegerische Anblasen wiederholte sich, so oft ein neuer Zug ankam, und seine Lagerstätte ausgewählt hatte.

Mittlerweile waren aber die Festungen mit Mannschaft und Proviant sehr ansehnlich verstärkt. Das treue Volk hatte sich gehorsam eingefunden, eine Menge der fahrenden Hauptleute und Obersten, die Grumbach anhingen, waren auf den ersten Ruf gekommen; untreu aber, lässig und dem Gebote des Herzogs durchaus ungehorsam erzeigte sich die Vasallenschaft auf dem Lande, denn es stellten sich von ohngefähr dreihundert heeresfolgepflichtigen adelichen Insassen nicht über zwanzig.

Das gute Herz Johann Friedrichs war so sehr beherrscht von der eigenen edeln Gesinnung, daß es noch Hülfe zu hoffen wagte von seinem Bruder

Johann Wilhelm, dessen Politik es aber vorzog, dem Gebot des römischen Kaisers mehr zu gehorchen, als dem Gebot und der Stimme des brüderlichen Blutes. Johann Wilhelm weilte in Coburg, im Begriff, zu dem in Saalfeld ausgeschriebenen Landtage zu reisen, und es traf ihn dort ein beweglicher Brief seines Bruders, darin sich dieser freilich bitter genug über den Kurfürsten äußerte, dem Bruder meldete, wie unfreundlich der Neujahrsgruß des Vetters sei, und wie er fest entschlossen, sich nach Leibeskräften zu wehren und zu vertheidigen. Dieser Erklärung folgte die Bitte um Darleihung einer ansehnlichen Summe Geldes, und um die Erlaubniß, die Rittmeister des Herzogs in Dienstbestallung nehmen zu dürfen. Freundlich und beweglich bat Johann Friedrich den Bruder, an ihre enge Blutsverwandschaft, an den alten Sachsenstamm und Namen erinnernd.

Als Antwort folgte ein kühles Bedauern, eine Entschuldigung des Kurfürsten, der nur dem kaiserlichen Gebot gehorche, eine Hinweisung auf die Nichtachtung der frühern Mandate, und die Erklärung, daß es dem Herzog Johann Wilhelm nicht gebühren wolle, sich nun erst der schlimmen Sache der Aechter und ihres Anhangs theilhaftig zu machen. Endlich wisse Herzog Johann Friedrich, daß der Bruder mit leerer Hand und mit Schulden die sonderbare Landesregierung angetreten. Das lange Antwortschreiben schloß mit treugemeinten Warnungen.

Wohin des Herzogs Auge, nach Hülfe umblickend,

sich wenden mochte, es gewahrte keine. Gar mancher Brief ward noch fortgesandt aus der immer mehr umzogenen Feste, an Freunde und Verwandte, an Pfalz, an Hessen, an Henneberg, an Holstein, ja sogar an die Krone Frankreich, aber ungewiß war der Erfolg, unheildrohend und immer unheildrohender gestaltete sich der Stand der Dinge.

Von Erfurt näherte sich ein starker Heereszug, von dem sich zwei Trompeter und zwei Herolde absonderten. Weder die Truppen, welche den Weg bewacht hielten, und den feindlichen Vortrab abweisen sollten, noch die Wachen in den äußern Verschanzungen hielten diese Reiter auf, ihnen wurde überall ehrerbietig Raum gegeben. Am Thore der Stadt angelangt, weckten die Trompeter schmetternden Schall. Der Stadtkommandant war nicht so schnell am Thore, und als er kam, ließ er den kaiserlichen, wie den kurfürstlichen Herold und ihre Begleitung ersuchen, in Geduld zu harren, bis er dem gnädigen Fürsten Meldung gethan. Es währte fast drei Stunden, bevor Wilhelm von Stein mit zehn Hakenschützen kam, das Thor öffnen ließ, und die Gesandtschaft durch die Stadt auf das Schloß geleitete.

Mit aller, der Würde eines kaiserlichen Sendboten angemessenen Formalität wurde der erste Verkündiger schlimmer Nachrichten empfangen. Man führte ihn in das fürstliche Speisezimmer und ersuchte ihn, ein wenig zu verziehen. Der Herold trug einen schwarzen Sammthabit mit Goldstoff

geziert, dem Schnitte und der Form nach einem Meßgewande nicht unähnlich. Auf dem Bruststück prangte der Reichsadler in perlenverzierter Goldstickerei, das Rückenstück schmückte der Reichsapfel auf gleiche Weise. Das Haupt des Heroldes bedeckte ein schwarzes Sammtbaret, wie die Doctoren zu tragen pflegten; in der einen Hand trug er den weißen Heroldstab, in der andern den großen Achtsbrief des Kaisers. Nach einer kleinen Weile trat der Herzog in Begleitung einiger Edlen und Räthe mit freundlicher Würde in seiner Haltung zu dem Harrenden heraus, bot ihm gnädig die Hand, und fragte mit dem ihm eigenen leutseligen Ton: „Was bringt Ihr mir Gutes?“

Tief sich verneigend erwiederte darauf feierlich der Herold: „Abgefertigt von Kaiserlicher Majestät komme ich, und künde von Kaiserlicher Majestät Euer fürstlichen Gnaden Kraft meines Amtes als vereideter Herold alle Ungnade! Desgleichen überreiche ich Euer fürstlichen Gnaden diesen Absagebrief, aus welchem Ihr, gnädigster Herzog, das Weitere ersehen möget, was Kaiserliche Majestät sammt dem ganzen römischen Reich gegen Euer fürstliche Gnaden im Sinne und bedacht haben.“

Der Herzog ließ keine Bewegung blicken. Mit einer leichten Verneigung des Hauptes, die dem Ansehen des Reichsoberhauptes galt, empfing er den Brief und sprach: „Ich weiß mich von Kaiserlicher Majestät keiner Ungnade zu versehen. Ich habe dem Kaiser Zeit meines Lebens nichts zuwider gethan,

sondern allen schuldigen Gehorsam geleistet, bin auch fernerhin erbötig, Kaiserlicher Majestät unterthänig und gehorsam zu sein. Ist es aber, daß der Kaiser mir ja ungnädig ist, so kann ich leicht die Quelle und Ursache dieser Ungnade errathen, die mich höchlich befremdet, denn ich weiß, daß ich dem Kaiser so viel dienen kann, als ein stolzer Meißner."

Der Fürst schritt in seine anstoßenden Zimmer zurück, ohne weiter etwas zu sagen, und der Herold wurde in die Stube der Kammerjunker geführt, der weitern Antwort gewärtig zu sein.

Der Herzog hatte den kaiserlichen Absagebrief noch nicht gelesen, als ihm der zweite Abgesandte förmlich angemeldet wurde; ein Lächeln, wie das des Spottes überflog Johann Friedrichs Züge, und er ertheilte Befehl, auch diesen zur Audienz vorzuführen.

Bald darauf trat, ebenfalls in anständiger und würdiger Begleitung, bunt und stattlich aufgeputzt, der Junker von Planitz, ein Edelknabe des Kurfürsten von nicht mehr als vierzehn Jahren, stolzirend in das Speisezimmer. Er trug einen Rock von Purpursammt mit Goldborden, einen rothen Sammthut mit Goldborden, Beinkleider nach welschem Schnitt von gelbem Sammt, glatt anliegende Kniestiefeln von schwarzem Sammt, mit Goldborden eingefaßt und gestreift, daran goldne Sporen klirrten. In der Hand hielt er ein weißes Heroldstäbchen mit einer rothen Flagge, dessen Spitze in eine Kluppe auslief, welche einen Brief festhielt.

Auch zu diesem Boten trat nach einigem Verzug der Herzog, schon merklich verdüstert durch den Inhalt des mittlerweile zum Theil gelesenen kaiserlichen Schreibens. Er fragte kurz: „Was bringst Du?“ Der kleine Junker verneigte sich zierlich, und sprach dann die Worte, indem er dem Herzog das Stäbchen mit dem daran befestigten Brief entgegenstreckte: „Seine fürstliche Gnaden Kurfürst August zu Sachsen, mein gnädiger Herr, haben mich abgefertigt, Euer fürstlichen Gnaden diesen Brief zu überantworten.“

Johann Friedrich griff fast heftig nach dem Briefe, riß ihn aus der Kluppe und warf ihn auf den nahestehenden Tisch. Dann sprach er: „Wohlan! Ich hätte mich des Ueberzuges von meinem Vetter nicht versehen gehabt, aber sage Deinem Herrn, ich hätte geschlachtet, gekocht, gesotten und gebraten, er solle nur kommen und mit mir Mahlzeit halten; ihm soll begegnen, was er sucht. Ob sein Thun der Erbeinigung, an die er mich so oft erinnert, gemäß, das gebe ich ihm selbst zu bedenken!“

Der kleine Junker, etwas eingeschüchtert durch des Herzogs sehr ernste und nachdrückliche Rede, verneigte sich und flüsterte: „Ich werde meinem gnädigen Herrn Euer fürstlichen Gnaden Worte also anzeigen.“

„Ja!“ sprach der Herzog noch heftiger, denn er vermochte nicht mehr, an sich zu halten, auch mochte es ihn in der Seele kränken, daß der Kurfürst ihm einen Menschen sandte, der die Knaben-

schuhe kaum ausgetreten: „Merke es ja, was ich gesagt, ob das der Erbeinigung gemäß sei?“

„Ich werde alles wohl merken!“ erwiederte der junge Gesandte bestürzt, und wollte sich zurückziehen. Da siegte des Herzogs edles Gemüth über die gegerechte Aufwallung, er kämpfte diese nieder, und rief dem Sendboten zu: „Harre, harre noch! Ich muß Dir etwas zum Lohn schenken!“ Dabei griff er in seine Tasche und zog eine Handvoll blinkender neuer Goldstücke hervor, und drückte sie jenem in die Hände, dazu sprechend: „Das will ich Dir zum Botenlohn verehren! Zeige es Deinem Herrn, wenn Du hinaus kommst, damit er sieht, was ich für Münze schlage, und richte mir fleißig aus, was ich Dir anbefohlen.“

Es waren aber nicht weniger als zwanzig Stücke jener schönen und jetzt äußerst seltenen Ducaten, deren Avers im Palmenkranze der Umrandung die Kurschwerter und das Monogramm H IF K*) zeigt, der Revers aber das vollständige herzoglichsächsische Wappen.

Hierauf wurde der Junker von Planitz ebenfalls in das Gemach geführt, wo der kaiserliche Herold weilte; man spendete dem Letzteren ein Ehrengeschenk von fünfzig Thalern und bewirthete Beide auf das Anständigste.

---

*) Herzog Hans Friedrich Kurfürst.

Der Neujahrsmorgen von 1567 brach düster an. An die Glückwünsche, die auf dem Grimmenstein laut wurden, heftete sich bange Besorgniß; an die Schwingen der Hoffnung hing sich das Gewicht der Befürchtung. Der Herzog empfing mit der Miene froher Zuversicht schon in früher Morgenstunde die guten Wünsche derer, die ihm den Schutz dankten, um dessentwillen Stadt und Feste jetzt belagert wurden, und wahrlich, diese Wünsche konnten nicht anders, als aufrichtig sein. Später und förmlicher nahten unter Vortretung des Hofmarschalls Kaspar von Gottfahrt, die Hofchargen, Räthe und die höhere Dienerschaft, unter ihnen Hans Veit von Obernitz, Hans von Raschkau, Ruprecht von Treusch, der Kanzler Brück, der Doktor der Rechte Johann Hoffart, wie der fürstliche Leibmedicus Paul Luther, Doktor Martin Luthers Sohn. Die Geistlichkeit und der Magistrat erschienen nicht minder, und wenn auch die Stimmung aller Glückwünschenden unter den obwaltenden Umständen kaum eine andere, als eine gedrückte sein konnte, so hatte doch der Herzog fast für Jeden ein freundliches und aufmunterndes Wort.

An diesem Tage sah und sprach auch, nach langer Unterbrechung Moritz Hausener Fräulein Gertrud von Mila. Viel hatte er auf dem Herzen, allein nur wenig vermochte er ihr zu sagen, und sie antwortete ihm, die Hand auf das Herz legend, nur mit einem Seufzer und den wenigen Worten: „Ach, Moritz! Wir thun wohl, uns Glück zu w ü n s c h e n,

denn nirgend sehen wir Glück. Nichts könnte erwünschter kommen. Wohin es aber mit uns allen kommen wird, weiß Gott allein!"

Der Vorübereilenden blickte Moritz traurig nach und seufzte: „Gott gebe Dir, was Dein Herz begehrt; mein Herz ist öde und traurig."

Im engen Familienkreise, ausruhend von dem anstrengenden Gespräche lastender Audienzen saß der Herzog in seinem Zimmer bei einem einfachen Frühmahl, und nur Grumbach theilte dabei die Ehre der Tischgenossenschaft. Die Herzogin Elisabeth nahm Antheil, mit gebeugtem Gemüth; noch kein Neujahrstag war ihr so trüb, so unheildrohend erschienen. Johann Friedrich zwang sich, Heiterkeit zu zeigen, er führte das Gespräch, und als jetzt auf seinen Ruf Johannes Tausendschön eintrat, auf goldnem Credenzteller einen hohen kunstreichen Becher von Rubinglas tragend, in welchem das sächsische Wappen eingeschnitten war, und rother Wein funkelte wie Feuergluth, sprach der Herzog, den Becher fassend und zum Trunk erhebend: „Gebet Wein den betrübten Seelen! Uns ist bange, aber wir verzagen nicht! Trinket, theures Gemahl, trinket uns zu den Trank des Friedens! Es ist keine Kunst, fröhlich zu sein allein in guten Tagen, auch in den schlimmen folget dem Spruch des weisesten Predigers: Trinke Deinen Wein mit gutem Muth!" Er reichte, noch ehe er trank, der Fürstin den Becher. Elisabeth zitterte, ihr Busen hob sich beängstigt, sie hielt den

duftenden Würztrank und sprach bewegt: „Dein Glück, mein Herr und Gemahl!“ Sie trank und konnte nicht verhindern, daß eine Thräne in den Becher rollte. Sie trank, weil sie nicht vermochte, weiter zu reden, und gab dem Herzog den Pokal zurück. Dieser trank: „Dein Wohl und das der Kinder! Gottes Segen über euch!“ — und zu Grumbach sich wendend, sprach er gnädig: „Nun koste auch Du, und trinke auf eine baldige bessere Zeit und eine hellere Sonne des Glücks, als jetzt uns scheint!“ —

„Gutes und böses Glück ruht in Gottes Hand! Sie spende Euch und Eurem fürstlichen Hause das erste in Fülle, und halte das zweite weit von Euch fern!“ sprach Grumbach und that Bescheid, indem er den Becher leerte.

Der Edelpage von Birkenfeld trat mit einem Briefe ein, und der Herzog nahm diesen hastig in Empfang, denn sein Herz lechzte nach guter Botschaft. „Durch einen reitenden Boten von Kassel,“ berichtete der Page.

„Vom wackern Landgrafen Philipp!“ rief der Herzog freudenvoll. „Dieser wird mir helfen, dieser weiß aus eigner Erfahrung, wie einem bedrängten Fürsten zu Muthe ist, er hat schwer, hat lange gelitten, doch auch ihm lächelte später das Glück auf das Günstigste, an seinem und meines gnädigen Vaters Muth und Ausharren ist ein großes Beispiel zu nehmen.“

„Gott gebe, daß Euer Hoffen sich erfülle," sprach Grumbach dumpf, mehr in sich hinein murmelnd, und die Blicke mit gespannter Erwartung auf den Herzog richtend. Die Herzogin eilte zu ihrem Jüngstgebornen, welchen Gertrud auf den Armen im anstoßenden Zimmer schaukelte, und barg an des Kindes Antlitz die strömenden Thränen ihres tiefen Kummers, doch behielt auch sie hernach den lesenden Gemahl im Auge.

Johann Friedrich las lange, still. Das Schreiben faßte beinahe sieben Bogenseiten. Der Brief war nicht, wie der Herzog erwartet, und es zuckte schmerzliche Bewegung über sein edles Antlitz. Leise sprach er unter dem Lesen, gramvoll lächelnd: „Hört ganz ungern von meiner Bedrängniß — hat es längst besorgt, hat längst gewarnt — die Sachen haben viel mehr auf sich als ich denke — hätte den kaiserlichen Mandaten merklich pariren sollen — mich, die Kinder, Land und Leute bedenken — hätte Grumbach abschaffen sollen — kurz — Ausflüchte — nichts, nichts, nichts! —" dann brach er aus, zornlaut und den Brief zur Erde schleudernd: „Auch nichts! Verflucht sei die Freundschaft, die Verwandtschaft in den tiefsten Abgrund der Hölle!"

„O mein Gemahl!" klagte Elisabeth, und eilte auf den Aufgebrachten zu, ihn, der außer sich gerathen wollte, sanftzärtlich, bestürzt und liebevoll umschlingend. „Auch Du, Philipp!" sprach er dann, sich fassend, und griff nach der goldnen Kette,

daran eine Münze hing, die er gewaltsam abriß. „Sieh, theure Elisabeth, sieh, Grumbach, diese Münze Philipps habe ich geschätzt als das beste, schönste, kostbarste Kleinod meiner Schatzkammer! Auf meinem Herzen habe ich sie getragen, an ihr hat mein Muth sich aufgerichtet; es ist die Münze, die Landgraf Philipp zu Hessen schlagen ließ, da das Unglück ihn überstürmte; da leset die Schrift, sie ist deutlich genug: Besser Land und Leut verloren, als einen falschen Eid geschworen." *)

„Ha! Das war ein ehrlicher, männlicher, fürstlicher Spruch, den ich auf meine Münzen hätte prägen sollen!"

„Tröste Dich Gott, theures Weib, ich kann nicht anders, und Du, Freund, zage nicht und fürchte nicht, daß Dein Freund wanke. Falschheit ist nicht in mir! Diese Münze, Elisabeth, gieb sie den Kindern, daß sie damit spielen, wie die Fürsten wollen, daß ich spielen soll mit meinem Schwur. Sie hat für mich keinen Werth mehr. So aber spricht der Herr unser Gott: Ich habe einst geschworen bei meiner Heiligkeit, ich will David nicht lügen." — —

Grumbach ergriff des Herzogs Hand, küßte sie, und preßte sie tief erschüttert ohne Worte an

*) Die Umschrift dieser seltnen Münze ist: BESS. LAND V. LVD. VERLORN. ALS EN FALSCH. AID GESCHWORN. 1552.

sein Herz. Die Herzogin wandte sich weinend ab. —

In der Stadt riefen die Glocken zur Kirche, in den Schanzen donnerte kriegerischer Kanonengruß. Es war kalt und schneite den ganzen Tag.

Zweites Kapitel.

Der Schlag der Lärmtrommeln wirbelte durch Stadt und Festung, alle Mannschaft trat unter Waffen, und mit klingendem Spiel, mit den fliegenden neuen Fahnen zog die Besatzung des Grimmenstein aus der Burg und stellte sich auf dem Berge über der Stadt in Reihen und Glieder geordnet auf. Von der Stadt herauf zogen ebenfalls die vier Fähnlein des Landvolkes, wie die bewehrten Bürger mit ihren Führern, und es bildete sich ein großer Ring. Jetzt schmetterten aufs Neue Trompeten und Posaunen, wirbelten Pauken. Im kriegerischen Festschmuck, voran das Hauptpanier mit dem Kurwappen auf der einen, das Sachsenschild mit dem Rautenkranz auf der andern Seite, ritt der Herzog mit stattlichem Gefolge

aus der Umwallung hervor. Zu Johann Friedrichs Rechten ritt Grumbach, zur Linken Brück, und nur diesen Beiden war es vergönnt, dem fürstlichen Herrn in den Kreis der versammelten Kriegsmacht zu folgen, die übrigen Begleiter blieben außerhalb des Ringes halten. Johann Friedrich warf einen ernsten Blick auf die unter ihm liegende Stadt. In jener Zeit erstreckten sich die stattlichen Häuserreihen des freundlichen Gotha noch nicht so geschlossen bis herauf in die Nähe der hochragenden Burg, und es bot sich vor derselben ein noch größerer freier Raum, als heute die sanft ansteigenden Terrassen vor dem Friedenstein gewähren. Was änderten nicht drei Jahrhunderte in der Gestaltung der Städte! So war es denn der höchstgelegendste Theil des jetzigen Marktes, wo der Herzog zu Roß im Kreise seiner Truppen hielt, ein Zeichen ward gegeben und Alles verharrte im tiefen Schweigen. Mit lauter Stimme, fest und männlich sprach nun Johann Friedrich zu den Schaaren und ihren Führern, welche letztere näher getreten waren, so daß ihnen kein einziges Wort entging: „Euch Allen, meine Getreuen, ist es sicherlich im Gedächtniß, daß ihr insgesammt mir mit Eid und Pflichten verwandt und verbunden seid! Daran will ich denn einen Jeglichen unter euch nochmals besonders freundlich mahnen und erinnern. Jedermann sieht augenscheinlich, daß mein Vetter, und — o daß ich es sagen muß, daß mein leiblicher Bruder mich ohne alle Ursache mit Krieg zu überziehen vermeinen, was kaum aus einem andern Grunde

geschieht, als um das lautere Wort Gottes, daran ich festiglich halten will, um beschworene Treue, die ich nicht weniger halten will, so lange mein Leib nicht in Staub zerfällt! Welcher von euch, meine treuen und geliebten Unterthanen, nun treulich zu mir stehen will, der erhebe deß zum Zeichen zwei Finger seiner rechten Hand."

Und ringsum in dem weiten Kreise erhoben die Schaaren der Männer schwörend ihre Hände. Der Herzog neigte sich ihnen gnädig, und sprach weiter: „Meine Treuen, so hoffe ich, Gott giebt uns Glück. Und sollte Einer oder der Andere in diesem rechtschaffenen Kampfe um das Seinige kommen, dem soll also vergolten werden, daß, Wer einen Pfennig verliert, der soll zwei erstattet erhalten. Auch sage ich euch das: Mancher wähnt vielleicht und läßt sich dünken, daß um des hier gegenwärtigen Festen von Grumbach dieser Handel sich angesponnen, und um ihn allein es zu thun sei, diese mögen mir glauben, daß dem nicht also ist. Mir gilt es, meiner Person, meinem Land und dem heiligen Evangelium. Um Land und Leute soll ich gebracht werden. Bald wird mir eine gewaltige Hülfe von außen her kommen, und mit der Hülfe, so Gott uns sendet, werden wir überwinden, denn also spricht der Herr Herr: Meine Gnade soll nicht von Dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen!"

Es war das Erstemal, daß der Herzog sich veranlaßt sah, zu seinem Volke zu sprechen, und dieses war gewohnt, von scheuer Entfernung aus

zu gehorchen, zu verehren. Die Wirkung dieser von gemeinsamer Gefahr jetzt gebotenen Annäherung war außerordentlich; die einfachen, aber mit einem innigen Ton vorgetragenen Worte des Herzogs wirkten erschütternd, begeisternd, entflammend. Thränen rollten über die Wangen der bärtigen Männer, ein tumultuarisches Geschrei entstand: „Leib und Leben, Gut und Blut für unsern Herzog! Er lebe! lebe hoch!“ Hätte der Herzog den Moment dieser Begeisterung benutzt, wäre er den Schaaren voran hinausgesprengt, so wäre das Heer der Belagerer, das noch dazu ein säumiges, nichtsnutziges Heer war, welches sich begnügte, in den Dörfern zu plündern, zu pressen und zu prassen, total vernichtet worden. Als der Tumult sich legte, als es wieder allgemach still wurde, nahm Grumbach das Wort. Freilich schallte dieses nicht mehr so kräftiglaut, so donnernd, wie einst, doch noch vernehmlich genug sprach der Greis, der vom Kopf bis zu den Füßen in warmen Pelz gekleidet, sich jetzt zu einer ritterlichen Haltung auf dem Roß anstrengen mußte: „Liebes Volk! Ihr habt vernommen, was unser gnädiger Herr euch angezeigt, ihr hört, aus welchen Ursachen dieser Krieg sich anspinnt. Nicht ich bin die Braut, um die man tanzen will, sondern es ist, wie ihr gehört, um unsern frommen Herrn zu thun, den man vollends um das Seine zu bringen denkt. Nichts Neues unter der Sonne! Was dünket euch? Kann auch nur ein Einziger glauben, daß an mir alten, bald siebenzigjährigen Mann so viel gelegen sei, ein

Kriegsheer meinethalb zu bewegen? Solches kann Niemand glauben, darum glaubt auch ihr es nicht, und haltet mich an allem Uebel, das da kommt, entschuldigt!"

Wie sehr auch durch so manches Gehässige, was seine Gegner Grumbach aufzubürden unablässig bemüht waren, weil er sie geistig überragte, und weil er um das Vertrauen des Herzogs vielfach beneidet wurde — die Stimmung der Bürger gegen den Ritter war, so wagte jetzt doch Niemand eine Widerrede; das unbefangene Landvolk jauchzte wie vorher — aber die Bürger — schwiegen, es störte etwas ihre Begeisterung, dämpfte sie. Grumbach hätte nicht sprechen sollen. Ein Verhaßter darf, wenn er kann, seinen Gegnern imponiren; er darf sie beleidigen, mit Füßen treten, sie werden es knirrschend dulden, aber er darf sich nicht zu vertheidigen, zu rechtfertigen suchen, sonst ordnet er sich unter und hat augenblicklich verlorenes Spiel.

Als der Herzog zurückgeritten war, theilte sich die Besatzung wieder in ihre Quartiere, und es wurde alles gethan, was die Sicherheit erforderte. Zunächst wurden sämmtliche Brücken über die Wallgräben der Stadt abgebrochen, bis auf die vor dem Erfurter Thor, welche ein starker Thurm und eine Bastion beschützte. Strenger Befehl der Wachtsamkeit war ertheilt, Niemand sollte undurchsucht aus der Stadt oder in dieselbe hinein gehen, und jeder Brief mußte, so war des Herzogs ausdrücklicher Befehl,

auch wenn er an ihn selbst zu eignen Handen gerichtet war, zunächst an Grumbach abgegeben werden.

Der Feind betrieb seine Kriegsrüstungen auf das Eifrigste. Schon unterm 16. December des vergangenen Jahres hatte Kurfürst August zu Sachsen auf Befehl des Kaisers die Streitmacht der nächstgelegenen vier Kreise, des niedersächsischen, westphälischen und fränkischen entboten, und so war auch an den fränkischen Kreisobersten, Georg Ludwig von Seinsheim die Aufforderung ergangen, zur Erhaltung des Landfriedens beizutragen, und mit den bestimmten Truppen, mit grobem Geschütz und Munition spätestens bis zum neunten Januar im Lager vor Gotha einzutreffen. Seinsheim haßte Grumbach bitter, der Befehl war ihm willkommen, und eilend flogen seine Boten an alle Fürsten und Stände des fränkischen Kreises, sie zu doppelter Reichshülfe aufmahnend. So erging denn auch diese Aufforderung an den Fürsten von Henneberg, Georg Ernst, auch er mußte der Nothwendigkeit nachgeben, und seine Vasallen aufbieten. Desgleichen mußte an alle Amtleute ein Gebot erlassen werden, daß kein Unterthan fremde Kriegsbestallung annehmen solle. Durchmärsche drohten das Land zu belästigen, Musterplätze sollten da und dort beunruhigen, Ent-

schuldigungen der Vasallen mit Krankheit oder Unvermögen liefen in Menge ein; dieß alles ängstigte den bejahrten Fürsten Georg von Henneberg, und trübte seinen Lebensabend. Dort sah er den geliebten eng befreundeten Herzog von Gefahren aller Art umdroht, und er selbst sollte Truppen gegen ihn senden, während gleichzeitig ein Schreiben Herzog Johann Wilhelms ihn berief, persönlich auf dem Landtag zu Saalfeld zu erscheinen, ein zweiter Brief desselben Herzogs sein feindliches Verfahren, seine Theilnahme an der Exekution mit dem Gehorsam gegen den Kaiser, und dem Mitleiden mit seinem Bruder, dessen Gemahlin und Kindern entschuldigte, und nicht minder gleichzeitig der bedrängte Johann Friedrich für sich um Hülfe flehte.

In dieser Zeit kreuzten sich fürstliche Boten auf allen Wegen und Stegen, eine lebhaft unterhaltene Correspondenz der befreundeten Fürsten untereinander berichtete gegenseitig vom Stand der Dinge, und alles, was vernommen wurde, und nur einigermaßen merkwürdig erschien, ward eigenhändig oder auf dem Wege der Kanzleien an die geschrieben, die es interessiren konnte. Es ist von diesem geschichtlichen Material der Nachwelt so viel aufbehalten, daß es, gedruckt, Folianten erfüllen würde, und wie trocken auch im Allgemeinen die Ausdrucksweise jener Zeit sich darstellt, dennoch gewähren jene Briefwechsel manchen anziehenden Aufschluß über die Charaktere der handelnden Hauptpersonen.

Nichts weniger als musterhaft war die Manns-

zucht unter den aus so vieler Herren Ländern zusammengeworbenen Kriegsvölkern, und bald verbreiteten sich schreckhafte Nachrichten von den zur Belagerung heranziehenden, und bereits gelagerten Truppen nach allen Richtungen hin. Da ein so großer Theil derselben aus Berittenen bestand, wurde diesen Räuberei und Plackerei um so leichter, den Siedlern der offenen Dörfer um so drückender.

Herzog Johann Friedrich blieb keine Stunde ohne neue Nachricht, denn noch war die Stadt nicht so ganz eingeschlossen, daß nicht Boten und Befehle den Aus- und Eingang gefunden. Er ließ nichts unversucht, den Feind mindestens aufzuhalten. Alle gothaischen Förster auf dem Thüringer Walde erhielten Befehl, die Wege zu verhauen, und da diesem Befehl Folge geleistet wurde, so sahen sich die aus Franken und Henneberg heranziehenden Truppen nicht wenig gehemmt, denn die von hohem Schnee bedeckten Gebirgspässe, ohnehin, wenn sie offen waren, kaum zu dieser Jahreszeit zu überschreiten, gänzlich ungangbar zu machen, war ein Leichtes, und die Truppen mußten größtentheils über Eisenach ziehen.

Die fränkische Kreishülfe sammelte sich zu Römhild, und zog, von Seinsheim geführt, über Meiningen das Werrathal abwärts.

Während kriegerischer Zurüstungen aller Art in und außer der Stadt Gotha, ward zu Saalfeld der von Herzog Johann Wilhelm eigenmächtig und

allein ausgeschriebene Landtag eröffnet. Das stattliche Rathhaus nahm am frühen Morgen des vierten Januar 1567 die Grafen, Freiherren, Ritter und die Abgeordneten der Städte auf, und der Herzog sprach zu den zahlreich versammelten Ständen. Er führte an, daß dringliche und unvermeidliche Ursachen ihre Berufung erheischt, sprach sich anerkennend und gnädig über ihren Gehorsam aus, und brachte ohne lange Umschweife die Rede auf das unselige Verhängniß, welches Gotha durch die Exekution gegen Grumbach, dessen Achtsverwandte und deren Aufhalter, den Herzog Johann Friedrich, bedrohe. Er erwähnte die Befehle des Kaisers, denen er gehorsamen müsse, kurz, aber doch zierlich, wie die Berichte über den Vortrag des Herzogs sich ausdrücken, und befahl schließlich den Secretarien, die gefaßte Hauptproposition mit den beiliegenden Mandaten vorzulegen, worauf er sich entfernte.

Die Proposition referirte, was bereits geschehen, Besetzung des Landes durch Truppen, Ankündigung der Exekution durch einen Ehrenhold, welcher Befehl habe, sich auch gegen die Landschaft zu erklären; ferner, daß von Seiten des Kurfürsten die Reichshülfe und der Zuzug gefordert worden, und war mit allen nöthigen Dokumenten belegt. Weiter war in derselben das Bedauern des Herzogs Johann Wilhelm ausgesprochen, daß weder seine Fürbitten bei Kaiser und Reich, noch auch die brüderlichen Abmahnungen bei Herzog Johann Friedrich gefruchtet hätten, und er, der Herzog, zuletzt ohne Antwort

gelassen worden sei. So müsse nun dieser Handel Gott befohlen werden, obwohl der Herzog wegen seines lieben Bruders, wegen dessen junger Söhne, auch aus eigenem Interesse, und aus Sorgfalt für die getreue unschuldige Landschaft zum Höchsten bestürzt und bekümmert sei.

Es wurde im weitern Verlauf der Proposition an den vom Vater beider Brüder aufgerichteten Erbvertrag, an die gelobte Treue in Aufrechthaltung des väterlichen Testamentes erinnert, nicht ohne Selbstlob, und man konnte sich auf die publicirte Reichsordnung trefflich stützen. Letzteres war vor allem nöthig, um endlich den Ständen darzulegen, daß die Kosten der Exekution von dem Herzogthum selbst zu tragen und zu erstatten seien, wenn nicht das besetzte Land feindlich innebehalten, gebrandschatzt, verwüstet, am Ende getheilt und die getreuen Stände und Unterthanen aufs Aeußerste geschädigt werden sollten, was natürlich dem Herzog selbst nur nachtheilig sein könne, um so mehr, da ohnedieß auf des Bruderherzogs Landesportion eine große Schuldenlast ruhe. Deshalb habe Herzog Johann Wilhelm am Liebsten gesehen, auch wegen der künftigen Unterhaltung der Söhne seines Bruders, wenn ihm des Bruders Land, zum Besten der Neffen, Tutoris nomine überantwortet werde. Dieß zu bewilligen, liege nun freilich nicht in der Absicht des Kaisers und der Reichsstände, sondern diese begehrten von ihm als nächsten Agnaten und Mitbelehnten eine Assecuration im Betreff der Kriegskosten.

Demnach ergehe an die getreuen Stände das gnädige Begehren, den beschwerlichen Fall zu berathen, ob der Herzog des Bruders Landes-Antheil aus der Hand, und durch die verordneten Kreise einnehmen lassen, oder sich in eine Assecuration der Kriegskosten halber, doch nach Disposition der Reichsordnung einlassen solle, oder auf welche Weise sonst das Verderben des Landes abgewendet werden möge.

Der Bevollmächtigte des Herzogs hatte kaum die Vorlesung der Proposition beendigt, nach welcher sehr viele versammelten Stände sich bedenklich, fast rathlos anblickten, als ein Schreiben des Herzogs Johann Friedrich übergeben wurde, das vom vorigen Tage dadirt war, und noch in derselben Sitzung zum Vortrag kam. Der Herzog schrieb, er sei berichtet worden, daß sein Bruder einen Landtag in Saalfeld ausgeschrieben, und nicht nur die Landschaft des einen, sondern auch die des andern Theils dazu entboten habe; daß er seinen Bruder dringend um Hülfe angesprochen, die er sich von ihm auch versehen habe, er müsse jedoch das Widerspiel erfahren, indem Herzog Johann Wilhelm sich habe verführen lassen, sich zu Herzog August zu halten, und auch die getreuen Unterthanen widerspenstig mache, um ihn, den Bedrängten, unterdrücken zu helfen. Darum mahne nun Herzog Johann Friedrich die Stände an ihre Unterthanenpflicht, sich unter keinerlei Schein und Namen abwendig machen zu lassen, ja er bitte um ihr Mitleid. Er forderte aber auch mit ernsten und nachdrücklichen Worten

nochmals den Zuzug der Vasallen mit reisiger Hülfe. Er schob die Schuld des Ueberzugs auf Verhetzung der ihm Widerwärtigen beim Kaiser, auf die ungetreuen Baalspfaffen, und erinnerte daran, wie seinem Vater mitgespielt, und ihm wider Gott, Recht und Ehre sein Erbland und das Kurfürstenthum abgedrungen worden sei. Gehorsamen verhieß das fürstliche Schreiben am Schluß alle Gnade, Ungehorsame und Abtrünnige bedrohte es mit gebührender Strafe eidvergessener Unterthanen.

Die Proposition des einen Herzogs, der sich schon als Alleinregenten betrachtete, und dieser Brief des zweiten, des Aeltern, beides mit einander im stricten Widerspruch stehend, gaben den getreuen Ständen genug zu bedenken und zu berathen. Das Resultat ihrer Berathung ließen sie am folgenden Tage schriftlich bei dem Herzog einreichen. Das Schreiben beklagte in gewählten Worten den betrübenden und noch nie erhörten Stand der Dinge, erklärte treue Gesinnung und schuldigen Gehorsam, stellte aber vor, daß die große Wichtigkeit der Sache, die beiderseitige Erbhuldigung und Unterthanenpflicht, der die Stände zur Zeit noch nicht entnommen wären, eine schnelle Entscheidung unmöglich mache. Zugleich wurde der Inhalt von Herzog Johann Friedrichs Brief erwähnt und copeilich mitgetheilt, und gebeten, der Herzog wolle die Stände mit dem erforderten Bedenken gnädiglich verschonen, vielmehr nach eignem hohen von Gott verliehenem Verstande die Angelegenheit christlich und fürstlich erwägen,

damit dem Verderben von seines und seines Bruders Lande vorgebeugt werde.

Am Montag, als die Stände sich wieder auf dem Rathhaus eingefunden hatten, trat Herzog Johann Wilhelm in Begleitung desselben kaiserlichen Heroldes, der dem Bruder die Acht verkündigt hatte, und zweier Abgeordneten des Kurfürsten in die Versammlung. Einer der letztern, Doctor Lindemann, nahm zuerst das Wort, setzte in langer und zierlicher Rede nochmals die längstbekannten Ursachen der Exekution auseinander, und fügte hinzu, daß der anwesende Herold im Namen des Kaisers, und er und seine Begleiter im Namen des Kurfürsten als Kreisobersten ausdrücklichen Befehl hätten, auch ein besonderes Mandat noch erwarteten, die Unterthanen und die Landschaft von Herzog Johann Friedrichs Landesantheil ihrer Eide, Pflichten und Lehensverwandtschaft loszuzählen, und auf die erwähnte Assecuration an Herzog Johann Wilhelm allein zu weisen.

Hierauf zog der Herold einen kaiserlichen Kanzleibefehl hervor, und theilte dessen Inhalt den bestürzten Ständen mit lauter Stimme mit, fügte auch alsbald die Formel der Loszählung hinzu, worauf der Doctor wieder das Wort ergriff, und den Akt mit Ermahnungen zu Gehorsam und Pflichtreue, wie mit Warnungen gegen die nicht Parirenden schloß.

Der Sprecher des Landtages, Martin Möller

aus Jena, erbat nun Zeit zur ferneren Berathung und Resolution über diesen hochwichtigen Punkt.

Die Berathung währte mehrere Tage. Erst am siebenten Januar wurde die Resolution an den Herzog überreicht. Ihr Inhalt sprach mit edlem Freimuthe tiefe Betrübniß aus über das, was geschehen, beklagte den geliebten Herzog Johann Friedrich, beschrieb den Akt der Loszählung durch den Herold, der einen kaiserlichen Kanzleizettel gehabt und verlesen, und schilderte den unaussprechlichen Kummer und die Schmerzen, womit die treuen Stände solches alles angehört, Schmerzen, die nur Gott kenne, die sich nicht reden und schreiben ließen. Es sei billig und gebühre Ehren halber den Ständen, ihrem geliebten Landesfürsten und Herrn das an sie ergangene traurige Ansinnen zu melden, und sich ohne sein Wissen von ihm nicht abweisen zu lassen. Da der Stand der Dinge jedoch ein solcher sei, daß er Verzug und Aufschub nicht vertrage, es wäre denn, daß man wissentlich und muthwillig Land und Unterthanen in äußerste Noth kommen lassen wolle, da des Kaisers Mandate und harte Drohungen zum Gehorchen nöthigten, da die größte Noth bereits vor Augen, so könnten die betrübten Stände nicht umhin, um des Landes völliges Verderben zu verhüten, aus der Noth eine Tugend zu machen, und hätten im Namen des allmächtigen Gottes beschlossen, sich an ihren auch angebornen von Gott geordneten Erbherrn, Landes- und Lehensfürsten weisen zu lassen. Die frömmsten, rührendsten Wünsche für

das Wohl beider Herzoge und ihrer Kinder folgten, und die nochmalige Versicherung, daß nur des Landes Wohlfahrt und die hohe, große, unvermeidliche Noth zu diesem Schritt genöthigt, dem gewiß bittrer, doch unverschuldeter Tadel in öffentlichen Schriften nicht ausbleiben werde. Für diesen Fall baten die Stände den Herzog um Schutz, wie um Fürsprache beim Kaiser und den Reichsständen. Insonderheit aber baten sie, und um Gottes Willen, sie und das Land bei der wahren Religion der Augsburgischen Confession und den Schmalkalder Artikeln bleiben zu lassen, auch daneben um Schutz für das Land gegen das durchziehende Kriegsvolk, und schlossen dann kurz, blos mit der üblichen Formel, dieß um den Herzog in Unterthänigkeit gehorsam verdienen zu wollen.

Der Ueberbringer dieser Resolution erhielt noch den Auftrag, mündlich um Aufrechthaltung aller ständischen Freiheiten, Rechte und Privilegien zu bitten.

Die Stände wurden hierauf am folgenden Tag um ein Uhr Mittags auf das Rathhaus gefordert. Dort erschien wieder der Herzog mit den Delegirten; es wurden mehrere, mittlerweile angelangte kaiserliche Mandate zum Vortrag gebracht, davon eins besonders die Loszählung und neue Anweisung befahl, nach deren Anhörung die Versammlung auf den nächstfolgenden Tag zur formellen Vollziehung des Aktes beschieden wurde.

Diese Handlung, als sie nun wirklich vor sich

ging, eröffnete der Herzog mit einer Anrede, in der er mehrere Punkte der Resolution berührte, die nicht erfreuend zu seinem Innern gesprochen haben konnten.

„Ich begehre," sprach Johann Wilhelm unter Anderm: „fremden Gutes nicht; ich gönne Jedem gerne, was Gott ihm gönnt. Daß es mit meinem lieben Bruder dahin gerathen, wo es ist, trage ich herzliches Mitleid und Erbarmen. Auch mich drängt die Noth, die Land und Unterthanen bedräut, zu diesem Schritt! Ich bitte den allmächtigen Gott, daß seine Barmherzigkeit mich also leite und regiere, daß die mir aufgelegte Bürde der Administration seinem göttlichen Namen zu Ehren und der getreuen Landschaft zur Wohlfahrt gedeihen möge!"

Davon, die Lande dem unglücklichen Bruder oder seinen Söhnen dereinst zurückgeben zu wollen, ihnen nur ein treuer Verweser zu sein, wozu das unvermeidliche Verhängniß jetzt drängte — davon sprach Herzog Johann Wilhelm kein Wort.

Es las nun einer der begleitenden Mandatare die Eidesformel den im dumpfen Schweigen und bekümmert in einem Halbkreis stehenden Ständen vor. Diese Formel war lang gefaßt. Sie nannte den Herzog Johann Friedrich als einen Fürsten, dessen Land und Leute verwirkt und verfallen, zählte die Unterthanen ihrer Pflichten ledig, wieß sie an den Herzog Johann Wilhelm und dessen Erben, und schloß: Und auf den Fall, welches Gott der Allmächtige verhüten wolle, daß Herzog Johann Wilhelm und dessen Leibeserben mit Tod abgehen

sollten, so will und soll Ich (der Schwörende) Kraft derer im Hause zu Sachsen aufgerichteten Erbverbrüderung und Erbhuldigung mich alsdann an Herzog Augusten Kurfürsten zu Sachsen rc. und dessen Leibes- und Lehens-Erben, und im Fall, da dieselben auch nicht mehr am Leben wären, an den Landgrafen zu Hessen und dessen rechte, natürliche, ehelichgeborene Leibes-Erben halten, und dawider wissentlich keineswegs thun, oder Jemandes Zuthun verstatten, alles treulich und ohne Gefärde, so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum, seinen lieben Sohn, unsern Herrn! — Die Stände schwuren. —

Der Väter Sünde wird heimgesucht an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, sagt ein mit Gottes Barmherzigkeit schwer vereinbarer Bibelspruch. Johann Friedrichs erbitterte Gegner hatten es noch schlimmer im Sinn; seine armen unschuldigen Kinder und zu hoffenden Enkel sollten des Vaters Vergehen gegen das deutsche Reich immer und immer tragen und büßen, sollten Bettler werden nach dieser furchtbaren, von Haß und Eigennutz dictirten Formel. Im Himmel aber waltete ein gerechter zwar, doch auch ein gnädiger Richter.

In Gotha regten sich rührig tausend Hände und trugen das hohe und stattlichgebaute Kaufhaus zum größten Theil ab, auf dessen Fundamenten das heute noch stehende, mit dem Rathhaus vereinte Gebäude wurzelt. Noch war die Belagerung nicht schreckhaft, bisweilen knallte da oder dort ein Böller, eine Feldschlange, eine Karthaune, deren Gruß dann nicht unerwiedert blieb, oder es ritten und liefen etliche kecke Ritter und Reisige durch eine oder die andere Ausfallpforte hinaus, beunruhigten mit Plänkeln und Scharmutzieren die Arbeiten der Gegner, welche Schanzen und Wälle aufwarfen und Laufgräben zogen, und riefen ihnen Hohnworte und Spottverse zu, die ebenfalls in reichem Maaß erwiedert wurden.

Auf der Burg war die Besatzung noch gutes Muthes. In der großen Trinkstube saßen die zahlreichen Obersten und Hauptleute, zechend und plaudernd, Trinksprüche sprechend und lustige Reime ausbringend auf die Gegner. In vielen Exemplaren lag die Nachtigall, frischgedruckt von Frankfurt angekommen, auf den Tischen, zum Theil schon überfeuchtet von manchem verschütteten edlen Tropfen.

„Ein wackrer Bursch, der Klebitz, das muß wahr sein!“ rief Wilhelm von Stein: „seine Nachtigall pfeift anmuthiglich zu unserm Reigen!“

„So etwas bringt Ihr Poeten nicht zu Stande,“ wandte sich Jobst von Zedwitz zu Hans Beier und dessen Reiterfähnrich Michel, genannt der Sachs von Torgau, welche beide sich bisher in

Spottreimen vielfach versucht und damit einigen Ruf unter dem Kriegsvolk erlangt hatten.

Auch der Herzog hatte so eben die zu seinen Gunsten singende Dichterstimme des Verfassers der Nachtigall gelesen, und sprach mit wehmüthigem Lächeln zu seiner Gemahlin: „So gibt es doch noch Menschen, die für uns sind. Nicht Alle hassen und verfolgen uns! Den Mann, der dieses Gedicht schrieb, kenne ich nicht, weiß nichts von ihm. Siehe, da sagt er mir in seiner Zuschrift, daß er unter den Bäumen des Feldes, bei einem Zweipfennigbrod diese Verse gedichtet, um sich durch das Unglück eines so großen und standhaften Fürsten, wie ich sei, über seinen eigenen Kummer zu erheben. Dieß sind seine Worte. Ueber welche Kraft gebietet doch ein Dichterherz!"

„O wehe solch trauriger Tröstung!" erwiederte Elisabeth mit sanfter Theilnahme. „Besser, er hätte in einen andern Trostspiegel blicken können, als in den Deines Schicksals, mein Johann!"

„Es ist so viel Wahrheit in diesem Liede!" sprach der Herzog weiter.

„Ja wohl, schwere und bittre!" seufzte Elisabeth, und repetirte einige ihr im Gedächtniß gebliebene Zeilen, die ihrer selbst gedachten:

„Pfalzgraf am Rhein, die Töchter dein—
Jetzunder sehr betrübet sein.
Zwo Schwestern, die zween Brüder han
Ach Gott! in großer Trauer stahn!"

„Man kann nicht kürzer und wahrer schildern,“ setzte die Fürstin hinzu.

„Du hast vollkommen Recht, Theure!“ bestätigte der Herzog. „Das achte ich für die größte Kunst eines Poeten, im Gewande der Poesie dennoch mit schlagenden Worten die Wahrheit auszuprägen. — Auch ich bin ein Dichter!“ fügte er, nicht ohne selbstbewußten Stolz sich in die Höhe richtend, hinzu. „Auch mir gelingt bisweilen Spruch und Reim, und leicht schmiegt sich an letztern der Gedanke an, zum Preiße Gottes und seines eingebornen Sohnes.“

„Du bist mein Freund und mein Held, Gott sei mit Dir, mit uns Allen!“ sprach die hohe Herrin mit Rührung, und drückte einen Kuß auf die Hand des Gemahls.

Jetzt öffnete sich die Thüre, und herein trat des Herzogs stiller und bleicher Kammerknecht, eine starke Depesche in der Hand, doch blieb er, sich ehrerbietig verneigend, an der Thüre stehen.

„Was bringst Du, Tausendschön?“ fragte freundlich der Herzog, während Elisabeth ängstlich auf den Knaben blickte, denn ihr ahnendes Herz sagte ihr, daß wohl keine irgend erfreuliche Botschaft mehr über die Wälle des Grimmenstein kommen werde, doch ließ die milde und edle Frau ihre bange Besorgniß den Ueberbringer nicht fühlen, mit dem sie ein inniges Mitleid empfand. Sie wußte nur zu gut, daß seine eigene Seele litt, und daß die wun-

derbar aus ihm sich offenbarende Gabe der Vision an seinen Lebenskräften zehrte.

Der Herzog hatte die Schreiben dem Boten abgenommen; es war zunächst der Brief, den die Stände von Saalfeld durch einen reitenden Boten am gestrigen Tage an ihn abgefertigt und er las ihn schweigend durch. Der lange Eingang wiederholte den Inhalt seiner Zuschriften und Befehle, dann sprach sich Mitleid aus mit dem Herzog, seiner Gemahlin und der jungen Herrschaft, Hoffnung, daß Gottes Gnade den unglückseligen Zustand wende, und daß den Ständen nichts lieber sein solle, als erwünschte Hülfe zu leisten. Allein nun wurden die kaiserlichen Mandate erwähnt, die Befehle des Kurfürsten, die des andern Landesherrn, die schwere Alternative, das Land gänzlich in Feindes Hand kommen zu lassen, oder den Ausweg der Assecuration zu ergreifen. Es wurde angeführt, wie die treuen Stände gebeten hätten, sie mit der qualvollen Wahl zu verschonen, die Copien ihrer Schriften lagen bei, und der fernere Hergang wurde referirt, die angedrohte Gewalt feindlichen Ueberzugs gemeldet. Den Schluß bildete die flehentliche Bitte, der Herzog möge in Betracht dieser dringenden Umstände die Landschaft gnädiglich entschuldigt halten, und sich nicht gegen sie zu Ungnaden bewegen lassen.

Johann Friedrich lächelte bitter. Er hatte nun nichts mehr zu hoffen, und nicht unvorbereitet traf ihn dieser letzte, all seine Erwartungen vollends zertrümmernde Schlag. „Was kann Euch meine Ungnade

schaden?" fragte er sich mit leisem Spott in sich hinein, und fügte mit Jesaias Worten prophetisch hinzu: „Es ist noch gar um ein Kleines zu thun, so wird die Ungnade und mein Zorn über ihre Untugend ein Ende haben."

Dann blätterte er in einem Folianten, der auf dem Tische lag, einer Welthistorie, und las darin eine Stelle, worauf er laut sprach: „Grumbachs Sprüchlein bleibt doch ewig wahr: Nichts Neues unter der Sonne! Ich bin nicht der erste Johann ohne Land."

Ueber den Engelseher kam plötzlich einer der sich jetzt immer öfter wiederholenden, fast kataleptischen Anfälle. Er stand, wie ein mit offnen Augen Träumender, unheimlich, grauenhaft. Die jungen Prinzen fürchteten sich und enteilten von ihrem Spielwerk. Elisabeth bebte. Johannes Tausendschön öffnete den Mund und sprach melodische Worte, und die Starrheit, die momentan auf seinem bleichen Angesicht ruhte, wich sehr schnell dem überirdischen Ausdruck eines Verklärten, so den Namen rechtfertigend, den der Herzog ihm beigelegt.

„Sie ziehen heran, zahllos mit Heeresmacht!" sprach er. „Die Engelein weinen! Zage nicht, zage nicht! Auf den Herrn Deine Hoffnung! Ein Engel bleibt Dir, ein Engel im Lichtkleid. Alle Andern tragen Trauer. Sei gesegnet weiße Frau! Königin im Heiligenschein! Ach! Ach — da sehe ich den schwarzen Wagen, in dem einst meine Mutter fuhr. Arme Gefangene! Fort, fort! Fahre wohl! fahre

wohl!" — Kummervoll wandte sich der bleiche Tagwandler, und kummervoll blickten ihm zwei schöne, thränengetrübte Augen nach. Der Herzog faltete die Hände zum Gebet, und sprach mit dem Schmerz eines Mannes: „Wie Du willt, Herr! Dein Wille geschehe!"

Drittes Kapitel.

Was unheilverkündend vor des Sehers geistiges Auge getreten war, trat nur zu bald unheilbringend in Wirklichkeit vor die Augen der Belagerten. Der achte Tag des Monat Januar brach als sonnenheller Wintermorgen an. Der blaue Aether spannte sich hoch und licht über dem Grimmenstein. Im Sonnengold blitzte, wie eine Feuersäule, von der Spitze des gigantischen Thurmes das Erzbild des geharrnischten Kriegsgottes mit der Fahne. Die mit leichter, gefrorener Schneedecke überhüllten Fluren breiteten sich rundum aus, nur da und dort unterbrochen von den schwarzen Erdhaufen der aufgeworfenen Verschanzungen. Weit zur Ferne vermochte jedoch der Blick nicht zu dringen, denn winterliche Duftschleier überflorten dicht die Fluren. Der Wald

war so wenig sichtbar, wie die Gleichischen Burgen, und nach Norden hin entzog sich das endlos bis zu den Vorbergen des Harzes sich flach hinbreitende Gefild schon in Stundenweite dem Blick. Dort zeigte sich die hohe Wand einer grauen Nebelschicht, und auf ihr malte sich, in ungeheurer Gespenstergröße, der Grimmenstein, hinter welchem gerade die Sonne stand, mit seinem mächtigen Thurm, seinen hohen Giebeldächern, ragenden Schornsteinen und Mauerzinnen, während der Schatten des Berges der unter ihm liegenden Stadt noch die Strahlen der Sonne entzog. Wer sie sah, jene seltsame und seltne Luftspiegelung, erbebte, und deutete flüsternd hin, und hielt diese, nicht lange anhaltende Erscheinung für eines der bedenklichen Omina, deren in kurzer Aufeinanderfolge schon mehrere erblickt oder gehört worden waren. Draußen in den feindlichen Schanzen wurde es mehr und mehr lebendig, man hörte Trommeln und Trompeten von allen Seiten, und bald berichteten hinausgeschickte Späher der unter den Waffen haltenden, eines Angriffs gewärtigen Mannschaft in Stadt und Feste, daß jetzt erst das eigentliche Executionsheer dem Lager zuziehe, in höchst eigenen Personen vom Kurfürsten August und dem Herzog Wilhelm angeführt. Bald wimmelte es rund um die Stadt von zahllosen Heerhaufen. In buntester Mannichfaltigkeit flatterten und schwebten die gestreiften Bannerfahnen, deren in der Regel jeder Heerhaufen sechs an der Zahl führte, über dem Wald der Speere oder Hakenflinten. Je mehr die höher

steigende Sonne den Nebel des Wintermorgens zerstreute, desto mehr traten Fahnen, blitzende Panzer und Waffen aus ihm hervor, desto mehr entrollte sich ein überaus belebtes und bewegtes Fernbild. Buntfarbig gestreifte Zelte bauten sich auf, da und dort, Proviant- und Rüstwagen fuhren dahin und dorthin, indeß sich mehr und mehr die Schaaren ordneten, während zahlreiche Geschütze zwischen mächtige Schanzkörbe gestellt, und nach der Stadt und nach der Feste gerichtet wurden. Am stärksten war das Getümmel und Zusammendrängen in der Richtung nach Remstedt und Goldbach hin, und an den prachtvollen und hohen Gezelten, die sich dort erhoben, konnte man schließen, daß der Oberfeldherr an jener Stelle sein Lager beziehen wolle.

Herzog Johann Friedrich stand mit Grumbach, Brück und einigen andern Männern seiner Umgebung hoch oben über der Uhr in der Laterne des Thurmes, von wo aus jede Bewegung des Feindes vollständig überschaut werden konnte. Die einzelnen Stockwerke des Thurmes waren mit Geschützen besetzt, die aus jeder Oeffnung drohende Mündungen streckten, Arkeleiknechte standen mit brennenden Lunten zur Bedienung bereit. Des Fürsten Auge weilte auf der Gegend, wo Kurfürst August Lager schlug. Das Phantasma, welches vorhin auf dem sie deckenden Nebel magisch ruhte, war verschwunden, ein andres Bild trüber Wirklichkeit zeigte sich jetzt. Reitergeschwader in Menge, geordnete Schaaren Fußvolk bewegten sich geregelt gegen die Stadtnähe. Ein

Trompeter mit zwei Begleitern sonderte sich ab, und ritt mit einer weißen Fahne, dem Zeichen des Friedens, dem Brühler Thore zu.

„Sieh, sieh, dort kommen brüderliche und freundvetterliche Sendboten!" rief der Herzog mit mehr Spott und Laune, als die bedrohliche Gegenwart zu gestatten schien. „Habt Acht, was sie bringen? Unsre Thorbesatzung reitet ihnen entgegen! Sie besprechen sich! Die Feinde überreichen Schriften! O ihr papiernen Drachen! Man sollte ihnen die Nachtigall dagegen geben!"

„Ei ei! Die Galgenvögel kommen in starken Schwärmen!" sprach Brück jetzt mit bedenklicher Miene.

Es zog der Pomp des Heeres, das der Feldherr mit Schaugepränge, um damit zu prahlen und den Belagerten Furcht einzuflößen, um die Stadt führte, nahe den Seebergen hin, und hatte seinerseits volle Muße, die majestätisch sich aufthürmende Feste anzustaunen, deren Bau dastand, wie ein Erzguß, und die gar nicht aussah, als fürchte sie die kleinen Menschlein, die ihren trotzigen Bollwerken in ehrerbietiger Entfernung vorüberkrochen — die Festung, deren Hof dem geräumigen Marktplatz einer rund von Gebäuden umgebenen Stadt glich.

Jetzt schmetterten vierundzwanzig Trompeter salutirend herüber, und auf einem Hügel hielten neben dem großen Hauptbanner mit den Kurschwertern der Kurfürst und der Herzog. Johann Friedrichs geübtes Auge erkannte Beide, und ballte die Fäuste in

gerechtem Ingrimm hinaus, indem er ausrief: „O Saul! Saul! Was verfolgst Du mich?“ Und mit eigner Hand ergriff er eine große Fahne, die zusammengerollt im Thurme lehnte, stieß sie hinaus nach der Richtung, wo die Gegner hielten, rollte sie auf, und siehe, als der frische Hauch des Nordostwinds sie aufschwellte, da blähte sie blitzend im Sonnengold die mit ächtem Silber aufgemalten Kurschwerter trotzig entgegen, daß Bosheit und Aerger den Kurfürsten packten, und er mit einem Fluche sein Roß herumriß und weiter ritt. Herzog Wilhelm ließ seine Blicke noch eine kleine Weile auf dem gewaltigen Schloß, auf der schönen Stadt ruhen, von deren Wällen und Mauern Kopf an Kopf, Spieß an Spieß dicht gereiht, herübersah, von Raum zu Raum ein flatterndes Fähnlein, schwarz und weiß. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, und er sprengte dem Kurfürsten nach, der mit dem Heer den Umzug um die ganze Festung und Stadt fortsetzte, dem Sundhäuser Thor noch vorbeiritt, und dann wieder dem Lager bei Remstedt sich zuwandte.

Dem Herzog wurden, als er den Thurm verlassen hatte, vom Wachtmeister des Schlosses die Schriften dargereicht, welche die Reiter in vielen Exemplaren am Thore abgegeben. Sie enthielten die gedruckten Auf- und Abforderungen des Kurfürsten, wie des Herzogs, an Stadt und Feste, an Lehensleute und Unterthanen, sich vom Herzog loszusagen, ihm den Gehorsam zu kündigen, und die Aechter auszuliefern.

Grumbach hatte auch ein Exemplar in der Hand und las, und schlug jetzt ein Hohngelächter auf, indem er ausrief: „Nichts Neues unter der Sonne! Wäre Hussens Wort: o sancta simplicitas irgend wo nochmals anzubringen, so dürfte ich es brauchen! Seht da nennt mich die plumpe Einfalt meiner Feinde, verzeiht den respektwidrigen Ausdruck gegen des Herrn Bruders Liebden, gnädiger Herr, — einen alten Zauberer und Teufelsbanner, und beschuldigt mich, mich, daß ich beim Volke vorgegeben, der feindliche Ueberzug geschehe um der Religion willen! Daß euch der Veitstanz ankomme! Ich muß es doch allemal gewesen sein! Ha wäre ich ein Teufelsbanner und wollte der ewige Gott daß ich's wäre! — wo wären da die Obersten der Teufel, die mit teuflischer Gesinnung einen Mann bekriegen, der nie ein Kind betrübte, der nur Großmuth im Herzen hegt, dem wahrhaft fürstliches Blut durch die Adern rollt?"

„Schreibe eine Antwort, Brück! Eine feste, energische Antwort, sogleich, und heute oder morgen früh hinaus damit!" befahl der Herzog aufgebracht. „Seht doch, seht! mein Bruder, mein Bruder beruft sich auf den Eid, den er der Landschaft in Saalfeld durch Drohungen abgepreßt, mein Bruder nennt mich einen Rebellen, mein Bruder fordert die Meinen zum Abfall von mir drohend und verheissend auf! Wehe über Dich! Zeter über Dich, Wilhelm! Deines Bruders Blut schreit verklagend gegen Dich zu Gott! Kain! Kain!"

„Meiner Meinung nach wäre die beste Antwort auf die Abforderung ein Kugelregen!“ murrte Grumbach.

„Auch dieser soll nicht ausbleiben!“ sprach der Herzog. „Der Grimmenstein ist kein Jericho. Noch stehen seine Mauern, und sind nicht gefallen vom Schall der Halljahrsposaunen, und August ist kein Josua, sondern ein Ahab, der mit dem Baal im Bunde. Der Herr mache Ahitophels Rathschläge zur Narrheit! Er hat seinen Stab Wehe zerbrochen, daß er aufhübe die Brüderschaft zwischen Juda und Israel!“

An derselben Stelle des hohen Thurmes, wo vor wenigen Tagen der Herzog die große Fahne ausgesteckt, standen an einem hellen Januartage einige Personen, deren Beisammensein so ungewöhnlich erschien, wie der Ort, den sie gewählt, und doch fanden sie sich in keiner verbotenen Zusammenkunft. Es war das Hoffräulein Gertrud von Mila und Moritz Hausener, begleitet von dem Knaben Johannes. Hochaufathmend, mit von der Mühe des Steigens höher gerötheten Wangen stützte sich Gertrud auf die Brüstung, während Tausendschön so bleich geblieben war, wie gewöhnlich.

„So sind wir denn endlich oben! Welch unermeßliche Aussicht!“ sprach das Fräulein mit klopfender Brust: „Und Ihr werdet mir nun den Ritterdienst leisten, um den ich Euch bat im Auftrag meiner gnädigen Herrin, und mir sagen und anzeigen, wie es um die ganze Belagerung eigentlich beschaffen ist. Mir befahl die Frau Herzogin solchen Bericht einzuholen, denn sie fürchtet, daß sie ihn von andern Seiten her nicht treu erhalte. Erst sollte ein Hofherr mich herauf begleiten, allein es fand sich leider, daß keiner der Umgegend genau kundig ist, noch weniger der Kriegsvölker, und der Fahnen und Feldzeichen, daran sie zu erkennen sind. Und Ihr, lieber Hausener, gebt wohl gern meiner Bitte Gehör, und wißt es mir Dank, daß ich Euch für eine kurze Stunde vom Schreibtisch erlöste, an den Ihr fort und fort gefesselt seid!“

„O mein vielwerthes Fräulein!“ rief Moritz mit Blicken, welche Dank und Freude ausstrahlten: „Ihr könnt gar nicht ermessen, wie glücklich mich dieses schöne Vertrauen macht. So selten ist mir bisher vergönnt worden, Euch zu sehen, der Euch doch so gern sieht. Ihr verkennt mich nicht, Ihr haßt mich nicht, als ein Werkzeug dessen, der den Schranzen verhaßt ist. Ihr achtet mich; das macht mich reich und froh. Allen bin ich der geringe Schreiber, den sie kaum des Grusses, kaum des Anblicks würdigen, und doch fühle ich etwas in mir, das mir Anspruch giebt auf Werthschätzung; ich

meine, ein ganzes Leben voll der hingebendsten, aufopferndsten Treue könne diese fordern."

„Gewiß, gewiß!" erwiederte Gertrud mit unterdrückter Rührung und sah den Sprecher mild und freundlich an. Der Schreiber Moritz war jetzt ein Mann von einundvierzig Jahren, doch kaum hätte man für so alt ihn halten mögen; auf seinem regelmäßigen Gesicht blühte noch Jugendfrische, und die seinem Wesen aufgeprägte edle Männlichkeit konnte ihn immer noch einem Frauenherzen anziehend erscheinen lassen, zumal wenn dieses Herz, wie das Gertruds von Mila, ihm geneigt schlug. Auch ihr war ja die erste Zeit der Jugendblüthe vorüber, aber ihr Herz fühlte noch ebenso warm und treu, wie in den helleren Tagen ihres Lebenslenzes. Beide sprachen nichts weiter von sich, nichts mehr vom Sonst, sondern Moritz begann mit kundiger Rede sein Amt eines Cicerones, er nannte und erklärte dem Fräulein alles, was in Nähe und Ferne den Blicken sich darstellte, während Johannes, der als Ehrenbegleiter von Moritz mit heraufgenommen war, fast antheillos hinüber nach Sundhausen blickte, und nach Tenneberg, und in wehvollen Erinnerungsträumen wandelte.

„Ehe wir die Blicke in die feindlichen Lager schweifen lassen," begann Moritz: „schenken wir billig dem Schloß, das wir selbst bewohnen, das uns schirmt und schützt, verweilende Betrachtung, denn sicher übersaht Ihr, edle Jungfrau, noch nicht, wie jetzt mit einem Blick die vom wachsenden Bedürfniß allmählig bunt aneinander gereihten Gebäude.

Von dieser Höhe herab zur Rechten blickend, sehen wir nahe den Außenwerken das jetzt der fürstlichen Kanzlei gewidmete Haus mit vorspringendem Giebeldach, darin Brück seine Wohnung hat. Zu beiden Seiten schirmen diesen Theil der Feste zwei große runde Bollwerke, hinlänglich mit Kanonen gespickt, die ihre Mündungen nach den Seebergen, nach Uelleben und nach Sundhausen zu strecken. Das gewaltige Stück, auf dem sich eben die Sonne glitzernd spiegelt, ist die Breme, sie schießt eine Kugel von sechzig bis siebenzig Pfund, und es kann ein Mann bequem seinen Kopf in ihren Schlund stecken. Dort seht Ihr auch die große Fahne kriegerisch wehen; sie kehrt uns so eben die Seite mit dem Rautenkranz zu, und dem Feind draussen die Kurschwerter. Am Kanzleihof vorbei führt der Weg zur Ausfallbrücke, die ein Fallgatter schützt und an ihrem Ende ein Blochhaus, von Pallisaden umringt. Wenden wir uns von der Rechten zur Linken, so sehen wir den stattlichen Fürstenbau, dessen oberes Stock die Zimmer des Herzogs, die großen Versammlungssäle und den Speisesaal enthält, unten ist die Trinkstube, und ein Theil der Wohnungen der Hofjunker. Nicht allzuweit von des Herzogs Schlafgemach wohnt Grumbach, und darüber in den Dachkammern habe jetzt ich mein Losament, und Johannes, nebst einem Theil der übrigen Dienerschaft. Dicht an dieses Haus an stößt der Bau mit den Zimmern der hohen Herrin, der fürstlichen Kinder, des Frauenzimmers. Wir erblicken dort Euer Fenster mit dem Vogel, den ihr

so gütig ward, in einer schönern Zeit von mir zum Geschenk anzunehmen."

Gertrud seufzte leise, und gönnte dem Sprecher einen sehr freundlichen Blick. Es quoll ihr im Herzen wie ein Lenzgefühl. Moritz unterdrückte die eigne lebendig, ja stürmisch in ihm auflodernde Empfindung, und sprach weiter: „Nun seht Ihr neben dem Gebäude der Herzogin, das mit dem des Herzogs durch Thüren und Gallerien verbunden ist, das wohl versehene Zeughaus, welches drei hohe Giebel uns zukehrt, und mit der schmalen Giebelseite nach dem Haupteingang gerichtet ist. Sein geräumiges Dach birgt unermeßliche Fruchtvorräthe, seine Gewölbe enthalten so viel Kriegsmunition, daß wohl auf Jahre lang der Grimmenstein sich belagert sehen kann."

Die Schauenden traten nun zu einem andern Schalloch, und hatten, nordwärts gegen die Stadt hinblickend, die sie in Vogelperspektive ganz übersahen, nahe vor sich das thurmartige, vier Stock hohe Pfortenhaus, in welchem der Schloßhauptmann, der Wachtmeister und ein Theil der Reiterobersten wohnte. Zwei obere Stocke enthielten noch Zimmer für Gäste, oder dienten theilweise dem Privatgebrauche des Herzogs. Auch diesen Eingang schützten zwei starke Batterien, runde Bollwerke, und es wehte dort ebenfalls eine große Fahne.

Sich immer weiter umkehrend, deutete nun Moritz auf die Reihe niedriger Gebäulichkeiten, die den Ring fortsetzte, und Magazine, das Laboratorium, die Münze, die Stallungen enthielt. Der hohe Standpunkt

erlaubte nicht minder günstigen Hinabblick über die obern Zinnen des schroff ansteigenden künstlichen Berges. Man sah die Zwinger mit Baracken überbaut, belebt und erfüllt von Kriegsvolk, das an dunkeln Pforten unterirdischer Kasematten an das Licht trat, doch war der Anblick, der hier sich gewährte, kein erfreulicher.

„Das arme Volk hat es schlecht, und darum ist des Murrens viel unter ihm, nicht ohne Grund,“ berichtete Moritz. „Tag und Nacht muß es auf der Hut sein, hat schlechte Lagerstätten, muß in Kälte, Dampf und allerlei Ungemach ausdauern, und ich fürchte, ich fürchte, die Mannschaft hält nicht so lange aus, als der Berg.“

„Sie werden verrathen, dessen Brod sie essen!“ gab plötzlich Johannes, der bisher noch kein Wort gesprochen, düster in das Gespräch, ohne seine Stellung zu verändern.

Gertrud verweilte mit Zagen noch länger; sie fuhr ängstlich zusammen, als jetzt die Stücke rings auf den Wällen der Burg wie der Stadt losgebrannt wurden, als sie die Kugeln dahin fliegen sah mit der Schnelle des Blitzes, als blaue Dampfringel hoch auf zum Himmel flatterten, und auch aus dem Ring der Belagerung von allen Seiten her der Schall durch die reine Luft den Geschützesdonner ihr zutrug.

Moritz deutete nach Goldbach hin, und bezeichnete das kurfürstliche Lager. „Dort ist des Drachen Haupt, der seinen Schlangenleib um uns ringelt!“ sprach er; „Dort weilt der Kurfürst mit den Herzogen

von Sachsen, Lignitz und Brandenburg. Dort, dem Lager rechts, auf dem Galgenberge, wo sie hingehört, die kurfürstliche Schanze, welche die Brühler Vorstadt bestreicht. Ein Erdwall zieht sich am Heiligenkreuzberg hin, bis zur Anhöhe über den Weg, wo man nach Eisenach fährt. Dort hat der Seinsheim sein Lager und seine Schanze, der erst kürzlich mit seinem fränkischen Volk angekommen. Nun seht Ihr durch die ganze Flurmarkung den Wall, und dahinter den Graben fortlaufen; dort schneidet er die Leine und schneidet diese ab, zum großen Schaden der Stadt. Auf dem Weg nach Sundhausen bei den Steinbrüchen gewahrt Ihr wieder eine kleine Verschanzung mit wehendem Fähnlein und aufgepflanzten Stücken; dann läuft der Wall hinter dem Pfingstgraben fort und zieht sich bis unter den Seeberg. Auf der Höhe des Berges wehen Schwarzburgische Fahnen, dort hat der treulose Vasall Graf Günther sein Lager geschlagen. In jener, der Stadt zu allernächst gelegenen, und ihr am gefährlichsten Verschanzung beim Siechenhaus, über dem Siebeleber Wege lagert Wolf Weidemann, und ohnweit dieser Stelle über der Ostmühle schließt die siebente Hauptschanze den Ring der Blokade, wo Jacob von der Schulenburg, der sächsische Oberstlieutenant, befehligt. Der Kurfürst allein hat an dreitausend Reiter in das Lager geführt, der Magdeburger Erzbischof hat ihrer siebenhundert geschickt, der Kurfürst von Brandenburg dreihundert, Seinsheim hat neunhundert Reiter und achthundert Schützen, im Ganzen

kann man fünfthalbtausend Reiter rechnen, und gegen zehntausend Fußknechte, die Gotha und Grimmenstein den Untergang bereiten sollen."

„Allmächtiger Gott, wie wird es uns ergehen!" brach Gertrud klagend aus, doch Moritz suchte die Erbangende zu beruhigen. „Diese Heeresmacht thut uns nichts; wir haben einen furchtbaren Bundesgenossen, den Winter. Laßt strenge Kälte einfallen, tiefen Schnee, so haben sie einen harten Stand, und wenn auch nicht, so sind wir hinlänglich gefestet." „Die Feste stehet elend und ist zerrissen! Die Zwinger stehen kläglich!" ward plötzlich wieder Johannes mit Prophetenworten laut, und seine leise, klangvolle Mädchenstimme schnitt schauernd in die Herzen derer, die ihn hörten.

„Willst Du uns zum Unglückspropheten werden, Tausendschön?" fragte ihn Moritz mit Unruhe, und der junge Seher erwiederte: „Bin ich es, der das Unglück ruft? Bin ich ein Prophet? Warum hast Du mich fortgeführt aus meinem schönen Paradiesesgarten, wo die Englein mit mir spielten, wo die weiße Mutter kam und mir Blumen brach? Ich suche den Garten und finde ihn nicht; ich suche die Mutter, und sehe sie nicht. Ich suche die Engel, sie zeigen sich nicht. Der Wald ist schwarz und weiß; Schnee liegt auf dem Tenneberg und die silbernen Brünnlein sind eingefroren, wie eure Hoffnungen."

Gertrud wandte sich weinend und seufzend ab, und drängte zum Hinabgehen. Noch einen Blick voll Kummers ließ sie gleiten auf die belagerte Stadt

und ihre in eine Wüstenei verwandelte Umgebung. Wo jetzt in ihr, in einer der freundlichsten Städte Mitteldeutschlands, zu einer Zeit segenreichen Friedens Garten an Garten sich reiht, und ein stattlich prangendes Land- und Lusthaus an das Andere, waren damals alle Gärten zerstört, alle Bäume abgehauen, lag die Erfurter, wie die Brühler Vorstadt in Schutt und Trümmern, und ihr Holz und Mauerwerk wurde zur Erhöhung der Stadtwälle und Bollwerke verwendet.

Gertrud zitterte beim Herabsteigen von dem Thurme an Moritzens Arm; leisen Trittes folgte Johannes nach, seine Erscheinung glitt fast geisterhaft an den Kriegern vorüber.

„Habt Dank, Fräulein, für Euer schönes Vertrauen!" sprach Moritz gefühlvoll zu seiner Begleiterin. „Wer weiß, wann mir wieder das Glück wird, Euch zu sprechen. O denkt nichts Uebles von mir, auch nicht von dem, welchem ich mit Sohnestreue anhange, an den mein Stern mich kettete!" — „Oder Euer Unstern!" erwiederte Gertrud bewegt, Gefühl verrathend, hohen Antheil kund gebend. Moritz erwiederte: „Glaubt nicht den verläumderischen Geschwätzen müssiger Schranzen, neidischer Klaffer, denen wir nun einmal der Dorn im Auge sind. Ihre Bosheit wird nicht müde, uns zu schmähen und zu verfolgen, die sich sogar auf das arme Kind erstreckt, das mit uns geht. Mir geben sie Schuld, ich sei des Knaben Lehrmeister in Zauberkünsten! Beim ewigen Gott, könnten wir arme Leute zaubern,

dann sollte es traun besser um den Herzog, um uns Alle stehen. O Gertrud von Mila! Laßt uns treu ausharren, da, wohin uns Beide der Wille Gottes gestellt hat. Wir haben hohe Beispiele dieser hohen Tugend, der Treue, vor Augen, den edlen Herzog, die fromme Herzogin, und dann — laßt uns eine schönere Zeit erhoffen. So, wie jetzt der Stand der Dinge ist, kann er ja nicht lange bleiben, möge sie alles zum Guten für uns und unsre Gebieter wenden!'‚

„Das gebe Gott!" sprach Gertrud, als sie sich dankend von Moritz wandte, und über die Wangen der schmerzlich bewegten Jungfrau rollten helle Zähren.

In dem geräumigen Zimmer Grumbachs waren die Herren von der Ritterschaft, die Hauptleute der Besatzung, die fürstlichen Räthe und einige Abgeordnete des Stadtraths zusammen berufen worden; Johann Friedrich trat von Grumbach und Brück begleitet, zu der Versammlung, und redete sie an: „Ihr Herren sollt jetzt aus des Kanzlers Mund die Antwort vernehmen, die wir unsern Widersachern zuschicken wollen, auf ihre unfertigen Auf- und Abforderungen, und wir wollen, daß ihr insgesammt diese Antwort unterschreibt und untersiegelt, damit der Feind erkenne, daß ein Wille und einerlei Gesin-

nung in Schloß und Stadt waltet, daß seinem widersinnigen Ansinnen, seinen treulosen Praktiken, lügnerischen Schmähungen und arglistigen Lockungen ebenso fester Widerstand geleistet wird, als seinen Angriffen mit Wehr und Waffen. Leset Kanzler!"

Der Herzog warf sich aufgeregt in den Lehnsessel, Grumbach stützte sich fast hinfällig auf seine Krücke, der Kanzler Brück entfaltete die Antwort, die in gewohnter diplomatischer Weitschweifigkeit abgefaßt, unter sehr vielen, blos an den Herzog Wilhelm gerichteten Worten entgegnete. Sie verletzte auch nicht im Geringsten die Würde und den Rang des Fürsten, an den sie gerichtet war, sie berührte die Punkte der Anklage und erörterte, daß der geborne Kurfürst den unterschriebenen Rittern, Räthen und Hauptleuten solche genügende und klare Resolution und Ablehnung der Anklage gegeben habe, daß es ihnen als Unterthanen nicht gebühren wolle, in so hochwichtiger Sache zu urtheilen. Ihre Meinung gehe dahin, daß die Sache mit ihren Klagepunkten vor die Person des Kaisers und der ganzen Reichsversammlung gelassen, und dort entschieden werden müsse, wie sie zu Gott hofften. Dann werde des gnädigen Kurfürsten und seiner Räthe und Diener lautre Unschuld an den hellen Tag kommen, und Achtserklärung und Execution aufgehoben, endlich auch vom Kaiser selbst gütliche Handlung, Aussöhnung und Beilegung aller Zwietracht und alles Mißverstandes zwischen dem Kapitel zu Würzburg und den Geächteten, gepflogen werden.

Der wichtige Punkt der Eidesloszählung war sehr weitläuftig geschichtlich von Brücks gewandter Feder auseinandergesetzt, und dann wurde an des Herzogs hohen Verstand appellirt, selbst zu entscheiden, welches Schmachurtheil die Betheiligten treffen müsse, wenn sie jetzt in Noth und Bedrängniß des Krieges schändlich und ehrvergeßlich flüchtig werden oder sich abtrünnig machen lassen wollten von dem Herrn, dem sie Treue geschworen.

Wie sehr auch die Hofherren und der Magistrat Brück als eines der Häupter der Grumbachischen Partei haßten, wie sehr verschieden die Stimmung der Zuhörer war, dennoch schlug das letzte Argument zündend in alle Herzen, es rief siegreich das Gefühl der Ehre wach, und als der Herzog lebhaft sich vom Sessel erhob, und ausrief: „Der Rath im Herzen eines Mannes ist wie tiefe Wasser! Meine Augen sehen nach Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener!“— da drängte es doch fast einen Jeglichen, auch ein äußerliches Zeichen von Anhänglichkeit an den schwer bedrängten Herrn zu geben, und sie hoben ihre Hände empor und riefen bewegt: „Unser Herzog lebe! Der geborne Kurfürst! Treue dem Herzog Johann Friedrich für immer!“

„Und henken müsse, wer von Ergebung und Uebergabe spricht!“ donnerte Grumbach mit der Stimme eines alten Löwen, daß sich vor seinem rauhen Ausruf und dem wilden grollenden Blick, den er über die Versammelten gleiten ließ, mancher Mann

entsetzte, und finster schwieg. Brück fuhr sodann in seiner Vorlesung weiter fort, im Innern nicht damit zufrieden, daß Grumbach die günstige begeisterte Stimmung, die seine Arbeit und sein Vortrag hervorgebracht, so dissonirend gestört hatte. Er führte den Herzog Wilhelm ferner zu Gemüthe, daß sie, die treuen Diener, ihrem Herrn nicht in einer Offensiv- sondern in einer defensiven Expedition anhingen, daß es nicht ein fremder Fürst, sondern sein eigen Fleisch und Blut sei, den sie sammt seiner lieben Gemahlin und jungen Herrschaft mit Freuden vertheidigten. Er werde gewiß mit ihnen allen ein gnädiges Mitleiden tragen, daß sie sich zu keinem Meineid bewegen lassen könnten, und sie selbst beim Kaiser und den Reichsständen entschuldigen, auch ihre unterthänige Treue gegen seinen Bruder nicht an ihren Frauen und Kindern, an Gut und Habe rächen, denn sie würden ja nicht minder gern in einem ähnlichen Falle auch zu *seiner* Vertheidigung Herzen und Hände bieten.

Und einer nach dem andern von allen anwesenden Hofjunkern, Obersten und Räthen unterzeichnete mit eigner Hand dieses wichtige Dokument, und drückte das Wappen seines Siegelringes in Wachs darauf. An demselben Tage erging auch im Namen der Besatzung und von vierundzwanzig der Befehlshaber untersiegelt, doch nicht unterschrieben, eine Schrift an die Obersten und Hauptleute des Belagerungsheeres, welcher die *Abschrift* des Sendschreibens an den Herzog Johann Wilhelm und ein

Exemplar der gedruckten Entschuldigungsschrift Johann Friedrichs gegen Kaiser und Reich beigelegt war, und worin die feindlichen Heerführer gebeten wurden, ihrerseits auch mit dahin zu wirken, daß schädliche Weiterung dieses Krieges verhütet, und die versammelte Streitmacht lieber gegen den das Reich und die Christenheit bedrohenden Türken geführt werde.

Allen Schreiben, die an Freunde oder Feinde, so wie an Amtleute und Unterthanen aus der herzoglichen Kanzlei hervorgingen, war fortan ein neues Geheimsiegel aufgedrückt, das die Kurschwerter zeigte.

Viertes Kapitel.

Immer ernster und strenger faltete sich in den letzten Tagen des Januars das Antlitz der Zeit, immer finstrer hing das Kriegsgewitter über Gothas Fluren, immer eifriger drängte und drohte der Feind. Kurfürst August hoffte die Belagerung rasch zu endigen und entwickelte die volle Thätigkeit eines kampfgewohnten Kriegsfürsten. Er ordnete persönlich alles an, vertheilte die Arbeit, trieb Tag und Nacht und hatte nicht Ruhe noch Rast, bis Schanzen und Blockhäuser fertig waren, ließ die Laufgräben immer näher zur Stadt hinführen, und wußte die Erdarbeiten so erfahren zu leiten, daß die Besatzung sie nicht zu hindern vermochte, wie wenig diese auch Pulver und Kugeln sparte.

Grumbachs und seiner Freunde Haß gegen Seinsheim und das von diesem angeführte Heer des Bischofs erwirkte den Befehl, dieses in einem starken Ausfall zuerst anzugreifen. Zweihundert Reiter zogen von Jobst Zedwitz angeführt aus der Stadt, dreihundert Hakenschützen folgten ihnen auf dem Fuße, und es entspann sich in der ganzen Flur erst zwischen dem Spital und dem Seeberge ein hartnäckiges Gefecht, das sich am Nachmittage mehr nach Sundhausen und nach der fränkischen Schanze hinlenkte; bis die Ausfallenden sich wieder zurückzogen und die Feinde unter das Geschütz lockten, welches nun aus allen Feuerschlünden donnerte, und eine so furchtbare Kugelsaat in das Gefild regnete, daß der Feind einen sehr fühlbaren Verlust zu beklagen hatte. In guter Ordnung und ohne viele Mannschaft verloren zu haben, ritten und marschirten die Ausfallenden wieder in die Stadt, dennoch ritt ihr Führer traurig und schmerzerfüllt, auf die Feste, und deren Oberbefehlshaber Hieronymus von Brandenstein sank mit stummen Vaterschmerz in seine Arme, — denn auf einer Bahre, verhüllt, trugen vier Krieger einen auf den Tod Verwundeten, und dieser war Brandensteins Sohn; eine Stückkugel, die sein Pferd getödtet, hatte dem blühenden Jüngling den Schenkel weggerissen. Es war keine Hülfe, nach sechs Stunden war er tod. —

Es war Sonntag. Grumbach saß in geheimer Berathung bei seinem Herzog, und breitet vor ihm eine große Anzahl Briefe aus, welche zum Theil in Charakteren geschrieben waren. „Gnädigster Herr,“

sprach er: „das war wieder ein saures Stück Arbeit; ich und Moritz haben uns an diesen langen Briefen die Finger krumm und lahm geschrieben.“ „Laß mich den Hauptinhalt wissen!“ gebot Johann Friedrich, und der Ritter referirte: „Ich schreibe an Mandelslohe, es sei Euch sehr befremdlich und bekümmerlich zu vernehmen, daß Geldmangel den Zuzug der Reiter zurückhalte, da Euch jetzt durch Euren Bruder die Einkünfte aufgehalten, und das Land von ihm bis auf Gotha eingenommen sei, daß Ihr euch daher wohl einigen Credits versehen hättet, um so mehr, da die Zukunft diesen Mangel leicht abhelfen könne, so wie wir freies Feld gewännen und den Feind da, wo er sich's am wenigsten versähe, in seiner feisten Schmalzgrube angreifen würden. Dann solle die reiche Beute nicht mit Löffeln, sondern mit Scheffeln vertheilt werden, und Sammt und Goldstoffe nicht mit der Elle, sondern mit langen Spießen gemessen werden!“

„Gut, sehr gut! Diesen Einfall muß ich loben!“ bemerkte der Herzog beifällig. „Ihr schicktet indeß, was in der Eile zu thun möglich,“ fuhr Grumbach fort: „Mandelslohe durch seinen Diener viertausend Goldklippen, diese möge er vertheilen und den Anritt beschleunigen, damit allernächst die Reiter ihre Rosse an des Feindes Zaun anbinden könnten. Ferner vertrau ich ihm, daß Peter Klar an seinem Ort aus Frankreich mit sechstausend Kronen angekommen; daß die dortigen Protestanten überdieß sich erboten, noch viertausend Kronen zuzuschießen, und daß der König von Frankreich selbst sich gnädig geäußert, er wolle

Euch mit Hülfe, Geld und Kriegsvolk Beistand leisten.“ „Wollte Gott! Wollte Gott! Wär es nur wahr!“ seufzte der bedrängte Herzog aus tiefer Brust.

„Nicht minder habe ich geschrieben, daß Doktor Jonas, von dort wohin wir ihn gesendet, nicht leer zurückkommen werde. Mandelslohe solle nur schleunig kommen; es werde ihm leicht sein, eine Lücke zu finden, da die Feinde sich jetzt, der Kälte wegen, meist in die Dörfer verkriechen. Im Uebrigen thäten wir uns Gott Lob vor ihnen und ihren Stürmen weniger als gar nicht fürchten, und die thüringischen Säcke würden nichts ausrichten.“

„Was ist mit den Säcken? Was willst du damit sagen?“ fragte der Herzog unterbrechend.

„Es hat Augustus kürzlich ein Gebot ausgeschrieben im Lande Thüringen und Meissen“ — belehrte Grumbach mit Spott — „daß jeder Bürger von einem Bierloos einen Sack in das Feldlager senden soll, womit er die Gräben um die Stadt trocken zu legen gedenkt; und so sind bereits über Einhundert und neunundneunzigtausend Säcke angelangt.“

Der Herzog lächelte, nickte schweigend, und winkte fortzufahren. „Wir empfangen die Feinde, wenn sie sich halbweg sehen lassen, mit unserm Geschütz dermaßen, daß die Bauern die Stiefeln mit abgeschossenen Schenkeln ausgefüllt im Felde sammeln, und die Hunde sich mit Menschenköpfen tragen.“ Johann Friedrich schauerte innerlich zusammen bei diesem schrecklichen Bilde, das der Krieg, der Feind des Menschengeschlechtes, zur furchtbaren

Wahrheit machte. Grumbach unterbrach seine Mittheilung nicht. „Ich trage Mandelslohe in Euerm Namen die Oberbefehlshaberstelle über die Reiter an, die er zuführen wird, dies wird seinen Eifer spannen, und melde ihm, daß Ihr Euch einen gebornen Kurfürsten schreibt, das Kurwappen angenommen habt, und warum."

„Recht, und mit Recht!" bekräftigte Johann Friedrich stolz. „Lies mir wörtlich das Argument!"

Grumbach las: „Weil der Feind nach Seiner fürstlichen Gnaden Gut und Blut ein so großes Verlangen trägt, so will auch Seine fürstliche Gnaden nun wiederum nach Ihrem väterlichen angeerbten Kur- und Fürstenthum mit Gottes Hülfe trachten, und den übrigen Stumpf vollends daran setzen."

„Brav, brav! so will ich, so wahr mir Gott helfe!" rief der Herzog, erfreut über die Worte, die seine Gesinnung so wahr und einfach aussprachen. „Ich will auch noch selbst einige Zeilen an Mandelslohe schreiben."

„Was des Kaisers rasche Gebote und Verbote anlangt," fuhr Grumbach fort zu berichten: „so hat es damit eine ganz andre Gelegenheit, und soll ihm sein eigener Eidbruch, wodurch er sich der Kaiserkrone selbst entsetzt hat, zu günstiger Zeit deutlich genug aufgestochen werden!"

Jetzt griff Grumbach nach dem zweiten Schreiben, was an einen andern Reiterführer gerichtet war. Diesem meldete er, daß kein Geächteter von Adel und Ehre sich vom Grimmenstein entfernen könne,

da der Herr sie nicht weglassen wolle, und sie geschworen hätten, tod und lebendig bei ihm auszuhalten. Gott sei sichtbarlich mit dem Herzog, und erhalte ihn. Er aber könne nicht denken, wie man Friede machen wolle, da des frommen Fürsten Land und Leute in Grund und Boden verderbt würden. Die Mittel, die der Kurfürst zum Frieden biete: Auslieferung der Geächteten, Uebergabe der Festung, des Geschützes und der Munition, würden den Herzog ganz in Augusts Hände geben."

„Nur zu wahr!" bestätigte der Fürst.

„Ich sehe alles kommen, wie die Feinde mit Euch handeln werden, wenn sie siegen!" sprach Grumbach lebhaft: „und habe es in diesem Schreiben ausgesprochen. Sie werden Euch in irgend ein Vogelhaus an der ungarischen Gränze setzen, darin Ihr die Tage Eures Lebens nach dem Willen des Hauses Oesterreich singen müßt, und mit den jungen Herren werden sie so handeln, daß es Gott erbarmen möchte. Darum kann gütliche Handlung nicht Statt haben! Ich aber hege keinen Zweifel, Gott der Allmächtige werde Euch, mein frommer Fürst, nicht verlassen, und Euch das geben, was Carion und die Astronomen Euch verheißen, denn Gott kann solche Mittel und Wege finden, daß Mancher weinen muß, der jetzt lacht, und ich zweifle so wenig an seiner Hülfe, als der Erdboden unter unsern Füßen bricht."

„Glaube und Geduld gefallen Gott wohl!" rief der Herzog bewegt aus, faßte Grumbachs Rechte, und sprach: „Dein Glaube ist ein Fels, und auf

diesen Felsen gründe ich meine Hoffnung. Ja im Glauben will ich mich mit Dir verloben, und Du wirst den Herrn erkennen."

„O mein guter, lieber, theurer Herr!" erwiederte Grumbach mit Wärme: „so mögen sie mich denn schelten und schmähen und hassen! Ich stehe stolz und groß über ihnen, da Eure Liebe mich so hoch erhöht. Meine Dankbarkeit gegen Euch ist zur Treue geworden, meine Treue zur Liebe, meine Liebe zur Anbetung! Ihr habt mich geschirmt, gepflegt, habt meine Fehler, die Hitze meiner Manneskraft, die Hinfälligkeit meines Alters getragen, habt mich an Euch gefesselt mit unauflöslichen Banden, und ich lebe, denke, athme nur in Euch! Noch lebt mein Weib, noch leben meine Kinder, ich bin für jene tod, nur für Euch lebendig. Abgefallen und abgestreift ist alles von mir, was nicht auf Euch sich bezieht. Und so bleibe es bis zum Tode!"

„So bleibe es!" bekräftigte der Herzog. „Eines Bruders gehe ich dort verlustig, einen brüderlichen Freund gewann mir mein Herz! Wir kennen uns. Treu bis zum Tode!" — Der eintretende Geheimschreiber Rudolph fand den Mann und den Greis in einer schönen Umarmung; er erschrak — ungern sah sich der Herzog überrascht und gestört in der edlen Wallung seines Gefühls. „Was ist's, was bringst du uns schon wieder?" fragte er. Rudolph reichte eine Depesche dar, seine Hand zitterte, und der Herzog sah ihn forschend, durchbohrend an, indem er den Brief an Grumbach zum Oeffnen und Lesen gab.

„Ein Trompeter aus dem Lager brachte das Schreiben,“ sprach Rudolph schüchtern, wie ein Mann, der kein gutes Gewissen hat, und der vor dem offenen Auge seines Richters bebt. Der Herzog winkte ihm Entfernung.

„Nichts Neues unter der Sonne, und doch hier — hier eine nagelneue Schändlichkeit!“ rief Grumbach, entrüstet auf das Papier schlagend. „Neue Aufforderungen zur Uebergabe in Duplo, binnen vier Tagen, bei Leibes- und Lebensverlust von Seiten des Kurfürsten, und Euer Bruder schreibt, er habe erfahren, daß Ihr eine Antwort an ihn gestellt, welche die Diener untersiegeln müssen, und es sei ihnen vorspiegelt worden, diese Antwort solle ohne Säumen überschickt werden, sie sei ihm aber nicht zugekommen!“

„Nicht? Ward sie nicht überschickt? Was sollen wir davon halten?“ fragte Johann Friedrich höchlich überrascht.

„Daß es eine plumpe Lüge ist, nichts weiter, hoher Herr!“ versetzte Grumbach. „Wenn die Antwort nicht hinausgekommen wäre, wie wüßte denn Herzog Johann Wilhelm von ihr, und wie könnte denn der Kurfürst sich auf sie beziehen, indem er schreibt: es solle sich die Besatzung durch meine Lügen und meinen zauberischen Betrug nicht hindern lassen, womit ich sie, besonders in der jüngsten an Herzog Johann Wilhelm geförderten erdichteten Antwort verblendet und verführt habe. Eine erdichtete Antwort! Unsinn! Von mir erdichtet! Doppelter Unsinn. Aber hier kommt es, hier steht mit klaren Worten die wahre

Meinung: es sei an keiner Antwort gelegen, sondern an der stracklichen Uebergabe.“

„Man muß Sorge tragen, daß diese wiederholten Aufforderungen dem Volk nicht verlesen werden, und die zagenden Gemüther mit Bangen erfüllen! sprach der Herzog. „Sodann muß wieder eine Antwort hinaus, und zwar heute noch, nachdem sie im Rathe der Getreuen erwogen worden, man muß dem Vorgeben scheinbarlich Glauben beimessen, als sei die vorige Antwort durch unsern Trompeter nicht überbracht worden, und ihren Inhalt wiederholen, und in Betreff Deiner, mein getreuer Grumbach, will ich, daß in die Antwort gesetzt werde: die Besatzung hält dafür, daß Grumbach und die Seinen sich selbst zu verantworten wissen, daß die Besatzung mit ihnen nichts zu schaffen, und mir, dem Kurfürsten, im Bezug auf Personen, die ich bei mir dulden will, nichts vorzuschreiben hat. Damit Punktum!“ Grumbach nahm die Schreiben um sie zu befördern, und die Vertrauten zur Berathung zu rufen, der Herzog schrieb an Mandelslohe, sandte den Brief an Grumbach und ging dann zu seiner Gemahlin, und zu den Prinzen, um am Anblick unschuldvoller Kinderaugen sein Herz zu erfrischen, das die wiederholten Zeichen der unbrüderlichsten Gesinnung mehr erschütterten, als er seiner Umgebung gewahren ließ, ja mehr, als er sich selbst gestand.

An diesem Tage war es winterlich unfreundlich; feiner Schnee, der unaufhörlich fiel, entzog der Stadt und Feste den unlieben Anblick des feindlichen Lagers. Die Dämmerung brach eine Stunde früher an, als sie sonst um Lichtmeß eintritt, und unter ihrem Schleier ritten ein Mann und zwei junge rüstige Knappen aus dem Pförtlein des Siebeleber Thores, von besten Wünschen und Hoffnungen begleitet. Der älteste dieser Gesellen war ein Einspänniger, Dietrich Pichts ehemaliger Diener, der andere ein Bürgersohn aus Gotha, der dritte war ein Diener des Ernst von Mandelslohe. Der letzte trug in einem schweren Ledergürtel viertausend einseitig geprägte Goldklippen, sein Gefährte diente als Wegweiser, und Pichts Diener trug Depeschen, an denen unendlich viel gelegen war; sie führten seidene Reiterfahnen, von feindlicher Farbe, roth und weiß und grünweiß. Nachdem sie eine kurze Strecke Weges geritten waren, gallopirten sie, um nicht an die Verschanzung über den Siebelebener Weg zu stoßen, rechts ab, und querfeldein, in der Absicht, sich in der Ebene unter dem Seeberg vorsichtig hinzuziehen, um Tüttleben und somit wieder die freie Straße zu erreichen, denn sie wußten, daß in Siebeleben noch feindliches Volk lagerte. Ungehindert gelangten sie und ohne beachtet zu werden, denn die Wachen weilten frierend in Zelten und Baracken, zudem war Sonntagabend, und drei einzelne Reiter konnten keinen Argwohn erwecken, an die Trancheen. Der mißmuthig anrufenden Wache zeigten sie ihr Fähnlein, gaben ein halbvernehmliches

Feldgeschrei und setzten wie der Blitz über den schmalen Graben. Im raschen Ritt erreichten sie mit dem einbrechenden Abend Tüttleben, besorgten sich nichts Schlimmen, glaubten der Feinde Lager im Rücken; allein kaum hatten sie einige Häuser des Dorfes hinter sich, so sahen sie sich rauh angerufen, sahen ihren Weg von queer vorgehaltenen Partisanen gesperrt, wie aus der Erde wachsend, umwimmelte sie feindliches Volk, schlug auf sie, und fiel ihnen schreiend in die Zügel. Geschrei und Getümmel toste, Fackeln und Laternen beleuchteten den Tummelplatz. Einer wandte rasch sein Pferd, ritt nieder, was ihm in den Weg kam, die beiden Jünglinge aber wurden von den Pferden gerissen, und unter Lärm und Halloh nach dem Wirthshaus geführt, wo der Reiteroberst Gleissenthaler mit mehrern Hauptleuten sein Quartier hatte.

Beschämt, mit bitterm Schmerz standen die gefangenen Jünglinge mitten im Kreis der Feinde, und sahen sich alles abgenommen, was sie bei sich trugen, sahen ihre wichtige Sendung vereitelt. Auf der Tafel lag der Gurt mit den Goldklippen, von Hand zu Hand gingen die Sendbriefe, die den Belagerten Rettung bringen sollten, der eigenhändige Brief des geborenen Kurfürsten an Mandelslohe, Grumbachs zwei ausführliche Schreiben an denselben, ein Schreiben an Plato von Helversen, eins an Anheim Penz, eins an alle von Mandelslohe zu werbenden Obersten und Rittmeister, und alle diese Briefe im Namen Johann Friedrichs, und eigenhändig von ihm unterzeichnet. Nicht minder einund-

dreissig Bestallungsdecrete und ein Verzeichniß aller der Rittmeister und Hauptleute, denen die Letztern bestimmt waren. Die Wichtigkeit dieses Fanges leuchtete ein. Der Befehlshaber schrieb alsbald an den Kurfürsten August, und sandte noch in derselben Nacht alles, und auch die beiden von ihm nach Kriegsbrauch zu Gefangenen Angenommenen unter guter Bedeckung nach Goldbach.

Der Einspänniger aus Gotha war allein entritten, daß der den Belagerten die Hiobspost ansage. Er gelangte ungefährtet heim. Grumbach, dem er verkündete, was geschehen, erschrak mächtig, doch faßte er sich, und legte dem Mann tiefes Schweigen im Namen seines Herrn auf, aber gar bald wurde der Vorfall zum lauten Geheimniß, das mündlich und brieflich durch das ganze Lager lief, das die Belagerer höhnend den Belagerten zuriefen, das die feindlich gesinnten Hofherren mit Schadenfreude vernahmen und einander mittheilten. Ein Edler von Wangenheim sandte die Kopien aller Briefe, selbst die Grumbachischen deschiffrirt heimlich durch ein Weib in die Stadt an seinen Freund von Uetterod, und dieser theilte sie verstohlen weiter mit an die ihm Gleichdenkenden, an Vasallen, an Hauptleute, an Magistratsräthe, und überall wurde mit Erstaunen und Unwillen der Inhalt gelesen und vernommen. Die Schreiber im Lager hatten nicht Hände genug, alle die vorgefundenen Briefe so schnell und so oft zu copiren, als Nachfrage und Begehr danach war. Bis über des Landes Grenzen hinaus wurden sie

versandt, denn fast jeder der benachbarten Landesfürsten hatte seine Berichterstatter im Lager oder auf den umliegenden Dörfern, die alles, was irgend Wichtiges sich ereignete, an ihre Herren, oder deren nächste Umgebung meldeten.

Der fünfte Februar brach trübe an, und trüb war die Stimmung überall, überall, in den Zimmern der Hofburg, in den Gemächern der Hauptleute, in den Zwingern voll murrenden, der Beschwerden unaufhörlicher Wachtdienste und Handarbeiten übersatten Kriegsvolkes, in der Kurie der Stadt, in den geheimen Berathschlagungen des Adels, wie der Bürgerschaft. Banger schlug das Herz des Fürsten und seiner Getreuen, denn eine schlimmere Schlange als die der feindlichen Umlagerung kroch und schlich leise durch die wohlbewahrte Feste, spähte und spürte, erlistete und erlauerte, und diese Schlange — war der Verrath.

Mit dem Argusange des Mißtrauens wurden die geringeren Diener betrachtet, auf diesem, auf jenem lastete Verdacht; es wurden Briefe aufgefunden, aufgefangen, die auf ein Bündniß schließen ließen. Mit einem solchen Briefe trat Grumbach aufgebracht und mit zornflammendem Auge zu dem Herzog. „Leset, theurer Herr, und vernichtet die Schlange, die Ihr am Busen gehegt!“

Johann Friedrich erschrak, die immerwährende Spannung und Aufregung, in die des Fürsten Lage ihn nothwendig versetzte, wirkte nachtheilig auf seine

Staats-Bibliothek Bamberg

Nerven, und der so kräftig gebaute, wahrhaft stattliche Mann erschrak jetzt leichter als sonst, zitterte oft. „Gieb!" sprach er erblassend, und sein Blick flog auf das Blatt, das in seiner Hand bebte. „Wie? Rudolphs Hand! Unsers geheimen Secretars? — Günstiger lieber Herr und Freund! Ich wollte Euch gern die begehrte Abschrift überschickt haben, so mangelt es doch in diesem Getümmel an Kopisten. Es ist Doctor Brücks Kunst, dadurch will er ausspüren, daß die Betretenen in Gotha mit Ehren ihren Landesfürsten nicht zu verlassen wissen. Sed illis non pensis, sind sie anderweit abgefordert, und soll darauf die confiscatio bonorum alsbald erfolgen. — Des Kurfürsten Reiter haben Ernsts von Mandelslohe Diener, so aus Gotha geritten, niedergeworfen und viele heimliche Briefe, deßgleichen viertausend Goldklippen bei ihnen gefunden. Von gewissen Leuten heißt es: Acheronta conantur movere, und ihre Sachen sind fast in terminis hominum desperatorum. Der Herzog und Grumbach haben sich aufs Neue zusammengeschworen, tod und lebendig bei einander zu bleiben."

„Ha! Auch mein Freund, dem ich mich vertrauete, der mein Brod aß, tritt mich unter die Füße!" rief zornerfüllt der Herzog aus, dann las er weiter mit gebrochener Stimme: „Alle ihre Hoffnung steht auf Peter Klaren, der aus Frankreich kommen, und auf Doctor Jonas Verrichtung beim Schweden; doch schreibt der König von Dänemark, daß er Jonas

gefangen habe, daher ihnen diese Praktiken nicht viel Hülfe bringen werden.“

„Laß ihn in Ketten legen!“ herrschte Johann Friedrich. — „Ist bereits geschehen!“ erwiederte Grumbach. Man hörte Geschütz krachen von den Bollwerken nach Sundhausen zu, und der Herzog begab sich mit Grumbach in das Eckzimmer seines Flügels, dessen schmale Seite der Kette des Waldes zugekehrt, und gerade nach Waltershausen hingerichtet war. In diesem Zimmer wohnte jetzt Grumbach; am Fenster desselben fanden die Eintretenden Johannes stehen und mit sich selbst reden. Drunten auf dem runden Bollwerk feuerten die Knechte aus kleinem und großem Geschütz, unablässig zum Eifer angetrieben von Hieronymus von Brandenstein, der seinen schreienden Vaterschmerz um den erschossenen Sohn mit dem Gebrüll der Kanonen zu übertäuben suchte, und rächende Kugeln in Ueberzahl in die fränkischen Verschanzungen regnen ließ. Mit dem Ausdruck wilder Freude blickte Grumbach hinab, und wünschte, daß eine Kugel Seinsheims Haupt oder Herz als Ziel finden möchte, der Herzog blickte nachdenklich auf Johannes Tausendschön, der den Donner des Geschützes so wenig vernahm, wie die Eingetretenen, und in einer Verzückung vor sich hin sah und flüsterte: „Armseliger, unglückseliger, unseliger Prophet! Auch Du hast verlernt uns Gutes zu verkündigen, und trügerisch waren alle Deine Träume! Eine höllische Macht mag es sein, die Dich besitzt, ein Dämon ist's, der aus Dir redet. Alles was ich für gut hielt, zeigt

sich mir von der schlimmsten Seite, auf daß meine Leibfarbe nicht vergeblich gewählt sei. Was ich weiß erblickt, tritt mir schwarz entgegen."

„Das Paradieß thut sich auf!" sprach der Engelseher vernehmlich: „über dem beschneiten Walde liegt es, grün und golden, hoch hoch! Hörst Du die Harfen? Und Pauken wirbeln zum Halleluja der Engel. Süßer Flötenton! Der Herr aber, unser Gott, sitzt über allen hocherhaben auf Wolken. Blitz auf Blitz! Donner auf Donner! Siehst Du die Seeligen, Herzog Johann Friedrich? Deinen Vater, Deine Mutter, Deinen Sohn, der ein lieber Engel geworden? Du wirst zu ihnen eingehen in das Paradieß, Du wirst dem Vater eine Frage stellen, nur eine einzige, hochwichtige Frage, und die Engelein wissen, was Du fragen wirst! O wie schön ist's im Himmel. Eia, wären wir da!"

Der Herzog seufzte und wollte sich abwenden, als plötzlich Johannes Züge von innerer Angst krampfhaft verzerrt wurden, und er lebhaft schrie: „Schießt nicht in den Himmel hinein! Um Gottes Willen schießt nicht nach den Engeln! Blut wird regnen!" aber indem er noch so schrie, bebte der Fürstenbau in seinen Grundfesten, flammte ein Blitz, wie von einer auffliegenden Miene, brüllte ein entsetzlicher Donnerschlag, schrillte ein furchtbares Klirren und ein Schrei des Schrecks stieg hundertstimmig empor, eine dicke Dampfwolke zog langsam zum Himmel. Johannes sank in Ohnmacht am Fenster nieder, der Herzog

hielt sich taumelnd fest, Grumbach stürzte mit schwerem Fall zu Boden. Die Breme war zersprungen und weithin über Stadt und Lager rollte der ungewöhnlich starke Schall des größten der Geschütze auf Grimmenstein, das einst die Stadt Bremen dem Vater Johann Friedrichs zum Geschenk gemacht.

Als Johann Friedrich mit eigner Hand liebreich den Knaben erhoben, auf einen Stuhl gesetzt, und auch Grumbach aufgeholfen, schritt er mit Letzterm aus dessen Zimmer durch die Seinigen. Die Füße Beider wandelten auf Scherben der Fenster, die sammt und sonders der gewaltige Stoß der Luft zerdrückt hatte, in Grumbachs Gemach wie in den Zimmern des Herzogs. Als der Fürst und sein Vertrauter aus den genannten Zimmern in andre traten, sprach Johann Friedrich betroffen: „Siehe, das ist doch wunderlich! In Deinem Gemach und in meinen Zimmern sind alle Fenster zerbrochen, hier sehe ich alle ganz. Siehe doch nach, während ich zur Herzogin gehe, die gewiß auch erschrocken ist, ob an Menschen, Zimmern und Fenstern außerdem ein Schade geschehen? Es wäre kein erfreulich Omen, Grumbach, wenn blos unsre Fenster zersprungen wären! Du lächelst? O glaube mir, die Zeichen des Herrn sind groß!“

Der Herzog ging von dem alternden Ritter hinweg, und dieser sah ihm mit schmerzlicher Bewegung nach, dann lagerte sich auf sein faltenreiches Gesicht der Ausdruck kalter Resignation, starrer Apathie. Es

fiel ihm der Anfang jener Gnomen voll hoher Weisheit ein, deren Sammlung die heilige Schrift den „Prediger Salomo“ nennt, und sein zahnloser Mund sagte diesen Anfang still her: „Es ist Alles ganz eitel, sprach der Prediger; es ist Alles ganz eitel! — Was hat der Mensch mehr von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? — Ein Geschlecht vergehet, das andere kommt, die Erde aber bleibt ewiglich. — Die Sonne geht auf und geht unter, und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe. — — Was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird! Und geschieht nichts Neues unter der Sonne!“ —

Mit weltverachtender Ruhe hinkte der gelähmte Greis seines Weges fort, und ohne Gruß an einigen adeligen Räthen vorüber, die ihm auf der Gallerie in prunkender Hoftracht begegneten, Obernitz und Ersa, im Begriff, sich zu dem Herzog zu begeben, und die mit Blicken, in denen sich Stolz, Haß, Scheu und das stets neu erwachende Gefühl der Kränkung über durch diesen Mann ihnen entzogene Gunst wunderlich vermischten, an ihm vorbeischritten, und ihm nachsahen. Er war schon weit hinweg, als sie erst wagten, gehässig über ihn laut zu werden.

Der Herzog hatte seine Gemahlin von dem furchtbar heftigen Knall des berstenden Geschützes, das in unzähligen Stücken aufgeflogen war, doch ohne einen der vielen auf dem Bollwerk befindlichen Kriegsleute zu verletzen, heftig erschrocken in der Umgebung ihrer Frauen gefunden; auch befand sich der Hofprediger bei ihr, der erbaulich tröstete. Johann Friedrich sandte einen Kammerknecht, sich zu erkundigen, ob kein Unglück geschehen, und der Rückkehrende brachte bald das erwünschte Nein, worauf der Herzog eine Dankbetstunde zu halten befahl. Dabei erzählte er in vertraulicher Mittheilung den Vorfall, wie er gerade mit Grumbach und Tausendschön am Fenster in der Nähe gestanden, als das Ereigniß sich zugetragen, und Elisabeth umfing ihn, Gott preisend, daß er unverletzt geblieben. Davon nahm alsbald der Prediger Veranlassung, sich warnend, ja strafend vernehmen zu lassen: „Sehet, o Herr, das ist eine Warnung von jenem Herrn, der da sagt durch Mosen, seinen Knecht: ihr sollt euch nicht wenden zu den Wahrsagern, und durch David, den König: Wohl dem, der nicht wandelt im Rathe der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzet, da die Spötter sitzen!“ — „Thue ich etwan also?“ fragte der Herzog gereizt, und Ehren Weidemann fuhr fort: „Haltet zu Gnaden, Herzogl— nein, Kurfürstliche Durchlaucht, böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten, und wer will einen Reinen finden bei Denen, da keiner rein ist? O mein Fürst, Ihr werdet ausrufen mit Jeremias: Meine Freunde haben mich betrogen!

und werdet weinen mit Hiob: War ich nicht glückselig? War ich nicht fein stille? Hatte ich nicht gute Ruhe, und kommt solche Unruhe? Und werdet jammern mit David: Merke auf mich und erhöre mich, wie ich so kläglich zage und heule!"

Johann Friedrich war zu fromm und gottesfürchtig, er ehrte zu sehr in dem Prediger den Diener Dessen, deß Wort dieser zu verkünden hatte, als daß er ihn für seine pharisäische Freimüthigkeit die Thüre gewießen hätte; der bibelfeste Fürst ließ sich herab, das Wort der Schrift zu bekämpfen mit ehrlicher, gleicher Waffe, mit dem Wort der Schrift, und entgegnete rasch: „Ja ich werde jammern mit David, daß der Feind so schreiet und der Gottlose dränget, denn sie wollen mir eine Tücke beweisen und sind mir heftig gram! Ich werde ausrufen mit Jeremias: Ein Bruder unterdrückt den andern, und ein Freund verräth den andern! Ich werde weinen mit Hiob: Habe ich doch nirgend keine Hülfe, und mein Vermögen ist weg! Aber ich werde Euch, und die denken, wie Ihr, auch strafen mit Hiobs Worten, wie Ihr mich zu strafen meinet, mich, Euern Herrn und Gebieter: Kleingläubige! Weil Ihr Jammer seht, so fürchtet ihr euch! Habe ich euch gesagt, bringt her, und von euerm Vermögen schenket mir, und errettet mich aus der Hand des Feindes, und erlöset mich von der Hand des Tyrannen? Ihr erdenkt Worte, daß ihr nur strafet, und daß ihr nur puhstet Worte, die mich verzagt machen sollen! Doch

weil ihr habt angehoben, sehet auf mich, ob ich vor euch mit Lügen bestehen werde!"

Der Pfarrer erschrak vor der bibelspruchgepanzerten Dialektik seines hohen Gegners, der Kamm schwoll ihm, sein Antlitz ward blauroth, wie das eines kalekuttischen Hahnes, er wollte widerreden, aber der Herzog rollte seine Augen so durchbohrend auf ihn, seine Hand fuhr in der Aufregung seines gerechten Zornes, überall auf Mißverstand und feindliche Gesinnung zu stoßen, unwillkührlich an den Schwertgriff, daß Weidemann schnellgefaßt die Segel strich, und mit tiefen Verbeugungen das Zimmer verließ. Der Herzog kam nicht zu Odem; der Enteilende gab die Thüre dem Edelpagen Birkenfeld in die Hand, welcher schon lange auf den Hinweggang des Hofpredigers gewartet hatte, um Obernitz und Erfa anzumelden.

„Habe ich nie und nirgend Ruhe auch nur einen Augenblick?" fuhr der Herzog ungnädig auf. „Frage, was der Herren Anbringen sei?"

„Sie bitten um gnädige Gestattung mündlicher Audienz" erwiederte Birkenfeld: „und scheinen auch eine Schrift überreichen zu wollen."

„Sollen die Eingabe an den Rath Grumbach gelangen lassen! Will sie nicht sprechen, jetzt nicht, heute nicht!" sprach der Herzog.

„Mein theurer Herr!" bat Elisabeth mit sanfter Stimme: „Kränke nicht allzutief die alten treuen Diener, die es wahrhaft gut mit uns meinen! De-

ren Rath, selbst wenn er in Irrthum wurzeln sollte, doch gewiß aus redlichem Herzen kommt."

„Sie hassen, die ich liebe! Das ists!" entgegnete Johann Friedrich entschieden: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. So sprach selbst unser Heiland Jesus Christus, der Fürst der Liebe und des Friedens. Niemand kann zweien Herren dienen, darum war auch vom Anbeginn an unsere Doppelregierung eine Narrheit! Ihr danke ich die gefesselte Hand, das gespaltene Land. Einer gebiete! sprach schon vor uralter Zeit mit hoher Weisheit der Griechen größter Dichter, Homer."

„Du schmähst Deines Vaters Andenken, der es also ordnete, wie es leider ist!" warf Elisabeth mit unwiederstehlicher Milde ein, und ihr Wort sänftigte augenblicklich des Gemahls Aufwallung.

„Geh!" sprach er, sich fassend, würdevoll zu dem Pagen: „sage den Herren, ich bedaure, sie jetzt nicht annehmen zu können. Sie möchten, wenn sie etwas Schriftliches hätten, es mir durch Dich übersenden."

Wenige Minuten später entfaltete der Herzog das übergebene Schreiben in Gegenwart der Herzogin, die mit banger Seele sah, wie über dem Lesen ihr geliebter Gemahl immer finstrer die Stirne runzelte. Jetzt endlich flog das Schreiben aus seiner Hand zur Erde, und ward mit dem Fuß des Gebieters getreten.

„Großer Gott, was ist's schon wieder, Johann!" rief mit klagendem Ton die Herrin, doch mit mehr Fassung, als sie erwartet hatte, klang die Antwort:

„Conspiration! Grumbach, und immer Grumbach! Er soll absolut das Glied sein, das mich ärgert, und das ich von mir werfen soll, aber ich thue es nicht, thue es nicht! Abermals eine zwei Canzleibogen lange Brühe, zusammengebraut von adeligen Dienern, Landsassen und Lehnleuten, darin mir ein süßer Brei in den Mund gestrichen werden soll, als wäre nicht meine Person das Ziel des feindlichen Ueberzuges, sondern mein übel namhaft gemachter — wie fein und höfisch das ausgedrückt ist — Diener Grumbach gemeint, und dem wären sie nicht dienstverwandt, mit ihm hätten sie nichts zu thun, seiner Sachen wollten sie nunmehr — weil es ein schlimmes Gesicht bekommt, o Heuchler! — sich nicht theilhaft machen. Von ihm sich abzusondern, nicht von mir, sei der Sinn der Aufforderungen — da diese doch nackt und bar mich nennen. — Frech sagen sie mir hier ins Angesicht, daß in der That unter meinem hochlöblichen Titel Grumbachs Person und Sache durch sie mit geschützt würde. Sie wollen nicht nur mir zugethan bleiben in Eid und Pflichten, sondern auch meinem Bruder! Aber wie reimt sich das zusammen! Kann man zugleich Gott dienen und dem Teufel?"

Die Herzogin hatte nur Thränen statt der Antwort, denn was konnte sie Entgegnendes erwiedern, das nicht den Zorn des aufgebrachten Gemahls noch heftiger angefacht hätte?

„Zu einem ist dieses nichtsnutze Ding doch gut" sprach Johann Friedrich weiter, indem er gegen

alles Erwarten die Schrift wieder vom Boden hob: „es kann zum Gegenbeweis einer lügnerischen Verleumdung werden, darum soll es der Kanzler im Archiv deponiren. Mir wird in Schriften Schuld gegeben, ich habe die Aufforderungen der feindlichen Herzoge unterdrückt vor den Räthen, der Hofdienerschaft und dem Volk, hier aber steht ausdrücklich: was Herzog August, die kaiserlichen Commissarien, und so weiter, an uns sämmtlich und sonderlich abermals geschrieben, das alles haben wir der Gebühr nach hören verlesen. Das hat ihre Schlauheit unbedacht gelassen. Gott lebt, und mein Auge wird seine Lust sehen an meinen Feinden.“ —

Die Vorstellung wurde einer Antwort nicht gewürdigt, in des Herzogs zürnendem Antlitz aber stand Solche lesbar genug geschrieben, so daß sich Jeder darnach achten konnte. Der Bundesgenosse, dessen jüngst Moritz gegen das Hoffräulein erwähnt, bewies sich treu. Und von kriegerischem Muth, von edler Tapferkeit, lobwerthem Heroismus war in dem ganzen Feldlager keine Rede, keine Spur. Woher hätten diese Tugenden des Kriegers auch stammen, wodurch hätten sie entflammt werden sollen?

Keine erhabene Idee rief hier zu gemeinsamem Kampfe; nicht für Tugend und Recht, nicht für Vaterland und Glauben galt es hier zu streiten. Nicht eine Nation erhob sich gottbegeistert für Freiheit und edle Selbstständigkeit, nein, aus allerlei Ländern und Ländchen wurden die angeworbenen Söldnerhaufen bunt zusammengewürfelt, eine Plage, ein

Fluch des Landes, das sie drückten und belasteten. Morgen durften die Führer Sold auszahlen, und ausrufen lassen: Im Namen des Kaisers, gegen den Kurfürsten — und das Heer hätte mit derselben Freude, mit demselben Muth und Unmuth seine Waffen gegen den gekehrt, der jetzt gebot. Dabei war das Belagerungsheer so guter Dinge, als es bei Müssiggang und Langeweile, bisweilen mangelndem Proviant, unterlaufenden Executionen mittelst Henkens oder durch die Spieße Jagens, auch bisweilen versuchten Ausfällen ein Heer aus meist roher Soldatesca, wie jene Zeit sie hegte und pflegte, nur immer sein konnte. Von Zeit zu Zeit ein blinder Tumult, der den ganzen Ring der Verschanzungen von einem Ende zum andern allarmirte, Schreckschüsse, Schreckbewegungen, gegenseitige Hohnzeichen, an alle Diesem fehlte es nicht. Eines Tages saß der Kurfürst mit den befreundeten Herzogen ruhig in seinem Hause zu Goldbach bei Tafel, denn die Kälte litt ihn nicht im Kriegszelt, als ein stürmisches Geschrei sich aus dem Lager dem Dorfe näherte, und bald ganz Goldbach in Bewegung brachte. Eine Kuh war aus der Stadt gegen das Lager getrieben worden, im jauchzenden Triumph wurde sie von den Kriegsknechten geleitet. Zwischen die Hörner war dieser Kuh ein Spinnrocken gebunden, mit Flachs und Spindeln, und daran ein großer Brief: An den Kurfürsten August zu Sachsen. Zornig wallte Augusts Blut, als der Brief ihm gebracht, als derselbe gelesen wurde, und nichts als den Spottreim enthielt:

Kurfürst, wenn du diese Kuh lehrest spinnen,
So wirst du auch Gotha und Grimmenstein gewinnen!

und dieses Zeichen der vollsten Verachtung mußte seinen persönlichen Haß gegen einen Fürsten steigern, der frank und frei das Recht antastete und bestritt, mit welchem August den Kurhut trug. Wer ließe sich auch gern den magischen Goldreif der Majestät vom Haupte stoßen? Es wurde von Seiten der Feinde nichts unversucht gelassen, die Besatzungen, hauptsächlich die der Stadt, und die Bürger zum Abfall und Verrath anzureizen, und dem Volke ward in Mandaten, Plakaten und Drohschriften so oft gesagt, daß Wilhelm von Grumbach ein alter Zauberer, und daß er allein es sei, der mit Teufelswerken den Herzog umstricke, daß es die Masse endlich glaubte, um so mehr und um so lieber glaubte, je drückender allgemach die langwierige Belagerung wurde. Der Monat Februar schwand dahin unter abwechselnden Schneestürmen, Regengüssen, bald frosthell, bald nebeltrüb, und schon wich mehr und mehr das Weiß von den fernen Waldbergen; die Aecker lagen schwarz und voll Nässe; Lerchen ließen sich bereits hören als freundliche Frühlingsboten. Der treuen Fürsorge der wackern Männer, in deren Händen das Wohl der Stadt ruhte, war bange Besorgniß nicht zu verargen; die Drohungen wurden immer heftiger, die Arbeiter der Feinde rückten der Stadt immer näher, wie sehr auch das Geschützfeuer diese zu unterbrechen und zu hemmen suchte, die Erdwälle der Belagerer überwuchsen die Mauern der Stadt,

die Vorräthe in dieser gingen zu Ende, und es verbreitete sich das schreckenvolle Gerücht, der Herzog sei entschlossen, im Nothfall Gotha aufzugeben, und die Stadt, ehe er sie in Feindes Hände fallen ließe, niederbrennen zu lassen. Es wurde daher im Rathe beschlossen, eine Schrift an den Herzog Johann Wilhelm aufzusetzen, und diesen um eine Unterredung zu bitten, um seiner Person sich zu Gnaden zu empfehlen, und ihn um Vermittlung anzuflehen, zugleich aber auch den Herzog Johann Friedrich anzuflehen, gütlicher Unterhandlung Gehör zu geben. Ein solcher Schritt mußte die höchste Ungnade des Fürsten nach sich ziehen, in dessen Händen Gotha sich jetzt befand, und die Weisheit des Magistrats wagte nicht, so ganz für sich zu handeln. Daher wurden die beiden Kämmerer des Rathes beauftragt, den Kanzler Brück zu consultiren, ihm die Schriften zu zeigen, seine Meinung zu hören, seinen Rath zu erbitten. Hier kamen jedoch die Abgeordneten, wie man wohl hätte voraussehen können, übel an. Doktor Brück, als er die Entwürfe las, wurde zornroth vor Wuth, doch verbiß er den Grimm, der in ihm aufloderte, und antwortete höhnend: „Werthe Männer, die Birnen, um die der Rath zu Gotha hier ansucht, blühen jetzt erst; wann sie reif sind, fragt wieder zu,“ und indem er dies sprach, drehte er sich den Bart und ihnen den Rücken, und ging, die Schriften in der Hand, zu dem gebornen Kurfürsten. Bestürzt und bekümmert enteilten die Boten, und verkündeten, was ihnen begegnet war.

Die Folge blieb nicht aus. Schon am andern Tage stand, ernstlich erfordert, der ganze Stadtrath mit Beklommenheit im Thronsaal des Herzogs. Johann Friedrich empfing ihn mit gerunzelter Stirn, Grumbach, auf die Krücke gestützt, stand neben ihm, Brück fehlte nicht, auch mehrere der Hofherren waren anwesend. Der Herzog sprach kurz und streng: „Ich habe euch anher bescheiden lassen, ihr Herren des Rathes, um euch euer unfertiges Unterfangen nachdrücklich zu verweisen, und euch zu sagen, daß ihr meine ganze Ungnade verwirket habt. Ei wie seid ihr doch so früh klug, wie das Ei, was sich klüger dünket, denn die Henne! Siehe ihr haltet euch alle für klug, warum gebt ihr mir denn so unnütze Dinge vor? Warum wollt ihr mich lehren, was ich thun oder was ich lassen soll? Warum? Dem Ersten, der sich nochmals unterfangen wird, zu solchen Gesprächen und Unterhandlungen mit unsern Erzfeinden zu rathen, den wollen wir um einen Kopf kürzen lassen, ja, bei Leibes- und Lebensstrafe befehlen wir euch ernstlich, laßt ab von verrätherischer Conspiration, sonst werden wir auf das Aeußerste gebracht, und die Folgen fallen auf euer Haupt.“ —

Eine solche Sprache aus des sonst immer so gütigen und gnädigen Fürsten Mund hatte der Magistrat noch nie gehört. Alle fielen auf die Kniee und baten um Gnade. Der Herzog verließ ohne Antwort, mit strengem Blick den Saal. Höhnend schauten Grumbach und Brück auf die Knieenden.

Achtes Buch.

1567 bis 1568.

Ach Gott mich thut verlangen
Nach dem, der jetzt gefangen,
Den liebsten Fürsten mein.
Daß ich ihn so muß meiden
Bringt mir ein herzlich Leiden,
Ach Gott, hilf ihm aus dieser Pein.

Er ist in Kaisers Händen,
Mein Gott thu es bald wenden,
Dem Kaiser gieb den Muth
Daß er recht thu bedenken
Woher komm dieses Zänken
Dem Fürsten wieder geb sein Gut.

Ob er was hätt verbrochen,
Fürwahr ist g'nug gerochen,
Land, Leut hat man verderbt.
Den Fürsten abgeführet,
Mein Herz damit gerühret,
Der Chur hat man ihn enterbt.

Klage der Kurfürstin Sibylle;
von Peter Watzdorf.

Erstes Kapitel.

Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden, sagt ein deutsches Sprichwort, und dennoch ist Hoffnung eine trügerische Göttin, dennoch täuscht sie unzähligemal die Harrenden, und kein Mensch würde mehr auf Hoffnungen bauen, wäre sie nicht auch zugleich eine so mächtige Zauberin, deren Lächeln unwiderstehlich anlockt, deren Wink so begeisternd wirkt. Und wo wäre in Leid und Trübsal, in Schmerz und Unglück ein Balsam heilender, als Hoffnung? Die Menschheit müßte verzweifeln, reichte nicht Hoffnung engelhold die Hand, und zöge die Unglückseligen vom Rand des Abgrunds zurück.

Der geborne Kurfürst und seine Schützlinge wußten, daß alle Briefe und das Geld, für Mandelslohe

bestimmt, von den Feinden genommen war, sie wußten, daß der Doktor Justus Jonas im Norden nicht mehr für ihre Sache wirken konnte, denn er schmachtete im Kerker; sie wußten, daß kein deutscher Reichsfürst zu ihrer Entsetzung auch nur die Hand erheben werde; sie konnten sich sagen, daß der nahende Frühling die Angriffe erleichtern, den Muth der Belagerer beleben werde; wußten, daß die Stimmung unter den Bürgern, wie unter dem Kriegsvolk eine unerwünschte, ja bedrohliche, denn mit den in Bestallung genommenen Söldnern, die nicht Unterthanen waren, hatte man nur auf zwei Monate accordirt, und zogen diese, Kern und Stütze der Vertheidiger, von dannen, so konnten die ohnedieß mißwilligen Bürger und das in Waffen ungeübte Landvolk Stadt und Feste nicht länger halten, dieß alles, was so bedenklich, gemüthbelastend war, wußten die Häupter, und dennoch — hofften sie.

Der Herzog hatte in sorgenschwerer Stunde nach der Bibel gegriffen, um ein Sortilegium zu üben, und sein Finger deckte den bedeutungsvollen Spruch Jesus Sirachs: Des Frommen Hoffnung wird nicht außen bleiben. Johannes Tausendschön sah in den wunderbaren Gesichten seiner Verzückungen Legionen himmlischer Heerschaaren, er sah es leuchten über dem Walde, und sprach von den Boten auf den Bergen, die da den Frieden verkündigten. —

Minder geistiger Art waren andere Hoffnungen, die in der Ueberzeugung wurzelten, der Feind werde, müsse endlich ermüden, er könne das feste Schloß

nicht überwältigen, und diese Zuversicht war nicht unbegründet.

Mit dem Blick der Sehnsucht sahen bald Johann Friedrich selbst, bald seine Vertrauten nach einer Hülfe aus, die mit Zuversicht erwartet wurde, es war die des Herzogs Adolf von Holstein. Daß dieser Herzog mit vielem Volk an Reitern und Fußknechten im Anzug sei, war sicher verkundschaftet. Aber lange, allzulange blieb er den Hoffenden aus, und es wurde im heimlichen Kriegsrath beschlossen, dem Heere einen Trupp Reiter entgegenzusenden, die dessen Zuzug beschleunigen sollten. Ein Dutzend entschlossene Männer wurden zu dieser Expedition erwählt; ein starker Ausfall sollte sie decken, sie sollten das Heer auf Umwegen nach dem Walde führen, und sowohl, wenn sie glücklich durch das Lager der Feinde hindurchgekommen, als wenn die Hülfstruppen im Anzug wären, dieß mit Feuerzeichen auf dem Tenneberg verkündigen.

Der Ausfall, der das Entreiten der Sendboten maskiren sollte, erfolgte am Vormittage des achten März; bald umhüllte Pulverdampf Freunde und Feinde. Den Letztern entging es jedoch nicht, daß ohngefähr zehn Reiter sich absonderten, durchschlugen, und das freie Feld gewannen, während die übrigen Schaaren sich wieder allgemach zurückzogen. Alsbald wurden einige Rittmeister beordert, diesen nach dem Walde zu Fliehenden mit hundert Reitern nachzujagen. Sie saßen auf, und theilten sich auf alle Wege.

Und als die Nacht einbrach, loderte auf dem Tenneberg das Signal, daß die Reiter glücklich ent-

kommen, und nach wenigen Tagen kündeten den Hoffenden in der Feste glückverheissende Flammen die sehnlich erwartete Hülfe, und am siebzehnten Tage des März blickte Johann Friedrich freudvoll hinaus in die lenzhelle Flur, wo die Wintersaat jetzt in frischer Hoffnungsfarbe leuchtete, und sah in der Ferne Heerhaufen auf Heerhaufen mit wehenden Fahnen heranziehen.

„Sie sind's, es sind die holsteinischen Fahnen und Völker. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt!" rief der Fürst mit erleichterter Seele seiner Gemahlin zu, die mit den Kindern neben ihm stand und weit weniger lebhaft hoffte, als er. Ihr sanftes Herz hielt in sich mit großer Kraft der Seele alle Befürchtungen, alle trüben Ahnungen zurück; sie hatte stets ein mildes Lächeln für ihren Gemahl, und er sah keine Thräne mehr fließen. Sie konnte sich ja ausweinen in den langen Nächten, deren Flügel Kummer und Sorgen schwer und träge machten.

Und das Heer wogte näher heran, und es jubelte durch Stadt und Schloß: „Seid frohen Muthes, denn die Hülfe naht! Bald werden wir dem übermüthigen Feind die Wege zeigen und zu nehmen zwingen, die er gekommen!"

Schon nahte ein Vortrab, schon ritt ein Trompeter heran, und ward durch die Stadt auf das Schloß geleitet, wie ein Bote des Heils. Froh willkommen geheißen, nahm ihm Grumbach das Schreiben ab; es war zu des Herzogs eigner Hand von

dem Herzog von Holstein; der Ritter wagte nicht, es zu entsiegeln; er hinkte mit freudeblitzenden Augen herein in das fürstliche Zimmer, er reichte den Brief dar.

„Um Gott, was ist das?" rief jetzt die Herzogin erbleichend: „Die Haufen ziehen ja unaufgehalten nach dem Lager der Feinde, nicht nach der Stadt!"

„Was sagst Du?" fragte der Herzog erschrocken, und heftig zitterte die Hand, in welcher er das Sendschreiben hielt.

„O weh! Und stehe uns Gott bei!" rief Grumbach aus. „Auf diese Eure Frage, hohe Gebieterin, wird wohl dieser Brief die unliebe Antwort enthalten."

„Oeffne, lies!" sprach Johann Friedrich dumpf, nicht fähig, mit eignen Augen das Unheil anzublicken; das freundliche Jungfrauenantlitz der schönen Hoffnung verwandelte sich ihm plötzlich in das versteinernde Haupt der Medusa.

„Faßt Euch, hoher Herr, und tröstet Euch!" sprach Grumbach, als er in das Schreiben geblickt. „Herzog Adolf von Holstein schreibt Euch — einen Absagebrief, und führt sein Heer dem Feinde zu."

„Betrogen also! Schändlich belogen und betrogen!" brach der Herzog ingrimmig aus. „Nun denn, so möge der Grimmenstein unser Aller Grab und Kirchhof werden. O meine Kinder!"

Und er umarmte mit Leidenscheft und Heftigkeit die zarten Kleinen, die in ihrer Unschuld nicht die

schwarze Schicksalswolke sahen, die unheilvoll am Himmel ihrer Zukunft stand.

„Aber wir sahen doch die Zeichen!“ rief, fast noch zweifelnd, der Herzog, denn er konnte so schnell nicht das Entsetzliche für wahr halten, seine Hoffnung war allzustark.

„Der Feind hat wohl einige der Reiter eingeholt, und ihnen die Verabredung entlockt, so denke ich mir's.“ erwiederte Grumbach.

„O Lüge! O Teufel!“ knirrschte der Fürst: „Da kann man in Wahrheit ausrufen mit dem Seher der Apokalypse: Draußen sind die Hunde und die Zauberer, und die Todschläger, und die Abgöttischen, und alle die lieb haben und thun die Lügen! So möge sich Gott erzürnen über ihre Stimme, und verdammen das Werk ihrer Hände!“

Ach, die Verwünschungen erfüllten sich so wenig, wie sich die Wünsche erfüllt hatten. Und Johann Friedrich ermannte sich wieder, noch stand der Grimmenstein, noch hatte der Feind sich keines Sieges zu erfreuen.

Ja, es war zum Verwundern, und zeugte so wenig von dem Muth der Belagerer, als von ihrer Kriegskunst, daß auch der Monat März verfloß, ohne

nur im Mindesten etwas zu entscheiden. Es hat nicht an Historikern gefehlt, welche diese lang andauernde Belagerung auf Rechnung der Langmuth des Kurfürsten August geschrieben, allein dieselbe mochte wohl bei dieser Belagerung um so weniger zur Erscheinung kommen, als die Folge bewieß, wie wenig Augusts Gemüth geneigt war, gegen Den, welchen er bekriegte, eine menschliche Tugend zu üben, am allerwenigsten aber die der Nachsicht und Geduld. Die jungfräuliche Feste konnte von außen nicht erobert, sie konnte so bald nicht ausgehungert, und das Wasser konnte ihr nicht, wie der Stadt, abgegraben werden, ein ohnmächtiger, des Spottes werther Feind hielt sie belagert, und der Spruch, den die Kuh gebracht, schien sich bewähren zu wollen.

Das Dorf Goldbach, wo der Kurfürst lagerte, braunte lichterloh, und es wollte fast scheinen, als habe eine dem belagerten Fürsten ergebene Hand den kühnen Versuch gewagt, seinen Feind auszuschmauchen. Doch rettete sich dieser bestürzt und sehr erschrocken eiligst entweichend nach Remstedt, wo er in der Mühle sein neues Losament aufschlug. Und wie unzufrieden, mürrisch und zum Verrath geneigt ein großer Theil der Besatzung, und auch die Mehrzahl der Männer waren, die sich des Herzogs treue Diener nannten, die an seiner Tafel speisten, die sein Geld in ihre Seckel faßten, für Dienste, die fast nur dem Namen nach bestanden — die böse Stimmung konnte nicht zum Ausbruch kommen, denn einestheils fehlte ein gewichtiger Anlaß, dann ein gewichtiges Haupt

zur Stimmführung, und endlich hemmte mächtig das Gespenst der Furcht, denn es ging die heimliche aber mit Absicht verbreitete Rede, der Herzog wolle mitten im Schloßhof einen Galgen aufrichten und jeden überführten Verräther daran henken lassen. So zagte Mancher, der sich nicht rein und sicher wußte, und es war kein ganz verwerfliches Mittel, da durch Drohung in Schranken zu halten, wo Liebe und Anhänglichkeit erloschen waren.

Und vieles wurde ausgesagt und ausgeplaudert, von Dem und von Jenem, die bisher für treu gegolten, und Mancher, der sich ganz sicher glaubte, war durchschaut, und über manchem Haupt schwebte unsichtbar das Schwert des Damocles.

Es erfüllte mit Entsetzen, daß mitten in den Reihen des Volkes auf Grimmenstein bisweilen ein Mann erblickt wurde, Allen furchtbar, von Allen scheu gemieden, der Scharfrichter. Und doch wurde Niemand genannt, über den ein Todesurtheil gefällt worden wäre. Streng und finster war das Antlitz des sonst so milden und gütigen Herzogs. Er war entschlossen, nur mit dem Leben die Festung aufzugeben, und stellte sich persönlich an die Spitze der Vertheidiger. Mehr als einmal geschah es, daß wenn bei Tag oder Nacht plötzlich aus irgend einer Ursache die Lärmtrommel gerührt wurde, er selbst mit der weißen Feldbinde geschmückt, herunter kam auf die Wälle, um mit eigenen Augen zu sehen, welche Gefahr drohe, um dieser kräftig zu begegnen.

In den letzten Tagen des März kam Kundschaft, daß der Feind vom Blochhaus bei der Leinmühle eine Mine nach dem Schloß zu führe. Der Herzog beschloß, dieses Vorhaben zu vereiteln. Sein Befehl gebot dem tapfern Hauptmann der Stadt, Hans Hoffmann, mit einem Fähnlein von 200 Knechten auszufallen, diese sollten heimlich möglichst nahe rücken, dann sollten aus dem hintern Schloßthor fünfhundert Hakenschützen ihnen zu Hülfe kommen, und mit ihnen gemeinschaftlich das Blochhaus stürmen, es erobern und zerstören. Ein Zeichen, sich zurückzuziehen, sollte auf dem Schloß mit der Trommel gegeben werden.

Der Morgen des 29. März, des Osterheiligabends dämmerte kaum, so näherten sich, noch von seinem Schleier verhüllt, von einem starken Nebel begünstigt, die Schaaren mit gutem Muthe der Verschanzung. Ein Anruf, einige Schüsse, ein Anlauf, Mann an Mann, dicht gedrängt, eine kurze und schwache Gegenwehr, Schwerthiebe, Lanzenstiche, Wehgeschrei der Ueberfallenen, Sieg! die Schanze war erstiegen, das Blochhaus war erobert, des gebornen Kurfürsten Fahne wehte vom feindlichen Wall, und reiche Beute an Rüstungsstücken, Waffen und Munition fiel in die Hand der Sieger, mit Noth entkamen die Hauptleute Röbel und Hausmann dem Blutbad.

Aber jetzt durchdonnerte Allarmruf das ganze Lager, wirkte hier schreckend, dort ermuthigend, und

eine rasch geordnete Schaar nach der andern zog kampflustig heran, den Feind zu vertreiben.

Die Hakenschützen auf dem Schloß standen geordnet, der Oberstlieutenant von Brandenstein spähte nach den Bewegungen, die der Feind machte. Der Herzog selbst war im Schloßhof, begierig den Sieg zu verfolgen. „Was zögert Ihr? Entsendet die Schützen!“ gebot der Herzog dem Kommandeur. „Ihr sendet sie in den Tod, gnädiger Herr!“ widersetzte sich der Oberstlieutenant. „Sie können nichts ausrichten, der Feind ist zu stark! Wir müssen das Volk aus der Stadt zurückrufen!“ Ein Wink Brandensteins, und die Trommeln wirbelten, und die Schützen zogen den Ausgefallenen nicht zu Hülfe. Diese hofften von Minute zu Minute den verheißenen Succurs, schon kamen die ersten Heerhaufen nahe, schon erfolgten Angriffe, es war die höchste Zeit, daß Hülfe kam, noch ward sie heiß erwartet, sie mußte kommen, sie kam nicht. Jetzt wurden die Trommeln gehört von der Feste, ihr Schall drang in das Ohr der Sieger, wie der Schall einer Todtenglocke. Jetzt warf sich ein feindlicher Haufe zwischen die eroberte Schanze und trennte die plötzlich durch die Gewißheit des Unterganges tief entmuthigten Schaaren Hoffmanns.

„Ha! Die auf dem Schloß konnten dem Feind nicht besser beistehen, als so. Unser Leben ist in die Schanze geschlagen! Mit Gott Kinder! Wir sterben für Fürst und Vaterland!“ rief Hoffmann todtesmuthig, und schickte sich an, mit der kleinen

Schaar, die im Blockhaus bei ihm war, sein Leben theuer zu verkaufen. Während die nach Außen Abgeschnittenen sich durchschlugen, als ein fliehender Feind nur wenig aufgehalten, regneten von allen Seiten Kugeln in das Blockhaus, lief eine wüthende Menge Sturm. Bald stritt Mann gegen Mann, oder vielmehr ein Mann gegen zehn bis zwanzig Männer. „Ergebt euch!" schrieen den verzweifelt Kämpfenden die Hauptleute zu. „Ergebt euch, ihr Thoren! Was opfert ihr euch für der Aechter schlechte Sache? Liefert Grumbach aus, und Keinem von euch wird ein Haar gekrümmt!"

„Es lebe der geborne Kurfürst!" rief Hoffmann, und stürzte in sein Blut. Keiner der Tapfern ergab sich die unter ihm fochten, bald focht keiner mehr. Ein Wall von erschlagenen Feinden thürmte sich als Ehrendenkmal um die ehrenvoll Gefallenen her.

Mit dieser Niederlage der kleinen treuen Schaar trat der Stern des Verderbens über den Grimmenstein.

Wuth und Grimm in der kochenden Brust, so schändlich verlassen worden zu sein, langten die Flüchtlinge auf dem Schloß an, und ungehemmt allen Gehorsam vergessend, machte sich die Leidenschaft Luft.

„Wir sind verrathen worden! Ihr habt uns verrathen! Ihr haltet selbst zum Feind! Warum ward uns keine Hülfe! Kein Entsatz? Um eine glänzende Victorie, um eine reiche Beute bringt uns Euer Wortbruch! Ihr seid es Brandenstein, der unsern tapfern Hauptmann und die treuen Kamera-

den auf die Schlachtbank geliefert! Zum Teufel mit Euch, Judas Ischarioth! In die Hölle mit Euch Verräther!“ So umtoste wildes Geschrei den Befehlshaber, und dem Herzog, der ein Zuhörer war, schnitt es in die Seele. Der Oberstlieutenant wurde wüthend über diese verdienten, aber in der übelsten Form angebrachten Vorwürfe und Verwünschungen, schon wollte er losbrechen, und den vorlautesten der Schreier, den stämmigen Bauern Steffen Müller aus Sundhausen das Schwert durch den Hals rennen, als der Herzog mit Würde in den Kreis schritt und jeden Ausbruch der Gewalt verhinderte. Ehrerbietig wich die drängende Soldatesca zurück, Johann Friedrich aber sprach unmuthig zu Brandenstein: „Du hättest die Schützen sollen ziehen lassen, wie ich gebot; was haben wir nun davon, daß die armen Leute aufgeopfert sind?“

„Gnädiger Herr!“ entgegnete Brandenstein, nicht vermögend, Herr seines Zornes zu bleiben, roh, aber mit soldatischem Muthe: „Ihr habt mich zum Befehlshaber ernannt, ich habe nach meiner besten Einsicht gehandelt, glaubt Ihr, daß ich es nicht gethan, so fordert mir den Degen ab, aber ausschelten dürft Ihr mich nicht vor dem Volk, sonst ist's gethan um den Respekt. Es sind schon bessere Leute geopfert worden, Herr Herzog! Euer Krieg kostet mich meinen Sohn. Solcher Krieger, wie vielleicht heute etliche gefallen sind, könnt Ihr wieder viele mit Molken und Buttermilch auffüttern, den Sohn könnt Ihr mir nicht ersetzen!“

Der Herzog wandte dem Sprecher bestürzt und rasch den Rücken, ein dumpfes Gemurmel durchlief die Reihen der Bewaffneten, ein böser, geschäftiger Geist flüsterte es in aller Ohren, was gesprochen worden war, und da und dort ward die Rede laut: „Wir dienen nicht länger, wir ziehen ab, unsere Zeit ist um. Man soll uns unsern Sold zahlen — dann gehen wir.“ — Und dieser böse Geist wußte noch mehr einzuflüstern, und mit seinen dunkeln Flügeln fachte er die glimmenden Funken des Aufruhrs und der Empörung zu hellauflodernden Flammen an. Der Herzog erfuhr alles, und es ward ihm mächtig bange. Er feierte ein trübes Osterfest.

Eine unruhige Bewegung ward bemerkbar auf dem Grimmenstein. Alles kündete an, daß Außergewöhnliches sich vorbereite. Der Herzog hielt für hochnöthig, sich der Treue seiner Diener nochmals zu versichern. Am dritten April wurden die Herren des Adels zu einer Audienz beschieden. Was der Herzog mit ihnen reden wolle, konnten sie sich leicht denken, und sie kamen überein, ihm nur eine und dieselbe Antwort zu geben. Nicht auf einmal wurden die Geladenen eingeführt, sondern Einzeln. Grumbach und Brück waren zugegen. Der alternde Veit von Obernitz trat zuerst ein, mit Unwillen sah er einen Mann anwesend, gegen den er reden wollte. Der Herzog sprach: „Mir ist böse Mähr zu Ohren gekommen. Die Treue meiner Diener wankt, ihr Herren vom Adel neigt euch Alle zum Abfall. Ihr brütet Basiliskeneier des Verraths und wirkt Spinne-

weben der Treulosigkeit. Ich fordere von jedem von euch einen neuen Eid in dieser Zeugen Gegenwart und wer den nicht leisten will, der sage es frei, und scheide ab von mir, ich will ihn nicht halten.

„Gnädigster Herzog und Kurfürst!" erwiederte Obernitz mit bebender Stimme: „vergönnt, daß ich Euch ungescheut die Wahrheit sage, wie unangenehm sie auch das Ohr dieser hier Gegenwärtigen berühren mag. Mein Wort spricht die allgemeine Gesinnung meiner Standesgenossenschaft aus. Wir alle sind euch pflichttreu ergeben, allein nach allen Versicherungen, die wir hören, ist die Belagerung nur Grumbachs und seiner Anhänger wegen begonnen, ihnen gilt die Belagerung, für sie ward so viel unschuldiges Blut vergossen. Was gehen aber uns Grumbach und sein Anhang an? Nie waren wir mit ihnen verbunden; sollen wir um ihretwillen von Hab und Gut gedrängt werden? um ihretwillen uns mit Frauen und Kindern von Haus und Hof jagen lassen? um ihretwillen unsre Pflichten gegen Euern Bruder, gegen Kaiser und Reich hintansetzen? Das kann Billigkeit nicht fordern, Gerechtigkeit nicht befehlen! Thut euch ab von jenen Männern, jetzt, da es noch Zeit, doch die höchste Zeit ist, und Ihr werdet an uns Allen die treuesten, ergebensten Diener haben."

Grumbachs Blicke weilten auf dem Sprecher ruhig und kalt. Ein Lächeln des Hohnes umzuckte die festaufeinander gekniffenen Lippen. Brücks Auge suchte den Herzog, und weilte gespannt auf ihn.

Dieser sprach zornigleise, fast flüsternd: „Ihr seid Verräther! Verräther seid ihr! Ich ärnte den Lohn meiner Güte und Gnade! Otterngezücht! Ihr thut mir wie meinem hochseligen Vater! Ja, die Hand meines Verräthers isset mit mir über Tische. So will ich euch ein Beispiel geben, wie man nicht zum Verräther wird, und ich will diesen Mann und die Seinen schirmen, und sollt' ich Leib und Leben daran setzen! Geht, ich verachte euch!" — Fast alle, die nach Obernitz einzeln zur Audienz kamen, sprachen dasselbe wie er, und bekamen Aehnliches zu vernehmen, wie er. Des Herzogs Treue war ein Felsen, den kein Sturm erschüttern konnte. Aber er sann darauf, sich derer gewaltsam zu entledigen, die er als seine nächsten Feinde betrachten mußte.

Der vierte April, ein Freitag, brach an. Trommeln wirbelten im Schloß, Trommeln wirbelten durch die Straßen der Stadt, und riefen alle Mannschaft unter das Gewehr. Die Schaaren sammelten sich, die Standarten flatterten im Morgenwind. Der Feind fürchtete einen Ausfall, und war auf seiner Hut. Der neue, an des gefallenen Hoffmanns Stelle ernannte Stadthauptmann, Balthasar Beyer, ordnete die Besatzung auf dem Marktplatz in einen Ring, während der Oberstlieutenant Brandenstein die des Schlosses zusammenzog, und auch die vier Fähnlein, die im Zwinger campirten, herauf in die Feste marschiren ließ. Allgemeine Bewegung in Schloß und Stadt, tausend sich kreuzende Interessen, hier Hoffnungen, dort Furcht, hier Ermuthigung, dort Nie-

dergeschlagenheit, hier verzagendes Bangen, dort feste Zuversicht.

In der Stadt sprach Balthasar Beyer zu den Landsknechten: „Liebes Kriegsvolk, ich habe in des Herrn Kurfürsten Namen euch etwas anzuzeigen, darum so hört!"

„Wir hören!" scholl es aus den Reihen der Männer, und es wurde still im Ring, den die Massen gaffenden Volkes umstanden.

„Jeder unter euch, liebe Leute," fuhr Beyer fort: „kennt seinen Eid und seine Pflicht, an die will ich euch nochmals erinnern. Unserm gnädigen Kurfürsten und Herrn sind schlimme Reden hinterbracht worden von euch, die hinzielen auf Meuterei und Aufruhr, darüber der Herr sich verwundern muß, und davon er den Grund nicht denken kann. Darum befiehlt euch der Kurfürst, und ich für meine Person bitte euch, wenn es so ist, wie berichtet worden, mir die Ursache zu sagen. Mangelt euch Geld, so soll ein Jeder etwas erhalten, denn es wird drauf und drein gemünzt; seid ihr allzusehr mit Wachten und Arbeiten überhäuft, so soll auch darin billige Aenderung vorgenommen werden. Mangelt vielleicht Proviant, so wird man das Nöthige schaffen, denn noch sind dreizehntausend Malter Waizen, fünfzehntausend Malter Korn, sechstausend Tonnen geräuchertes und eingesalznes Fleisch und hundert lebendige Ochsen auf der Feste vorhanden, des übrigen Vorrathes an Mehl und Hülsenfrüchten nicht zu gedenken! Sagt nur, welche Beschwerde ihr habt, jede Rotte sage sie

ihrem Rottmeister, dieser dem Hauptmann, und die Hauptleute sollen es mir anzeigen zu weiterm Bericht und der baldigsten Abhülfe."

Diese gemäßigte und verständige Anrede gefiel der Mannschaft, und sie besprach sich untereinander.

Droben im geräumigen Hof des Schlosses hielt mit unwirscher Gebehrde der Oberstlieutenant von Brandenstein, strich sich den Schnautzbart und sprach mit rauher Stimme zu dem Volk: „Im Namen des gebornen Kurfürsten und Herzogs zu Sachsen, Johann Friedrichs, habe ich euch zu sagen, daß ihr neue Bestallung annehmen, aufs Neue schwören, euern Sold empfangen, euch aber unnützer und meuterischer Reden, wie zum öftern ihr euch schon unterfangen, gänzlich und bei Lebensstrafe enthalten sollt!" — Auf diese Worte entstand ein Murren, das sich laut und lauter werdend, bald zum wilden Geschrei steigerte.

Moritz Hausener schritt über die Gallerie, seinen Herrn aufzusuchen, den er in den Zimmern des Herzogs wußte, da trat ihm Gertrud von Mila entgegen, sie war ungewöhnlich aufgeregt, sie bebte, sie stand und sprach geflügelte Worte: „Hört Ihr den Lärm im Hofe? Das Volk kündigt den Gehorsam auf. So weit mußte es kommen. Habt Acht, das Verderben wird über uns hereinbrechen, wie ein Gewappneter! Wer weiß, ob wir uns nicht zum Letztenmal sehen!"

„Ja, Ihr mögt Recht haben," erwiederte voll trüber Ahnung Moritz: „so laßt mich denn euch Le-

bewohl sagen, rasches Lebewohl! Dank für Eure freundliche Huld, tausend Dank für alles, was ich nicht aussprechen kann! Für jeden Gruß, jedes holde Wort aus Euerm Mund, jeden freundlichen Blick Eures Auges. Gott sei mit Euch immerdar, und vergeßt nicht ganz den armen Mann, dessen Stern Ihr gewesen!“

Gertruds Auge füllte sich mit Thränen. Sie nestelte schnell einen Schlüssel vom Bund, reichte ihn Moritz, und flüsterte: „Der Schlüssel zu — wenn Ihr Euch verbergen müßtet — da wird Euch Niemand suchen.“ Purpur der Schaam überflog ihr Antlitz.

Moritz preßte einen heißen Kuß auf ihre Hand, und sie verschwand. Noch zitternd von dem Eindruck des Gefühls, das so mächtig ihn erschüttert, trat er zu Grumbach ein, der heftig an Gichtschmerzen litt.

„Hier ist die Liste, die ich mit Schaudern schrieb. Warum sollen so viele Männer sterben?“

„Bin ich es, der ihren Tod will?“ fragte Grumbach zurück. „Diese Proscribirten haben durch Verrath an ihrem Herrn selbst ihr Urtheil gesprochen. Bringe dem Kanzler das Blatt.“ Moritz wollte gehen, da rief der Greis ihn noch einmal, und sprach ungewöhnlich mild, fast väterlich: „Mein Moritz, ich fühle mit Schmerz, daß ich als Dein Schuldner aus der Welt gehen werde. Ich hatte auch für Dich große Hoffnungen. Sie sollten sich nicht erfüllen. Moritz, mir ahnet nichts Gutes. Nimm diese Papiere an Dich, ein kleiner Schatz für Dich, das andere bringe den Meinen, mit meinen

letzten Grüßen. Ich werde sie wohl nimmer sehen. Suche, daß Du aus dem Schloß kommst, ich entlasse Dich, ich will es so. Mache Dich davon, ehe es zu spät wird, und — ich beschwöre Dich — bleibe dem Herzog treu! Ich höre kommen. Fahre wohl!" —

Rasch, fast allzurasch, war dieser Abschied für ein so langes Beisammensein und allzukarg der Dank für ein ganz gewidmetes, ganz aufgeopfertes Leben. —

Der Herzog stand oben in seinem Zimmer und lauschte den Seherworten Tausendschöns, dessen innerer Sinn wieder hell geworden war für die Gestalten seiner Visionen, während der äußere im Nervenschlafe gefesselt lag. Immer war es Sundhausen, wohin des Knaben unbewußte Sehnsucht wie mit Heimwehschmerzen strebte, und weiter, über diesem Dorf hinweg, das ihm als verlornes Paradieß erschien, umwob die Magie der zum Hellsehen potenzirten Traumkraft seine Psyche mit goldnen Liebesstrahlen, und zeigte dem mit süßer Täuschung ein fernes Glück, dem die Gegenwart am Netz des Verderbens spann.

„Siehe der Goldschatz liegt leuchtend aufgethan! Gesprengt ist die Kluft, die Engelein sagen, daß am heiligen Feste der Pfingsten wir ihn heben! Ja dann blühen alle Blumen, dann leuchten alle Kronen, dann glänzen alle Sterne groß und schön. Und Johannes wird seinen Theil empfangen von dem Schatz, und wird über die Berge wandeln. Auf dem Tenneberg steht er, an die Eisenthür des Thurmes hält er ein blühendes Kraut, da springt das Schloß, da tritt

die weiße Frau heraus, ach, so lange mußte sie schmachten! Und weint und jubelt, küßt mich und trägt mich zum Himmel empor! Sei gegrüßt hohe Königin! Pfingsten, komme bald, komme bald!"

„Armer Sohn der Thorheit und Lüge, wie beklagenswerth Du bist! — Wir träumen allzumal, einer so, der Andre anders!" seufzte der Herzog. „Wie sprachst Du einst? „Kurfürst von Sachsen, Du siegst! O schnöder Doppelsinn Deiner Sehergabe! — Warum vertraute ich ihr?

Der Fürst blickte in den Hof hinab. Da vernahm er die lauten Stimmen, das Geschrei der Widerspänstigkeit, ersah an den Bewegungen der Männer, daß sie erzürnt gegen Brandenstein sich wendeten, wachsender Tumult erfüllte die untern Gänge und Gallerien. Rasch schritt Johann Friedrich nach seinem Zimmer. Dort fand er Grumbach. Eben hatte Moritz ihn verlassen, und der alte Mann war tief erschöpft, ja erschüttert. „Ruhe dich in der Kammer aus, es gibt Lärm im Hofe, komm, komm o Freund!" drängte der Herzog, und führte in eigner Person den ächzenden Greis in sein Schlafgemach, gebot ihm, sich in das Bette zu legen, und deckte ihn mit Kissen zu. „O Herr! o Herr!" stöhnte Grumbach, und küßte die Hand, die so gnädig, so brüderlich sorgend, für ihn bemüht war. Er fühlte mehr als er sprach. — Jemand lauschte. — „Halte dich fein ruhig!" rief noch Johann Friedrich, und enteilte. Sein Gemüth war ungewöhnlich bewegt, als fühle es, welch eine schreckliche Stunde so un-

erwartet schnell geschlagen habe. Er umarmte seine Gemahlin, seine Kinder, und sprach: „Traute Elisabeth, fasse Muth! Mir ist, als müsse ich auf immer von euch gehen!"

„O so bleibe!" bat mit rührendem Bangen in ihrem schuldlosen reinen Antlitz die edle Fürstin, „Bleibe bei uns Vater!" riefen mit kindlichem Flehen die jungen Prinzen, aber der Herzog schnallte sich den Schwertgurt fester, und ging raschen Schrittes von dannen, indem er dem begegnenden Birkenfeld zurief: „Laß ein gesattelt Pferd vorführen! Dann sage David Baumgärtner, Levi Geus und dem Ditmarschen, sie sollen hinunter, und dem Stadtrath ansagen, er möge seines Orts der Meuterei steuern helfen! Eile!" —

Die Mannschaft auf dem Markt hatte sich indeß berathen, und erwiederte durch ihren Sprecher dem Lieutenant: „Wir kennen Gott Lob unsern Eid und unsere Pflichten. Ihr aber wißt und kennt, wie erbärmlich es uns bisher ergangen. Wir bekommen halb satt zu essen, und gar kein Geld. Tag und Nacht müssen wir wachen und schanzen, und wenn wir armes Volk nun unsere Pflicht auf's Treulichste thun, so erzeigen uns die Feinde allen nur erdenklichen Schimpf, nennen uns Grumbachische Zauberer, Teufelsbanner und dergleichen, und schreiben und schreien uns zu, daß der Krieg nicht um unsers frommen Herrn und des Wortes Gottes Willen, sondern um Grumbachs Willen geführt werde, und bedreuen uns und die Unsrigen mit Mord und Tod-

schlag. Darum wollen wir Grumbach, Stein und seine Gesellschaft haben und wollen sie hinaus überantworten. Und wenn man sie uns nicht herausgeben will, wohlan, dann wollen wir sie suchen, bis wir sie finden, und dann Leib, Gut und Leben für unsern frommen Fürsten einsetzen!"

Im Hofe des Grimmenstein war, während man unten in der Stadt nur drohte, heller Aufruhr. Auf Brandensteins Anrede hatten Einige aus der murrenden Mannschaft gerufen: „Wir wollen uns mit unseren Kameraden in der Stadt bereden und berathen, und dann eine Antwort hören lassen!" Darauf schrie Brandenstein: „Mit Nichten und in des Teufels Namen! Ihr habt nicht zu berathen, sondern zu schwören!"

„Wir wollen nicht! Und kurzum, wir thun es nicht!" riefen widersetzlich eine Menge Stimmen. „Hinunter wollen wir! hinunter!"

„Nichtsnutzige Buben! Euch soll der Donner erschlagen!" tobte Brandenstein mit der Unklugheit eines Mannes, der außer sich ist. „Hinunter sollt ihr, ja, aber in den Zwinger! den will ich zusperren lassen und euch Schelme mit Pech und Schwefel darin verbrennen!"

„Das soll dir der Teufel wohl wehren!" schrieen Viele, und ein Haufe stürzte alsbald an die Zwingerpforte und verbarrikadirte sie mit Fässern, ein anderer eilte zum Hauptthor. Es war verschlossen. Da entstand ein Zetergeschrei, in wenigen Augenblicken war der Thorwart gezwungen, zu öffnen, ein Haufe eilte nach der Stadt, ein Trupp besetzte

das Thor, weder der bestürzte Brandenstein, noch die übrigen Führer konnten es hindern. Mitten in diesem Tumult erschien der Herzog im Schloßhofe. Seine verehrte Person stillte einigermaßen den Lärm; er bestieg sein Roß und ritt zu der Mannschaft heran, die sich lang und breit vor dem Hauptthore aufstellte.

„Was ist es? Was habt ihr, liebe Leute?“ fragte Johann Friedrich ernst. „Laßt euch freundlich warnen vor Meuterei, leistet mir noch auf zwei Monate den Eid. Ihr sollt besser gehalten werden wie bisher, noch haben wir achtzehnhundert Fuder Wein und achthundert Tonnen Bier im Keller! Und ihr sollt doppelte Löhnung haben!“

Da trat ein bejahrter Krieger aus dem Gedränge, und sprach: „Mit Gunst Herr Kurfürst! Wir auf dem Schloß haben weder wegen Geld, noch wegen Nahrung eine Klage, aber aufs Neue zu schwören, tragen wir ein Bedenken, und zwar darum, weil kein ordentlicher Kriegsrath verordnet ist; weil uns alles verhehlt wird, was aus der Feste und herein geschrieben wird, weil dieser Krieg wegen Grumbach und seiner Gesellen, und nicht gegen Eure hohe Person geführt wird, für die wir nicht kämpfen wollen, darum wollen wir uns mit unsern Nachbarn in der Stadt berathen.“ — Der Sprecher trat bescheidentlich zurück, und der Herzog erwiederte: „Ihr handelt übel und unbedacht, daß ihr erzwingen wollt und mit Gewalt bewirken, was ich euch gar nicht gewehrt hätte!“

Tumultuarisches Geschrei von außen her, dem sich Aller Aufmerksamkeit zukehrte, verhinderte den Fürsten, weiter zu sprechen. Kaum war die Nachricht aus der Burg auf den Markt gelangt, daß die Besatzung droben den Schwur geweigert und sich des Thores bemächtigt, so drängte in ungestümer Hast das Volk, und im wilden Durcheinander, Bürger und Soldaten über die Zugbrücke, wimmelten durch das Hauptthor und schrieen: „Braut heraus! Grumbach heraus! Stein heraus! Braut heraus!" daß der Schall sich rollend an den Gebäuden brach und massenweise überquoll die Menschenfluth den Schloßhof. Der Herzog zog sich, als er das sah, alsbald mit Brandenstein zurück; Beide gewannen die Treppe, doch der empörte Schwarm drängte nach, erfüllte mit Lärm Hallen und Gallerien, schrie fort und fort nach Grumbach, nach der Braut, um die getanzt werden sollte, und einer der Haufen schickte sich eben an, die Thüre zu dem herzoglichen Zimmer einzuschlagen, als Johann Friedrich mit gezogenem Schwerte in der Hand, entschlossen entgegen trat, Brandenstein folgte ihm auf dem Fuße. Da stand der geborne Kurfürst im Beginn beschimpfender Unterhandlung mit einem rohen Troß, da war kein Cavalier, kein glatter Hofherr, kein muthiger Vasall, kein speichelleckerischer Schranz, der zu ihm gehalten hätte im Augenblick der Noth und Gefahr, sie waren Alle wie weggeblasen. Aber auch die, welche er geschützt und vertheidigt, wo waren sie nun? Er konnte in Wahrheit sagen: Ich bin wie ein Mann,

der keine Hülfe hat. Und der Herzog bat die Rebellen um vierzehn Tage Bedenkzeit. „Nein!! Die Braut! die Braut!“ „So gönnt mir nur acht Tage! Ich will die Männer von mir thun, die euch verhaßt sind und euch Alle zufrieden stellen!“ — „Nein und abermals nein! Braut heraus!“ schallte wüstes Geschrei.

„Einen Tag nur gebt mir!“ rief der Herzog im bittenden Ton. „Nichts! Keinen! Grumbach heraus!“ erscholl der Refrain.

„Einen halben Tag nur laßt mir!“ bat Johann Friedrich beharrlich. „Eine Stunde, eine halbe Stunde! Ich habe noch nicht Mahlzeit gehalten!“

„Braut heraus! Grumbach! Stein!“

Brandenstein nahm ermahnend das Wort: „Liebes Kriegsvolk! Gehorcht eurem Fürsten! Thut nicht so ungestüm! Vergeßt nicht den Respekt.“ Aber alsbald wandte sich gegen diesen die ganze Wuth. Der Herzog mußte zusehen, wie unter dem Geschrei: „Greift ihn den losen Schelm! Willst du uns noch verbrennen im Zwinger? Fort mit ihm!“ Brandenstein überwältigt wurde, und er konnte es nicht hindern. Ganz bestürzt, betäubt, beschämt, mit gebrochener Kraft ging er in sein Zimmer zurück, und keiner wagte, ihm zu folgen. Während sich dieses in einem Theil des Fürstenbaues ereignete, war ein andrer Haufe zu einer Seitentreppe hinan geeilt, und tobte, durch Zimmer und Gallerien sich ausbreitend mit dem Ungestüm, mit dem eine zur Wuth

aufgestachelte Pöbelmenge einmal entfesselt, jede Schranke mit Füßen tritt.

Dem ersten über die Wendelstiege andrängenden Haufen begegnete der Engelseher; ihn erblicken und auf ihn einstürzen, ist eins. Harte Streiche fallen auf des zarten Knaben Leib, aber sein äußerer Sinn war noch gebunden von kataleptischem Krampfe, und so fühlte er keinen Schmerz. Rohe Stimmen umbrüllen ihn dabei: „Bist Du der Weissager, so weissage uns, wer schlug dich? Weissage uns Zauberjunge, wo Dein Herr ist, der alte Schelm?"

Johannes schwieg zu allem, halb führten sie ihn, halb trugen sie ihn von dannen und warfen ihn in den Thurm, der die Pforte bewachte.

Ein Kolbenstoß Steffen Müllers zerschmettert die Thüre der Schreibstube. Brück ist darin, und der Bauer schreit: „Heraus, heraus!"

Brück trat mit gehobenem Arm und voll Würde der Menge entgegen und rief: „Gemach, gemach! Ich bin nicht Der, den ihr sucht, ich bin kein Aechter, bin seiner fürstlichen Gnaden Kanzlar."

„Recht so! auch heraus! Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen!" brüllte der Haufe, und Steffen ruft, indem er mit der Kolbe Brück in die Seite stößt: „Fort mit Dir Kanzler, marsch! Herzog Wilhelm wird Dir Deinen Lohn schon geben, Gottesfeind, Rechtsverdreher!" Andre stießen Schreine und Truhen auf, und beluden sich mit Raub.

Während Brück gefangen auf das Rathhaus geführt wurde, wo Brandenstein eben von hundert

Schützen begleitet, als Gefangener anlangte, fanden Hans Beyer und Wilhelm von Stein ebenfalls ergriffen, den gleichen Weg. Stein trat mit männlichem Muthe aus des Herzogs Gewehrkammer und sprach: „Ich merke, es soll mir an den alten Kragen gehen! So habt mich denn!"

Hans Beyer schüttelte seine Schellenkappe, schnitt denen, die ihn fingen, ein Fratzengesicht, und folgte Possen reißend in das Gasthaus zur Schelle, in welches er verstrickt wurde. —

Gänge ab und auf tosten die suchenden Schwärme. „Grumbach heraus!" erscholl es von Zimmer zu Zimmer. Nirgend war er zu finden. Mehrere Thüren wurden aufgeschlagen, aus einem trat ein Häuflein zagender und weinender Kammermägde. „Wo ist der Teufelsbanner?"

Keine der Jungfrauen wußte es, schon wollten die Männer weiter eilen, da trat plötzlich in einen Weiberrock verhüllt Godel, der scheusliche Gnom vor die Suchenden, und zeigte mit höhnendem Schielen nach der Thüre des herzoglichen Schlafgemachs, ein Schlag und sie sprang auf, der Schirm sank, ein Ausbruch toller Freude, und Grumbach — war gefangen. Nach wenigen Minuten saß er gefesselt und gehalten auf einer Tragbahre aus Doppelhaken, und wurde zur Stadt geschleppt unter dem Jubelgeschrei und der Hohnlache des Pöbels. Das griff den starken Mann an das Herz, und er entfärbte sich, die Besinnung verließ ihn.

„Da bringen sie die Braut! Da kommt der Rattenkönig! Seht, seht, er wird blaß! Er hat Gift gefressen! Will dem Henker ins Handwerk greifen; zum Doktor! Zum Doktor mit dem Schelm!“

Vor Paulus Luthers Hause oben am Berge hielten die Träger, aber der fürstliche Leibarzt sah zum Fenster heraus, und schrie herunter: „Daß ihr mir diesen Mann nicht bringt! Mag ihn kuriren, wer ihn krank gemacht!“ und die Träger schleppten ihren ohnmächtigen Gefangenen auf das Rathhaus, wo er sich bald erholte, um sich gefesselt in einem Kerker zu finden.

Von des Herzogs Haupt fiel an diesem Tage des Unglücks und der Ueberwältigung die Krone, und mit ihr fiel sein Muth, seine Thatkraft brach, er wußte kaum, was er beginnen solle. Man hat solche traurige Erscheinung wohl öfter wahrgenommen, daß Männer voll Energie und fester Haltung beim Hereinbrechen plötzlichen Unglücks rathlos standen, und nicht wußten, welchen Weg sie einschlagen und wem sie vertrauen sollten? Rathlos stand der Herzog, und freundlos obendrein.

Nochmals riß er sich los von Frau und Kindern, nochmals trat er bewaffnet in den Hof, sein Kommandowort, ein Wunder, daß man es noch hörte, versammelte die Schaaren der Krieger in einen Ring, und der Fürst gewann es über sich, bittend vor denen zu erscheinen, die ihm so gewaltsam begegnet. Mit bittrer Ironie sprach er: „Liebes Volk, ich hoffe, ihr habt nun euern Muth gekühlt, ihr habt

die gefangen, die ihr habt haben wollen, doch bitte ich euch: laßt mir den Kanzler, Wilhelm von Stein und meinen armen Narren Hans Beyer!“

„Mit Nichten, mit Nichten!“ schrie die Menge erwiedernd.

„Nun denn — es sei!“ seufzte Johann Friedrich beschämt und bekümmert: „So ermahne, erinnere und bitte ich euch nochmals bei eurer Pflicht, gelobt mir, bei mir zu bleiben, mit mir zu leben und zu sterben! Wer das will, wer treu gesinnt ist, der erhebe zwei Finger und schwöre mir!“

Etliche thaten, wie der Fürst bat, Andre nicht. Voll des allerschmerzlichsten Gefühls, voll der tiefsten Demüthigung wandte sich der Herzog in das Schloß zurück und seufzte innerlich. „Ich bin verrathen und verkauft! Helfe mir Gott! Doch — Wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöhet werden.“

In der Stadt waren nun die Männer, die dem Herzog hätten Treue beweisen sollen, eifrig bemüht, den Aufstand zu regeln; an allen Thoren zogen neue Wachen auf; Botschaft erging von dem, was geschehen, in das feindliche Lager; ein abermaliger Tumult, den das Kriegsvolk beabsichtigte, um diejenigen von Grumbachs Anhang, die noch nicht gefangen waren, zu suchen und in Haft zu bringen, wurde durch die Besonnenheit der Hof- und Landjunker verhindert, sie glaubten Derer, die noch in dem weitläuftigen Schloß sich verborgen hielten, gewiß zu sein, sie bürgten für deren Haftnahme.

Als die Mitternacht über dem jetzt stillen Schloß düster schattete, dem kein Stern leuchtete, schlich und schlüpfte es leise über manchen Gang, wurden Rosse in der Stille gesattelt; da trat auch Moritz Hausener aus einem Gemach, darin redliche Freundschaft ihn geborgen. Die hintere Zugbrücke fiel, eine dunkle Schaar ritt von dannen. Es war Moritz, Jobst von Zedwitz, Antonius Pflug, Apel von Bayern, und einige andere der Reiterführer. Sie ritten rasch durch die feindlichen Wachen, gerade nach Sundhausen zu, Moritz kannte die Wege genau. Pulverblitze zuckten, Schüsse fielen. Zwischen dem Würzburgischen und Hennebergischen Lager ging es mitten durch. Nur einer, Zedwitzens junger Knecht, ward gefangen. Bald hatten die übrigen Flüchtigen das Lager der Feinde hinter sich.

Zweites Kapitel.

Peinliche und marteroolle Stunden brachte der Herzog Johann Friedrich hin, gleichsam schon jetzt ein Gefangener in seinem eignen Hause. Er hatte noch nicht lange den Morgen des neuen Tages im Kreise seiner Lieben begrüßt, als schon eine Deputation aus der Stadt sich anmelden ließ, aus Personen des Magistrates und aus Hofherren bestehend. Der Herzog wollte sie nicht annehmen, aber Elisabeth bat ihn, es doch zu thun. Er erwiederte einwilligend mit Worten Sirachs: „Schäme dich nicht, zufrieden zu sein, du gewinnest viel oder wenig.“ So wurden denn die Abgeordneten vorgelassen; es waren der Hofmarschall von Gottfahrt, der alte Ritter von Wangenheim, von Obernitz und die Stadträthe

Goldstein und Bleichrod. Der Letztgenannte führte das Wort und stellte in unterwürfiger Rede den Stand der Dinge klar vor Augen, und daß es ebenso nothwendig, als einmüthiglich beschlossen sei, sowohl dem Herzog Wilhelm, als dem Kurfürsten und den kaiserlichen Kommissarien Nachricht von dem zu geben, was geschehen, und um einen vierzehntägigen Waffenstillstand zu bitten, um während dieser Zeit auf dem Wege gütlicher Vertragung einen billigen Frieden zu erlangen. Der Entwurf dieses Schreibens, diplomatisch und vorsichtig abgefaßt, und so gestellt, daß den Herzog nicht der mindeste Vorwurf traf, wurde ihm zur Begutachtung vorgelegt, und er konnte ihn nicht mißbilligen. Der Sprecher gab zugleich zu bedenken, daß das schwürige Kriegsvolk entschlossen sei, nochmals das Schloß zu stürmen und alles zu verwüsten, wenn nicht seinem Begehren ein Genüge geleistet würde, mit den Belagerern Zwiespruch zu halten, und wo möglich Vergleich aufzurichten.

Der Herzog gab das gelesene Schreiben zurück, und sprach: „Auch ich will an die Kommissarien und an Niemand sonst schreiben, und den gleichen Wunsch des Stillstandes aussprechen, dabei aber den angebornen Titel nicht vergessen, den die Furcht meiner untreuen Dienerschaft in diesem Briefe schon hinwegläßt.“ Damit kehrte er den Abgesandten den Rücken, und verließ den Audienzsaal. Bestürzt blickten die Männer einander an.

Der Kurfürst und Herzog Wilhelm hatten zur Zeit, als alle diese Vorgänge in Stadt und Feste

sich zutrugen, das Lager verlassen, um dem Leichenbegängniß des Landgrafen Philipp von Hessen beizuwohnen, daher sich alle Verhandlungen bis zu deren Wiederkunft verzögerten.

In banger Erwartung, wie alles sich lösen und entwirren werde, zagte die Bürgerschaft. Dumpfe Stille lag über Gotha; selten vernahm man den Knall eines Geschützes. Die Feinde arbeiteten ruhig an ihren Schanzgräben fort, die den Stadtwällen immer näher kamen. Der Himmel selbst schien zu grollen über die treulose That des Aufruhrs. Meteorische Flammen durchzuckten die trüben Frühlingsnächte, und man sahe deutlich Feuer niederfallen auf Stadt und Schloß, und nahm es für ein böses, bedrohliches Zeichen.

Grumbach saß einsam und gefesselt in seinem Kerker. Nur der Schmerz seines altermorschen gebrechlichen Leibes quälte ihn, seine Seele war ruhig. Das Loos, das ihn erwartete, sah er vor Augen, und er bebte nicht vor dem schimpflichen und martervollen Tod, den er sich von Feinden versprach, welchen er so lange getrotzt hatte. Sein ganzes Leben ging seiner Erinnerung vorüber, er hatte Zeit, es zu überdenken. Seine feurige Jugend, der Frühling seines Herzens, als er um seine gute Anna warb, die Tage voll Sturm und Leidenschaft, als er seine Schwester bis zum Tode betrübte, die Jahre voll männlicher ritterlicher Wirksamkeit, wo die Sonnen des Glückes und des Glanzes, der Gunst und der Macht ihn hell umstrahlten. Dann kamen trübe Bil-

der, der Tod des geliebten Herrn, Zobels giftiger Haß, die durch ihn erlittenen Beschimpfungen; jene wilde, bewegte Zeit des deutschen Krieges, der unermüdliche thatendurstige Markgraf Albrecht Alcibiades, die Statthalterschaft auf der Plassenburg, die neuen Zwiste mit dem egoistischen habsüchtigen Bischof. Das alles war eine lange Gedankenkette. Vieles knüpfte sich an. Erinnerung an verfehltes Streben, unerfüllte Hoffnungen, Treulosigkeit und Undank als Aernte einer reichen Aussaat von Wohlthaten und Vertrauen. Selbst die Sterne hatten gelogen! Aber da gedachte Grumbach mit Schauder an das Prognosticon, das er einst sich selbst gestellt, und dieses eine drohte mit furchtbarer Erfüllung. Auch Alcibiades Stern war trübe untergegangen, doch er war als ein Christ gestorben. „Auch ich will als ein Christ sterben!“ sprach zu sich selbst der Gefesselte, und spann sinnend den Faden seiner Erinnerung weiter. Mit Wohlgefallen dachte er der Zeit, wo er seinen hochherzigen fürstlichen Freund näher hatte kennen lernen, dessen jugendliche Brust noch so hoffnungsreich war. Er dachte der schönen Tage, als der Neubau der Heldburg entstand. Dann aber trat die mit Unmuth erfüllende, durch Leidenschaft und gemeine Rachgier zum Unglück ausgeschlagene That vor Augen, die einem Leben, das an der Spitze des vertrauenden deutschen Reichsadels hochbedeutend hätte werden können, die trübste Wendung gab, denn nimmer trägt eine Segensfrucht der Mord, selbst wenn es so schiene, sie wird immer nur ein Sodomsapfel sein.

Ein Leben voll Unruhe tauchte in Grumbachs Erinnerung auf, jene Ritte und Reisen auf unstäten Bahnen, nach Norden und Süden, durch Deutschland und Frankreich. Dann breitete sich das Zaubernetz der Hoffnungen vor dem Sinnenden aus, welches er, selbst ein gläubig und vertrauend Hoffender, schmeichlerisch um des jungen Herzogs Sinne und Seele zog. War es ein Vergehen, daß er, der Geächtete, Schutz und Schirm und Anhalt suchte? War es ein Vergehen, daß er Hoffnungen hegte, deren Erfüllung unter günstigen Sternen im Bereich der Möglichkeit lag? Er konnte es nicht dafür halten, denn er war sich bewußt, daß der Gedanke, mit Absicht täuschen zu wollen, seiner Seele fern geblieben war. Ebenso wenig konnte der kräftige Sohn einer Zeit, in welcher Selbsthülfe noch gar nicht befremdete, ein Vergehen darin erblicken, daß er zu ihr, wie zu einem letzten Mittel griff, und dem Feind an das Herz. Er war Sieger gewesen! Würzburg hatte vor ihm gezittert, das erfüllte ihn mit Freude. Er war ein menschlicher, schonender Sieger gewesen, das durfte ihn mit Stolz erfüllen. — Und dann — war es um nichts besser geworden, seine Schonung, seine Menschlichkeit, seine Billigkeit hatten ihm nichts genützt, er sah die heilig beschwornen Versprechungen mit Füßen getreten, sah sich gehaßt, verleumdet, verfolgt, nach wie vor, er sah sich geächtet. Dennoch trank er immer noch, eine durstige Biene, Honig aus dem Nectarkelch der Blume Hoffnung, und nährte die Sehnsucht Dessen damit, deß Herz nicht minder glühend

an Hoffnung hing. Jetzt war alles vorbei. Er sah sich stehen am Ende seiner Tage, er hatte nichts Irdisches mehr zu hoffen, er glaubte wohlzuthun, sich vor seinem Heimgang mit Gott zu versöhnen.

„Bittet die, welche mich gefangen halten,“ sprach er gefaßt zu seinem Wärter: „daß sie mir den Hofprediger senden. Ich will beichten, ich will das heilige Abendmahl empfangen.“ — Der Hofprediger sprang bei dieser ihm seltsam dünkenden Botschaft vom Stuhl empor, als habe ihn eine Tarantel gestochen, und brach aus in einen Strom verwunderungsvoller Ausrufe. „Was? Höre ich recht? Der Zauberer, der Mörder, der verruchte Gottesläugner! Höhnt er die Diener des heiligen Wortes noch aus dem Kerker? Will sich der Ninivit bekehren und die verstockte Juda? Das ist eitel Trug und Blendwerk! Gehet und saget ihm, dies ist meine Antwort: Was habe ich mit dir zu schaffen, Sohn des Belial? Der Verzagten, Ungläubigen und Zauberer Theil wird sein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt.“—

Diese Antwort ward Grumbach angesagt; da schrieb er sein Verlangen und des Predigers Weigegerung an den Herzog.

Entrüstet über den unchristlichen Sinn seines Prädicanten ließ Johann Friedrich Weidemann den Befehl zugehen, den Wunsch des Gefangenen zu erfüllen. Hierauf suchte sich der Hofprediger schriftlich zu verantworten. Er stellte seine Pflicht, reuigen Sündern mit dem Trost des Sacraments zu willfahren, und sie nicht in trostlose Verzweiflung

zu stoßen, außer Zweifel, führte aber an, daß es mit Grumbach eine eigene Sache sei, und nicht so leicht gethan, und daß er wünschen müsse, noch einen andern vertrauten Prediger zum Zeugen zu erhalten. Unter dieser Bedingung achte er, weil Grumbach ihn begehre, da er ihn doch in die vierthalb Jahr niemals begehrt, sich schuldig, ihm mit seinem Amt zu dienen."

„Pharisäer! Baalspfaffe!" murmelte der Herzog, und legte das Schreiben bei Seite ohne Antwort zu geben. Sein großes Herz erfüllten Unwillen und Mitleid. Während die Besatzungen des Schlosses und der Stadt Boten auf Boten in das feindliche Lager sandten, wohin die Fürsten zurückgekehrt waren, um Stillstand und Besprechung ansuchend, und so mit dem Feind in genauen Verkehr traten, während der Herzog dies alles erfuhr, und nicht nein dazu sagen konnte, während überall der Name Grumbach nur mit Verwünschungen genannt wurde, nahm am elften April Johann Friedrich die Bibel neben sich, und schrieb im Zimmer seiner Gemahlin, das er jetzt nur auf wenige Momente verließ, einen Trostbrief an den Mann, den er liebte. Diesen in Archiven aufbewahrten Brief, der so ganz das Herz des edlen, vielfach verkannten Fürsten enthüllt, las er seiner Gemahlin vor.

„Wenn ein Christ in solche Noth und Gefahr seines Lebens gekommen ist, daß er sich dessen befahren muß, und dann von Herzen Verlangen hat, sich mit unserm Herrgott zu versöhnen, sich für einen

armen Sünder erkennt, und seine Sünden sich leid sein läßt, auch zum sichern Pfand seiner Seligkeit den Leib und das Blut Christi zu empfangen begehrt, wie oft der Fall ist und Solches unserm gnädigen lieben Herrn und Vater christlicher und seliger Gedächtniß auch begegnet ist, daß man seinen Prädicanten wegjagte, so daß Seine Gnaden ins fünfte Jahr nicht communicirten, oder wenn durch Practiken sich zuträgt, daß die Prädicanten abgehalten werden, ihm das Sacrament zu reichen, so ist von Nöthen, zu wissen, wie sich ein Christ in solchem Fall verhalten soll. Der soll sich zuerst für einen reuigen Sünder erkennen, soll fest glauben, daß Jesus Christus auch für ihn gestorben, und durch seinen Tod, Auferstehung und Himmelfahrt ihm einen gnädigen Gott und ihn zu seinem Miterben gemacht hat, dann ist er nicht verloren, sondern es ist ihm ewiges Leben und Seligkeit gewiß."

Die Herzogin wagte keinen Einwurf, sie prieß Gott im Stillen über die Seelenstärke, die gläubige Zuversicht ihres Gemahls, denn daß er solcher bald selbst bedürfen werde, stand klar vor ihrem Geist. Der Herzog las weiter: „Daß dem also sei, sagt Christus, der Mund der Wahrheit, selbst: Kommt her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Item: Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlornen Schaafen des Hauses Israel. Auch sagt Paulus: Es ist wahr und ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus ist in die Welt kommen, die Sünder selig zu machen. Item

Johannes: Also hat Gott die Welt geliebt u. s. w. Ferner sagt Christus: Ich bin nicht kommen, die Welt zu richten, sondern selig zu machen.“

Noch mehr der biblischen Trostsprüche waren angeführt in dem fürstlichen Handschreiben; kein Prediger hätte kräftiger aufrichten können. „Aus diesem allen ist klar zu sehen,“ lauteten die Worte des Briefes weiter: „Daß Gott nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, wie er im Propheten sagt. So ist kein Mensch verloren, so er nur an Christum glaubt, daß dieser für seine Sünden genug gethan.“

„Wenn nun ein Christ,“ folgerte der erhebende Schluß: „in eine solche Noth kommt, daß man ihm alle Wege verläuft, so daß er das Sakrament nicht erlangen kann, so soll er solches mit herzlichem Seufzen zu Gott begehren, und fest glauben, daß Jesus Christus, unser Herr und Heiland, ihm erworben habe Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben, durch sein Leiden, und sich also zufrieden geben, und für gewiß glauben, er habe es empfangen. Wie denn auch Augustinus sagt: Wenn Du's von Herzen gläubst, so hast Du's empfangen, so wohl als leiblich.

Das ist der beste Trost in Deinen Nöthen, denn Gott hat darum die Seinen nicht verlassen.

Johannes Friedrich, geborner Kurfürst.“

Mit Andacht vernahm die Herzogin den Inhalt, und mit stiller Bewunderung. „Der Pfarrer soll eine Abschrift haben, und fortan unbemüht bleiben!“ sprach der Herzog, als er den Brief siegelte. — Weide-

mann durfte das Schloß nicht wieder betreten. Grumbach empfing diese Zeilen, und küßte sie. Eine Thräne rollte ihm in den grauen Bart. „O Johannes!" rief er aus: „Du bist mein Paraclet! Du sendest mir den Strahl göttlichen Lichtes in die Kerkernacht! Du hältst heilig Dein Wort; bis zum Tode bewahrst, bewährst Du Deine Treue. Laß fahren die trügende Hoffnung auf eine irdische Krone, entrathen kannst Du ihrer! Die Krone der Gerechten umstrahlt mit Sternenglanze Dein heiliges Haupt." — Niemand ahnete, daß Gottes Friede mit Seraphflügeln den Kerker des Mannes durchwehte, den alle Welt verdammte.

In drei Prunkgezelten, eigens zum Behuf der beiderseitigen Verhandlungen aufgeschlagen, wurden am 12. April die Friedenspräliminarien mit allen Förmlichkeiten, gegenseitigen Erörterungen, Defensionen und Einwendungen vorgenommen, deren Endresultat das beharrliche allseitige Begehren der Gegner blieb: Uebergabe der Festungen, und Ausantwortung der Gefangenen; diese waren Grumbach, Stein, Baumgärtner, Brandenstein, Brück, Beyer und Schönborn. Auch Johann Friedrich sandte noch einmal einen Trompeter in das Lager, und wiederholte seine schriftliche Bitte um vierzehntägigen Stillstand, al-

lein da er sich noch immer geborener Kurfürst unterzeichnete, so beleidigte er damit dermaßen, daß man ihn einer Antwort nicht würdigte.

Der Morgen eines denkwürdigen Sonntages brach an. Der Herzog ließ sich von seiner Gemahlin dasjenige Evangelium vorlesen, welches in den Kirchen am Tage Misericordias Domini gelesen zu werden pflegt. Ruhig lauschend saß der kleine Sohn auf einem Taburet, und hatte die Händchen gefalten, wie ihm früh gelehrt worden war. Gertrud und das Fräulein von Hassenstein, durften dieser Stunde der Andacht beiwohnen.

Mit milder klangvoller Stimme las die Herzogin die Verse 21 bis 25 des zweiten Kapitels der ersten Epistel Petri, die so viel Passendes auf die Lage des Herzogs enthielten.

„Ja!“ sprach Johann Friedrich, als Elisabeth endete: „Christus hat uns ein Vorbild gelassen, er, der nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litte, er stellete es aber dem heim, der da recht richtet. So will auch ich thun.“

„Am heutigen Sonntage,“ fuhr er nach einer stillen Pause bewegt fort: „sind es gerade zwanzig Jahre, daß meines Vaters Liebden die Schlacht von Mühlberg verlor, und damit die Kur Sachsen. Und heute parlamentiren sie drausen — auch mir droht Verlust — meiner Krone.“

„Allein Evangelium ist ohne Verlust!“ tröstete Elisabeth, und der Gemahl dankte ihr mit einer innigen Umarmung. —

Mit gewichtigen Vollmachten hatten sich die Abgeordneten der Stadt und Ritterschaft zeitig hinaus in das Lager begeben, und Audienz beim Kurfürsten erhalten, wo sie in Gegenwart Herzog Wilhelms und aller andern Fürsten und Grafen, die der Belagerung beigewohnt, durch den Sprecher, Stadtschreiber Norden, zunächst für den Herzog Johann Friedrich, seine Gemahlin und die jungen Herrlein Vorbitten einlegten, und nachsuchten, ihm den erbetenen Aufschub zu gütlicher Vertragung durch befreundete Höfe zu gestatten. Auf diese Bitte wießen die kaiserlichen Kommissarien und der Kurfürst den Herzog an des Kaisers Gnade, Herzog Wilhelm aber erwiederte dem Ansuchen, daß jetzt keine Gelegenheit sei, durch Vorbitten etwas zu bewirken. Wenn er jedoch in die Festung käme, wollte er mit seinem Bruder weiter davon reden.

Die Abgeordneten vollzogen hierauf die Kapitulation, wie die Gegner sie dictirten, und so wurde eine mit allem Bedarf an Geschützen, Munitionen und Proviant noch wohlversehene, wohlbemannte, schier unüberwindliche Festung zu wahrhaft schimpflichen Bedingungen dem Feind überantwortet. Diese waren: Uebergabe von Schloß und Stadt mit aller Kriegsrüstung, Proviant, Kanzlei und Kammer ohne allen Vorbehalt oder irgend eine Bedingung. — Ueberantwortung aller Gefangenen, Aechter, so wie der Vasallen des Kurfürsten, die gegen ihn in diesem Kriege gedient. — Oeffnen der Thore von Stadt und Schloß und Aufnahme der Besatzung. — Ablie-

ferung der Schlüssel an den Kurfürsten. — Losgabe aller Kriegsgefangenen. — Demüthiger Fußfall der Bürgerschaft und knieende Abbitte vor dem Kurfürsten an Kaisers Statt durch acht Deputirte aus ihrer Mitte. — Feierlicher Eid der Besatzung und Bürger, in ewigen Zeiten nie wieder gegen Kaiser und Reich, oder den Kurfürsten, Waffen zu tragen. — Neuer und alleiniger Huldigungseid an Herzog Johann Wilhelm, nach der Formel des Saalfeldischen Landtages. —

Gegen diese Bedingungen gewährte die Kapitulation großmüthig dem Kriegsvolk freien Abzug mit Wehr und Rüstung, binnen vier Stunden, ohne Trommel- und Pfeifenschall, mit zusammengewickelten Fahnen und gesenkten Spießen, und sicherte der Bürgerschaft Leib, Leben und Eigenthum, Recht und Gericht und althergebrachte Freiheiten. —

Sogleich nach der Rückkehr der Delegirten erfolgte der Abzug der Besatzungen, nicht ohne einigen Tumult von Seiten derer, die rückständigen Sold zu fordern hatten, und nicht ohne völlige Ausplünderung der Landleute, die nach dem Walde zu zogen von Seiten der Franken unter Seinsheims Fahnen, wobei mehrere Männer erschlagen wurden.

Der Augsburgische Patricier David Baumgärtner war seiner kurzen Haft entledigt worden, und galoppirte auf einem riesengroßen Hengste mit den durch das Brühler Thor ausziehenden Kriegern, prunkend wie ein Pfau von dannen. Am Thore standen schon mit den Schlüsseln der Stadt zur Bewillkommung

bereit die Bürgermeister Bleichrodt und Dunkel an der Spitze des Rathes und der Geistlichkeit, und entgegen kam die festliche Cavalkade des siegreichen Einzuges. Es war ein Triumph, der keinen Schuß Pulver gekostet hatte. Baumgärtners Putz und seine übertriebenen Verbeugungen, der oft geneigte Hut mit den schwarzen und weißen Federn erregten Aufsehen. „Wer ist dieser Mann?“ fragte der Kurfürst. Kaum ward er nebst seinem Begleiter, Joachim Jöttich, der sich auch dem Kurfürsten mißfällig gemacht hatte, genannt, so ertheilte der Kurfürst Befehl, Beide zu verhaften, der nicht ohne thätliche Mißhandlung alsbald vollzogen wurde. Der stolz aus der Stadt geritten war, mußte demüthig wieder hinein und in einen Kerker gehen. —

Am Thore überreichten die Bürgermeister ihrem neuen, durch ihre Treue schwer beleidigten Herzog die Schlüssel der Stadt. Wit finstern Mienen lehnte er deren Annahme ab und wieß sie an den Kurfürsten, indem er sprach: „Die Schlüssel gehören meinem Vetter.“ Dieser nahm sie auch an, und war nicht so höflich oder freundlich gesinnt, sie in des Herzogs Hand zu geben, sondern er reichte sie dem ersten Lieutenant, der gerade zunächst zur Hand war.

Johann Friedrich ging gegen die sechste Stunde des Nachmittags den schwersten Gang seines Lebens. Er stieg herab aus seinen fürstlichen Zimmern, er ging in den Schloßhof. Er stieg herab! Dort stand er, nahe dem innern Thore, fest und stolz, mit gefaßter Seele, ganz ein Mann. Wie ein ruhiger

Zuschauer stand er dort, voll edler, würdiger Haltung, an einem Pfeiler, der das Kurwappen trug.

Trompeten- und Posaunenschall! Eine Escadron Reiter, im blanken Stahlharnisch, nach alter ritterlicher Weise. Achtzehn Grafen folgen, darunter viele von Schwarzburg und Gleichen, in goldnen und silbernen Ritterrüstungen. Sie umreiten, nach rechts abschwenkend, den Hof. Jetzt — eine Pause — Johann Friedrichs Herz schlug stark — Trompeter, Fahnen — drei Reiter im kostbaren Schmuck, vom Hermelin umwallt. Der in der Mitte reitet, mit strengen und kalten Zügen, ist der Kurfürst, der zur Rechten Herzog Adolf von Holstein, der zur Linken Herzog Johann Wilhelm. Johann Friedrich wollte grüßen, schon griff er nach dem Federhut, aber der Kurfürst, mochte er ihn nun erblickt haben oder nicht, that nicht, als sähe er ihn, blickte gerade vor sich hin. Dicht an ihm vorbei ritt sein Bruder, dieser sah nach den Fenstern des Fürstenhauses hinauf. Da ließ Johann Friedrich ruhig seinen Hut auf dem Haupt und ging wieder in seine Gemächer zurück. Ohne zu halten, ohne abzusitzen, umritt der Zug den Hof des Grimmenstein, verließ Feste und Stadt wie er gekommen war, und begab sich wieder in das Lager.

Zu dem Herzog traten ehrfurchtvoll die Kommissarien des Kaisers, der Graf zu Eberstein und die Edeln Carlowitz, Schönaich und Seinsheim; sie bezeugten ihm ihr Mitleid, und nahmen ihm den Degen und den Handschlag ab, daß er keinen Fuß

aus der Feste setzen und das Weitere gewärtigen wolle. Es war die nehmliche Stunde, in der sein Vater vor zwanzig Jahren sich gefangen sah.

Mit betrübter Seele, doch voll Fassung, ergriff am Abend der Herzog einen kleinen, geschriebenen Katechismus, in dem er Freud und Leid seines Lebens einzutragen gewohnt war, und schrieb die wenigen Worte hinein:

Anno Domini 1567, d. 13. Aprilis hat man durch untreuer Leut Practiken die Festung Grimmenstein und Gotten one Vrsach auffgeben, darin Ich auch gefangen worden. — Aufn Abent zwissen 5 vnd 6 Vren. †

Wie bedeutsam war dieses kleine Kreuz! —

Jetzt nach Beendigung der langen und langweiligen Belagerung ging alles einen furchtbar raschen Gang. Der folgende Tag sah abermals einen solennen Einzug, diesesmal der Fürsten und des ganzen Belagerungsheeres mit fliegenden Fahnen, unter rauschender Musik, unter dem Donner des Geschützes von allen Wällen des Lagers, wie der beiden Festungen, unter dem Jubelruf der Menge, dem Drängen und Vivat des Pöbels, wie das so üblich ist. Unten am Ende des Marktes stand neben dem Gasthaus

zur Schelle ein Haus, die Löwenburg genannt; bei diesem Hause lagen der Magistrat und die acht Deputirten der Bürgerschaft auf den Knieen vor dem stolz triumphirenden Sieger, und leisteten den Kommissarien die vorgeschriebene Abbitte, die sie alsbald an den Herzog Johann Wilhelm wiesen, der nun die Huldigung von Rath und Gemeinde feierlich empfing. Dann zogen die Fürsten auf den Grimmenstein.

Ueberall war das lebhafteste Drängen und Treiben; kaum waren die Geschütze auf den Festungs- und Stadtwällen gelöst, so wurden sie als Siegesbeute von dannen gefahren und nach Remstedt gebracht, es waren ihrer zweihundert und zwölf. Die zwölf größten nahm der Kurfürst für sich voraus, acht empfing der Kaiser, die übrigen theilte August mit Johann Wilhelm.

Im Schloßhof stand ein Wagen, dessen Gestell mit schwarzem Tuch überspannt, und der mit schwarzem Tuch ausgeschlagen war. Einige Stallknechte, in die Hoffarbe, schwarz und weiß, gekleidet, führten zwei Paar weiße, schwarzgeschirrte Rosse zu dem Wagen, und spannten sie daran, die Mähnen und Schwänze dieser Rosse waren mit Purpurfarbe roth gefärbt.

In den fürstlichen Gemächern stöhnte herzzerreißende Klage, weinte lautaufjammernder Schmerz. Strengen Ernst in den Mienen waren die Kommissarien abermals gekommen, kalt und antheillos geboten sie dem Herzog, ohne Verzug in den zu seiner Hinwegführung bereitstehenden Wagen zu steigen. Zärt-

lich suchte Johann Friedrich seine trostlose Gemahlin zu beruhigen, er gebot sanft den weinenden Frauen, den Ausbruch ihres Schmerzes zu mäßigen, er preßte segnend die Kinder an sein Vaterherz. An die Kommissarien verlor er nur wenig Worte. „Ich will hoffen,“ sprach er: „daß man mich als einen Fürsten des Reichs behandelt, daß man einigen treuen Dienern erlaubt, mir in die Custodie zu folgen, wie meinem Vater auch erlaubt wurde, daß wenigstens zwölf Herren von Adel mich begleiten!“ — „In solches Begehren zu willigen, haben wir keine Ordre!“ wurde dem Gefangenen zur Antwort.

„Wohlan denn, ich muß mich fügen!“ sprach hierauf der Herzog, doch röthete der Unwille seine Wangen; „gleichwohl wird man mir, dem gebornen Kurfürsten, dem Herzog zu Sachsen, der ich bleibe, und wenn die ganze Hölle gegen mich ankämpfte, doch einige Bedienung vergönnen? Man erniedrigt sich selbst sehr tief, je mehr man mich erniedrigt, dies sagt denen an, die so schimpflich mit mir handeln.“

Zwei der Kommissarien begaben sich hinweg, um die Wünsche des Herzogs den verbündeten Fürsten vorzutragen. Johann Friedrich benutzte die dadurch vergönnte Zeit, seiner Elisabeth mit tröstenden Worten der Schrift und des eignen Gefühls freundlich zuzusprechen, ihrer Liebe die Kinder an das Herz zu legen, und sie zu bitten, seine Fürsprecherin zu sein bei den befreundeten Fürsten. Sie selbst und die Kinder empfahl er mit inbrünstigem

Gebet in den Schutz des allmächtigen Gottes, und wappnete durch dasselbe sein eigenes Herz mit Standhaftigkeit. Die Kommissarien kehrten zurück. Die Gnade und brüderliche Liebe des Herzogs Johann Wilhelm, der nun um ein ganzes, gesegnetes Land reicher war, wollte aus angeborner Großmuth seinem entthronten gefangenen Bruder die Nachfolge des treuen Birkenfeld, und Godels, des Zwerges, zu erwirken suchen. Nicht minder sollten ein Hofjunker von Germar, ein Pharmazeut, ein Bader, ein Stubenheizer, ein Koch, und ein Kellerdiener zur Begleitung dienen. „Ich lasse schönstens danken!“ sprach, als diese Wohlthat verkündigt war, der Herzog mit dem Lächeln eines Weisen, der über seinem Schicksal steht. Noch einmal heiße Abschiedsküsse, Zähren der Liebe mit Zähren des Schmerzes gemischt, dann legte Johann Friedrich die einer Ohnmacht nahe Gemahlin in die Arme der treuen Gertrud, und ging festen Schrittes in den Hof herab. Laut auf zum Himmel schrie der Schmerz der Diener, die den Wagen umdrängten, die auf ihre Kniee fielen, und des Herzogs Rock und Hände zu küssen versuchten. Jetzt fiel der Gedanke dessen, was sie an ihrem Herrn verloren, mit Centnerlast auf ihre Seelen.

Eine Schaar Berittener hielt mit roher Gewalt den Ausbruch des Gefühls in Schranken. Der Herzog blieb gefaßt, seine Miene zeugte von Seelenruhe. Er sprach laut, daß es Viele hörten: „Lebet wohl! Lebet wohl! Das ist der erste Schritt! Hinauf in Gottes Namen!“ und schwang sich in den

Wagen, ohne weder links noch rechts umzublicken, denn er wollte keinem treulosen Auge begegnen. Zwei Schwadronen Reiter ritten vor und hinter dem Wagen, zwei Fähnlein Fußvolk folgten als Bedeckung. Man fürchtete, die Liebe der Bürger werde die Wegführung ihres Fürsten nicht dulden. Ein altes bewährtes Mittel, der Liebe mit Gewehren zu steuern! Und in der That, Gewehre schüchtern Liebe ein, aber nicht den Haß, dieser bricht sie in Stücken, und wirft ihre Träger nieder.

Aus einem Fenster des Pfortenthurms, dem sich jetzt, als er das innere Thor der Feste verlassen, der Wagen näherte, sah ein bleiches Antlitz von blondem Gelock umwallt, und es rief droben eine sanfte Stimme, fast schneidend, doch nicht ohne Klang, daß es hell zum Ohr des Herzogs drang: „Mein Vater! Mein Vater! Wagen Israel und seine Reiter! Ich sehe den Wagen, darin meine Mutter fuhr. Fahre wohl! Fahre wohl! — Ich sehe einen Engel über deinem Haupte, ich sehe eine Hand aus der Wolke fassen nach deiner Hand, die dich hält auf dem Wege der Finsterniß!" —

Schon stampften die Rosse im gewölbten schallenden Thorweg; dumpf dröhnte der schwerfälligen Räder Geroll, die Stimme verhallte, und der Herzog sprach in sich hinein: „In diesem Wagen ließ ich seine Mutter gefangen nach Tenneberg führen! O der Wandlung! Wo werden sie mich denn hinbringen?"

Man findet nirgendwo geschrieben, daß Herzog Johann Wilhelm seinen Bruder habe sprechen wollen, daß er ihm ein freundliches Wort, ein Wort des Trostes gesagt; kaltherzig und ungerührt sah er den Bruder ins Elend führen, und ebenso ließ er es geschehen, daß die unschuldige Schwägerin, die Schwester seiner Gemahlin, aus dem Grimmenstein sammt ihren Kindern verwiesen wurde.

Doch — er tritt aus seinem Gemach, der neue Landesherr, will er dennoch zu Elisabeth, und die Frau trösten, die sich einer Wittwe gleich achten muß, die sich kaum zu fassen weiß, deren thränenvoller Blick hinausstarrt nach Siebeleben zu, nach der Erfurter Straße, wo, wie sie wähnt, langsam der schwarze Wagen dahin fahre? Nein. Er ruft nur den Kurfürsten ab, bei dem sich bereits der Herzog von Holstein und der Graf von Schwarzburg befinden; gesattelte Rosse werden vorgeführt; herab zum Rathhaus reiten die hohen Herren, sie werden mit Reverenz in das Sitzungszimmer geleitet, dort finden sie die kaiserlichen Kommissarien und Notare. An einem Tisch, den ein grünseidener Vorhang vom Zimmer ganz absondert, nehmen der Kurfürst und die beiden Herzoge Platz. Graf Günther von Schwarzburg geht auf und ab. An das Sessionszimmer stößt die Folterkammer; die offene Thüre läßt die Aussicht auf Leitern, Schrauben, spanische Stiefeln, den Bock und andere Marterwerkzeuge frei; die Folterknechte harren.

Der Wagen mit dem Gefangenen fährt nach

Langensalza und von da erst weiter, nach Leipzig zu. Auf dem Schloß zu Meissen, wo er rastete, schrieb er hoffend an die Wand: Es glückt noch wohl. Eitle Hoffnung! —

Grumbach wankt in das Verhör, er setzt sich auf den für ihn bereitstehenden Stuhl, und es beginnt die gütliche Frage. Die Fürsten hören aufmerksam zu, eifrig schreiben die Notare. Grumbach giebt mit ruhiger Haltung seine Bekenntnisse zu Protokoll, er antwortet auf jede der Fragen, die ziemlich verworren und durcheinander an ihn gerichtet werden. Mit dem Bischofmord wird begonnen. Der Gefangene wiederholt, was er schon so oft ausgesprochen, daß es nicht in der Absicht gelegen, Zobel zu ermorden, daß mit dem toden Bischof ihm nichts gedient gewesen. Er bekennt gern, daß es sein fester Wille war, mit des Glückes Hülfe seinem geliebten Herzog zur Kur zu verhelfen. Daß der Herzog Johann Friedrich sich einen gebornen Kurfürsten geschrieben, habe dieser auf eigenen Antrieb gethan. Den wunderbaren prophetischen Knaben aus Sundhausen habe der Herzog zu sich genommen. Manche seiner Prophezeiungen sei in Erfüllung gegangen. „Wohl ist es wahr,“ lautete ferner das Bekenntniß auf die vorgelegten Fragen: „daß wir Hoffnungen bauten auf Hülfe aus Schweden und Ditmarschen, aber sie täuschte uns, und da wir kein Geld erhalten konnten, mangelte auch die Hülfe aus Frankreich, sonst hätten wir gewiß unsre Güter wieder erlangen wollen. Was Doctor Brück betrifft, so wußte dieser Anfangs wenig um meine und der Meinen Pläne, erst später

nahm er Theil an unsern Sachen. Ich war es, der David Baumgärtner mit der Instruction an den Kaiser sandte, ich habe sie verfaßt, ich beabsichtigte einen Aufstand des Reichsadels zu Gunsten meines Herzogs. Viele Grafen und Herren hoffte ich auf unsere Seite zu bringen. Wir hätten den Herzog zur Kur gebracht, ja ihn zum Kaiser erhoben. Daß Kurfürst August dem Kaiser nach der Krone trachte, ist zu Frankfurt auf dem Wahltag ganz öffentlich ausgesprochen worden."

Der Kurfürst machte eine Bewegung des Zorns, als er dieses Wort vernahm, so daß der Vorhang Falten schlug. Grumbach sah es, lächelte höhnisch, dachte an einen bekannten Spruch, und fuhr fort zu antworten. „Der Kurfürst hat mir Diener und Briefe niedergeworfen, ich selbst war meines Lebens nicht sicher vor ihm, daher bin ich auf meine Gelegenheit bedacht gewesen. Ja, ich habe ihm nachtrachten, ich habe ihn fangen wollen, allein ich habe auch von freien Stücken dieses Vorhaben wieder aufgegeben, damit es mir nicht ergehe, wie mit dem Bischof, und alle die erzwungenen Aussagen der zu Dresden Hingerichteten sind falsch, sind auch von jenen Unglücklichen selbst widerrufen worden!" —

„Und wahr ist es, daß auch ich im Anfang geglaubt an des Engelsehers Prophezeihungen; gern hätte ich meinem Herrn den Schatz vergönnt, doch zuletzt wankte mein Glaube. Ich weiß von keinem Zaubertrank, doch sprach der Knabe, wir sollten miteinander einen Becher leeren, das ist geschehen. Den Trunk, den der Geheimschreiber empfangen,

damit er auf der Marter besser bekenne, hat Baumgärtner bereitet. Rudolphs Verrätherei ist offenbar, er hat die Schlüssel der Feste abgedrückt, und diese heimlich in der Feinde Hände spielen wollen.“ —

Auf alle Fragen, die zuletzt so lächerlich und unbedeutend wurden, daß Grumbach sogar sagen mußte, wozu er die Pfeife gebraucht, die er um den Hals getragen, gab er gelassen Antwort. Von Zeit zu Zeit erlaubte er sich, die Albernheit der Fragsteller zu belächeln.

Da sich aus den niedergeschriebenen Antworten durchaus nicht die Inzichten eines Erzbösewichts, Straßenräubers, Mörders, Giftmischers, Zauberers und Teufelsbanners demonstriren ließen, der Grumbach nun einmal sein sollte, so wurde der alte Mann in die Folterkammer geführt, auf die Leiter gespannt, und emporgereckt. Anfangs erpreßte ihm der Schmerz einige Klagelaute, dann aber biß er die Zähne zusammen, und wiederholte standhaft mit nur geringer Abänderung die vorigen Aussagen. Jetzt ward Brück gebracht, und Grumbach gegenüber gestellt. „Ach Brück!“ sprach da zu diesem der gemarterte Mann: „Ihr wißt, und könnt es mir vor Gott bezeugen, daß ich und meine Gefährten hinweg gewollt, nach Frankreich, und Ihr uns zurückgehalten, mit Verheißungen auf des gnädigen Herrn Befehl! O hätte man uns ziehen lassen! Sehet, wohin es nun gediehen ist!“

Brück war weniger ein Mann, wie Grumbach. Der Blick auf den Gequälten, auf die strengen Rich-

ter, in die Folterkammer, erfüllten ihn mit starrem Entsetzen, bleicher Furcht. Er warf sich dem Grafen von Schwarzburg zu Füßen, bettelte um sein Leben, flehte um Fürsprache, und versprach lebenslängliche Treue. Und sollte er ja nicht zu retten sein, so möge man ihn nur mit der Folter verschonen.

Der Graf von Schwarzburg redete mit Scheltworten auf den Flehenden ein, und nun wandte sich der Geängstigte an den kurfürstlichen Rath, Doctor Krakau, erinnerte ihn, daß er sein Zuhörer gewesen auf der hohen Schule zu Wittenberg, daß er sein Jus von ihm gelernt, und beschwor ihn, Fürbitte einzulegen bei dem Kurfürsten, und an die Dienste zu erinnern, die sein seliger Vater dem Hause Sachsen geleistet.

Doctor Krakau hegte so viel gemeine Gesinnung, den Bittenden einen Schwätzer zu nennen, und ihm zu sagen: „War ich Euer Schüler, so habe ich Euch das Collegium bezahlt!" — Nun begann der ehemalige Kanzler über alle Maßen zu jammern und zu weinen, und die Knechte packten ihn, und warfen ihn auf die Folter. Auf der Folter schrie er zu jeder Frage Ja! es mochte passen oder nicht. Im gütlichen Verhör zeugte er nicht gegen Grumbach.

Und alle die Andern, die man gefangen hielt, sie wurden gefragt und gemartert, wieder gefragt, und wieder gemartert, bis spät in die Nacht, und die Notarien häuften Bogen zu Bogen erpreßter Bekenntnisse, und die Richter sprachen die Todesur-

theile aus über Grumbach und Brück, Stein und Brandenstein, Baumgärtner und Beyer. Mit innerlichem Frohlocken wohnte ein Befreiter der Marter bei, Rudolph, der ehemalige Geheimschreiber Johann Friedrichs, ein Greis.

„Furchtbare Nemesis, Du bist!“ sprach Grumbach leise zu sich selbst, als ihm sein Urtheil am fünfzehnten April verlesen wurde. „Sind es nicht heute neun Jahre, daß Zobel erschossen ward? O! Neun ist eine verhängnißvolle Zahl. Mein Stern ist in ein böses Haus getreten, und der bleiche Saturn schwingt die Sense des Todes. Laß uns diesem standhaft entgegentreten. Nichts Neues unter der Sonne!“ —

Mächtige Bewegung überall, in der Stadt und auf dem Schloß; Schreck und Bestürzung, Schmerz und Quaal, Furcht und Grauen in den Herzen. Dort eine weinende Fürstin, die mit ihren Kindern und treuen Dienerinnen das prangende Haus verläßt, auch im Unglück groß und ehrenwerth, die sich nicht erniedrigt zu fruchtlosen Bittten. Nach Eisenach nimmt sie den Weg, und vor ihren kummervollen Blick tritt ermuthigend ein würdiges Bild der Vorzeit, ihre Uhrahnin, Thüringens verehrte Heilige. Auch jene Elisabeth trieb mit ihren unmündigen kleinen Kindern ein feindseliger Schwager aus der Wartburg, auch jene fromme Fürstin fand in Eisenach ein dürftiges Asyl, ja, noch ärmer war sie, als die Herzogin; sie hatte kaum, wo sie ihr Haupt hinlegen konnte. Der Fürstenhof in der Stadt, dessen

Pforten der thüringischen Landgräfin verschlossen blieben, nahm die Pfälzerin auf. —

Furchtbar schnell verödete der Grimmenstein, wie getroffen von einem Fluche. Fremdlinge weilten und walteten darin, mit roher Gewalt wurde der Schmuck von den Wänden gerissen, die Bilder und Spiegel, die Ledertapeten und kostbaren Webereien. Die Dächer wurden abgedeckt, die Schornsteine niedergestürzt, die Fahnen flogen von den Thürmen, die Thürme starrten als Balkengerippe in die Luft empor. Mit unvergleichlicher Hast wurden die unendlichen Vorräthe hinweggeschafft.

Bestürzt sah Herzog Johann Wilhelm den Gräuel der Verwüstung. Hatte er sich nicht gefreut, Herr dieses Hauses, dieser Burgpaläste zu sein? Hatte er nicht geglaubt, man werde nur die Wälle schleifen, und die Gebäude unangetastet lassen? Anders lautete der Befehl des Kaisers, der Auftrag der Kommissarien. Vergebens bat der Herzog um Schonung. Ueberall trat ihm ein starres Nein entgegen. Kein Stein soll bleiben auf dem andern vom Grimmenstein, zerrissen und zersprengt soll werden alles, was über der Erde und unter der Erde ist, und die Wälle des Berges, wie der Stadt soll man machen der Erde gleich, zum ewigen Gedächtniß. — Untreue schlägt ihren eignen Herrn. —

Auf dem Markt in der Nähe des Galgens, der schon länger stand, wogte eine immer wachsende, schaulustige Menge. Die Zimmerer schlugen eine Blutbühne auf. Der nächste Morgen sollte sie befeuchten.

Und dieser Morgen brach an; rein und schön. Auroras Schimmer küßten die Sparren und Latten der abgedeckten Schloßdächer, sie kleideten den goldnen Mann, der noch auf der Thurmzinne stand, in lichte Purpurgluth. Ein herrlicher Morgen für ein Schauspiel, eine Volkslustbarkeit, wie sie sich vorbereitete. Und die Zuschauer säumten nicht, es kamen die Fürsten, die Richter und Räthe, die Geistlichkeit, die Wachen, die Trompeter, die Profosen, die Henker. Alles ordnete sich, alles harrte der Dinge, die da kommen sollten. Kriegerischer Trompetentusch! Soldaten bringen auf einen Stuhl Wilhelm von Grumbach getragen, und seine Krükken. Vor ihm her reitet ein Profos und ein Malefiz-Schreiber. Der Greis sitzt auf der niedrigen Bank des Gerichtes, und blickt mit Ruhe umher. Mit Ruhe hört er nochmals sein Todesurtheil, und als er dessen Schluß vernimmt: „Und ob nun wohl gedachter von Grumbach eine gar ernste Strafe, als immer zu erdenken, verdient, so wollen doch seine Kurfürstliche Gnaden dieselbige aus angeborener Güte also mildern, daß er nur lebendig geviertelt werden soll" — kann er ein leises Lächeln des Hohnes über diese große Güte nicht unterdrücken. Die Geistlichen treten ihm ermahnend und tröstend nahe, sie glaubten, den Verstockten bekehren zu müssen. Er aber sagt ihnen zu ihrer Verwunderung das protestantische Credo und spricht: „Ich will sterben als ein frommer Christ!"

Buchstäblich wurde das schreckliche Urtheil vollzogen. Als der Henker den ersten Schnitt in die

Brust des auf die Bretter Genagelten that, als der Flügel des Todesengels seine Gedanken umflirrte, mochte vielleicht Florian Geiers Gespenst durch seine schwindende Erinnerung schreiten, und er stöhnte dem Nachrichter zu: „Du schindest einen dürren Geier! Mach' es kurz!" Zwei Secunden später schlug der Henker ihm das rauchende Herz um den Mund und rief: „Siehe Grumbach, Dein falsches Herz!" — Trompeten und Pauken! Pöbeljubel! — Aufs Neue kriegerische Fanfaren. Stille.

Brück trat heran im langen Doctortalar, mit beflortem Hut, wankenden Schrittes. Man hatte ihn gezwungen, Grumbachs Ende zu sehen. Er hielt eine Rede an das Volk, bekannte Reue und Leid, und starb ergeben, weil es nun einmal nicht anders sein konnte. — Kriegerisches Anblasen mit Trompeten. — Steins und Baumgärtners Häupter fielen durch das Schwert.

Hieronymus von Brandenstein stand schon am Fuß des Schaffots, da kam ein Eilbote mit dem fürstlichen Befehl, diesen nicht zu richten, und er wurde zurückgeführt.

Zuletzt wurde Hans Beyer aufgeknüpft, und unter dem Jubelapplaus der Menge am Galgen emporgezogen, der es viele Freude gewährte, den armen Narren zappeln zu sehen.

Vollkommen befriedigt verlor sich das Volk vom Schauplatz, und verstreute sich nach den vier Thoren, wo man kanibalisch die Viertel der Gerichteten auf Pfähle spießte, wie die Carolina gebot und wie das Urtheil gefällt war.

Brandenstein fand nichts destoweniger Gnade, obgleich er erst zurückberufen wurde auf seinem Todesgang. Wenige Tage darauf ward das Schauspiel erneuert. Und er litt nicht allein den Tod, er hatte einen schönen bleichen Gefährten.

„Mutter Du rufst! Ich komme, ich komme; ich fliege empor, ich schwebe. Engel, ich komme zu euch, euer seliger Bruder! Bruder auf ewig!“

Wonnegefühle, wie Johannes sie noch nie empfunden, durchschütterten alle Nerven des werdenden Jünglings. Seine freie Psyche flog in die glühende Umarmung eines Engels. Er starb in einer Entzückung, und schmeckte nicht den Tod.

Drittes Kapitel.

Der Wonnemond goß Blüthenströme über die Länder, und schmückte die schönen Ufer des Elbstromes mit seinem Zauber. Die Kurfürstenresidenz, zunehmend an Wachsthum wie an Schönheit unter ihrem mächtigen und reichen Herrn, sonnte sich im Glück des Friedens, und der Bürger Dresdens ging stattlicher und stolzer einher, wie der andrer Städte des Sachsenlandes. Während man sich auf offener Straße, wie in Gasthäusern und Tabernen die zum Andenken der Einnahme von Gotha und Grimmenstein neu geprägten Denkmünzen zeigte, und den darauf zu lesenden Denkspruch: Tandem bona causa triumphat als äußerst passend angebracht, höchlich belobte, versammelte eine Neuigkeit das Volk haufenweise in

den Straßen, welche vom Leipziger Thor nach dem Fürstenschlosse führten. Es nahte ein sichtbares Zeichen jenes Triumphes, auf starkem Wagen, hüllenlos, lag Aller Augen in seiner Riesengröße sichtbar der güldne Mann, der seinen hohen Standpunkt auf der Thurmzinne des Grimmensteins hatte verlassen müssen, zum großen Schmerz der Bevölkerung Gothas, die ihr Palladium entführen sah.

Ein andrer werther Mann aber stand voll trüber Gedanken an einem Fenster des Residenzschlosses, das nicht auf die volkbelebten Straßen schaute, sondern die Aussicht hinaus gewährte auf den trüben Strom, und in die Gegend, aus der er majestätisch seine Wogen rollte, noch geschwellt vom Schnee des Riesengebirges. Die blauen Bergkegel des zerklüfteten felsreichen Elbthales traten vor Augen, der Königstein zeigte die Mauerkronen seiner Kerkerburg, und ein Seufzer rang sich los aus des Mannes Brust, welcher der Erinnerung galt, wie der Zukunft.

Auf dem Tische des einfach und dürftig möblirten Zimmers stand ein Schreibzeug, lagen Papiere und Scripturen. Der Herzog hörte Tritte nahen, er blickte noch einmal hinaus in das Freie, sehnsuchtsvoll, und dann überflogen seine Augen nochmals einige Blätter, die er eigenhändig geschrieben hatte. Das eine legte er schnell wieder hin, auf dem andern haftete länger sein Blick. Es war ein Gebet, das er geschrieben, ein Gebet „in Noth und Kümmerniß, sonderlich, wenn unser lieber Herr Gott den Christen das Kreuz aufgelegt, daß sie es fühlen—“

und er wiederholte halblaut eine Stelle mit Inbrunst: „Du wollest auch, du lieber und getreuer Gott und Vater, mich und die Meinigen nicht irgend durch einen Tück des Satans lassen von Deinem Wort abgerissen werden!“ Schon damals traten künftige Versuchungen ahnend vor seinen Geist. Es war am neunten Mai, als Johann Friedrich dieses Gebet schrieb.

Tritte nahten, und es traten ein die Räthe Hans von Ponikau und Doctor Krakau, welche jedoch dem kaiserlichen Kommissar Christoph von Carlowitz den Vortritt ließen.

Johann Friedrich sah mit seinem festen und durchdringenden Blick auf diese Männer, die den Auftrag zu haben schienen, ihm nicht als einen Fürsten zu begegnen, und redete sie an. „Man hat mir fünfzehn Artikel vorgelegt, auf die ich Rede und Antwort geben soll. Ich habe diesem schriftlichen Verhör ein Genüge geleistet, und gebe euch auch mündlich meine Aussage zu vernehmen. Ich habe den Kurfürsten, meinen Vetter, um Verzeihung bitten lassen und hoffe, daß er sich als ein Christ erzeige. Ich bitte ferner, daß er nicht jedes meiner Worte auf die Wagschaalen lege, denn ich habe mich des Schreiberhandwerks nie beflissen. Zum ersten habe ich nie im Sinn gehabt, Krieg gegen den Kurfürsten oder einen andern Reichsstand zu beginnen, mag es nun der Kurfürst und seine Räthe glauben oder nicht glauben, und mögen meinen Geächteten solche Geständnisse durch die Marter erpreßt werden oder nicht.

Aber ich habe mich zur Gegenwehr gegen offenbare Gewalt gerüstet, denn es ist mir genugsam hinterbracht worden, was man gegen mich im Schilde geführt. Ich habe den Adel begünstigt, und bin mild und willig gegen Jedermann gewesen, das hat freilich Neid und Mißgunst erweckt. Des Markgrafen Albrecht Diener habe ich als treue Leute in meine Dienste genommen, denn treue Leute sind eher zu ehren, als zu schelten. Mit Unrecht wird mir Schuld gegeben, daß ich Bündnisse zum Schaden des Reiches angeknüpft, es kann mir nicht bewiesen werden, und die Gedanken meiner Feinde irren mich nicht. Gedanken bleiben Gedanken, und Papier und Tinte sind geduldig!"

„Ihr macht durch solche Aeußerungen Eure Sache nicht gut!" bemerkte der Kommissar bedenklich, ja fast erschrocken, denn er hatte einen sich Demüthigenden zu finden gehofft, und fand einen Mann, der nicht gewillt schien, sich einschüchtern zu lassen.

„Das ist meine Sache!" erwiederte mit Entschiedenheit der Herzog, und fuhr ohne Weiteres fort: „Allerdings habe ich in Deutschland Anlehen gesucht, die ich zu meinem Nutzen zu verwenden gedachte, man hat sie mir aber abgeschlagen, eben so zerschlug sich die Unterhandlung mit Schweden. Wenn ich borgen wollte, Wem ging es etwas an? Aber man hat jeder meiner Handlungen unlautre Absichten untergeschoben, und man legt aus müssigen Gedanken mir tausend falsche Beweggründe unter."

Die Räthe standen bestürzt vor dem hohen Gefangenen, der so ungebeugt seine Bekenntnisse ablegte. Sie sahen, daß es fruchtlos sein werde, ihn zu warnen, und ließen ihn weiter sprechen.

„Was für eine Instruction Andere dem Baumgärtner angefertigt, nach der man mich fragt, davon weiß ich keine Auskunft zu geben. Daß ich habe sieben Reiterfahnen mit dem Kurwappen machen lassen, und auch noch andere Fahnen, das leugne ich keineswegs, und daß ich mich des Titels geborner Kurfürst bedient, habe ich nur gethan, weil ich diesen Titel mit zur Welt gebracht! Daß ich mit manchen Aechtern mich so eng befreundet, war die Folge davon, daß mein Bruder sich so gar unfreundlich gegen mich stellte! Was ich der Religion halber gegen den Kurfürsten gesprochen, entsprang Gerüchten, die ich für wahr vernommen. Als seiner Liebden Feind, der mich mit Krieg überzog, konnte ich seiner Liebden das Wort nicht reden, sondern that was mir dienlich schien. Hab ich ihm zu viel gethan, so bitte ich um Verzeihung. Nie habe ich mich in Mordanschläge gegen den Kurfürsten eingelassen, nie von solchen gehört. Man hat eins meiner alten Tagebücher benutzt, gegen mich zu zeugen. Ich weiß mich nicht mehr aller Gedanken zu entsinnen, die ich vor Jahren darin niederschrieb, und die nie für die Veröffentlichung geschrieben waren. Schrieb ich ihm Widerwärtiges hinein, bitte ich ebenfalls um Verzeihung! Daß aber mein Vater verrathen und verkauft worden, das ist offenbar, und das zu bekennen, trage ich nicht die geringste Scheu!“

„Diese Bekenntnisse werden und können Euch die Huld und Gnade unsers Herrn, des Kurfürsten Gnaden, unmöglich zuwenden!“ warf Doctor Krakau bescheiden ein, denn er kannte die rachgierige Sinnesart seines Gebieters, und trug heimliches Mitleid mit dem Gefangenen.

„Wie Gott will, ich halte still!“ erwiederte Johann Friedrich gelassen. „Nicht auf Kreaturen, nicht auf Menschen, nicht auf Engel setzte ich mein Vertrauen, sondern allein auf Gott. Wer mich eines Andern beschuldigt, thut mir Unrecht. Den Knaben habe ich bei mir behalten, zu sehen, wo es hinaus wolle mit seinen Gesichten. Aus innern Gründen kann ich die Geister, die er sah, nicht für böse halten; ich habe darüber genugsam nachgedacht, und hat es mit diesem Punkt seine guten Wege. Auch habe ich nie einen Schatz gegraben, nie mit Schwarzkünstlern verkehrt. Den Stand der Gestirne und die Bewegungen der Himmelskörper zu erforschen, halte ich für eine Kunst. Grumbach besaß ein Horoscop, und Baumgärtner liebte Sortilegien, deren Eintreffen oft zur Kurzweil gereichte. Die jedes Neujahr im Drucke mehrfach von den Astronomiebeflissenen mir zugeschickten Prognostiken habe ich gelesen, und darüber gelacht. Das alles sind Dinge, die gar nichts gegen mich beweisen. Dahin gehört auch der dreizehnte Frageartikel. Welcher verrätherische Spion und Zuträger dem Kurfürsten angesagt, daß ich jene wunderbaren Lichter Tutela Divina genannt, mag ich nicht wissen. Es war eine von Vielen wahrgenom-

mene auffallende und seltsame Erscheinung, und wohl möglich ist's, daß ich sie also nannte. Die ebenfalls hinterbrachte Erscheinung des Adlers ohne Kopf war bedenklich genug, und sah allerdings aus, wie ein Reich ohne Haupt. Daß ich sie soll auf den Kaiser gedeutet haben, ist mir unbewußt."

„Das, ihr Herren, sind mit wenigen andern die mir schriftlich abzugeben befohlenen Aussagen!" schloß der Herzog und fügte ironisch hinzu: „Habe ich zu viel gesagt, schiebt es nur auf meinen Unverstand. Veritatem dixi!"

„Diese Aussagen mögen einstweilen genügen!" nahm Doctor Krakau das Wort, indem er eine neue Schrift hervorzog, „auch stimmen sie im Ganzen überein mit dem Inhalt dieses bereits im Bezug auf Eure Bekenntnisse im voraus abgefaßten Reverses, den Ihr zu unterschreiben habt."

Der Inhalt dieses Schreibens, das der Rechtsgelehrte dem Herzog alsbald vorlas, und dann zur Unterschrift vorlegte, bildete die Formel eines Bekenntnisses, nach welcher der Gefangene zugab, den Kurfürsten sowohl, als dessen Gemahlin durch Briefe und Druckschriften hart angetastet, und dadurch großes Unrecht gethan zu haben, vom Satan hinterschlichen, von bösen Leuten verführt worden zu sein, um Versöhnung und Verzeihung zu bitten, und alle Anschuldigungen zu widerrufen."

Des Herzogs Blut wallte. Er weigerte die Unterschrift. Die Räthe redeten ihm freundlich zu, sie baten ihn, seine Sache nicht zu verschlimmern.

„Wird Nachgeben mir helfen?“ fragte Johann Friedrich bitter. „Wird meine Fügigkeit nicht zum Falldeckel? Wehe über euch und euern Rath, wenn ich mich demüthigte, und doch keine Erledigung fände! Nein! Gebt die Schrift!“

Johann Friedrich ergriff die Feder und schrieb mit festen Zügen: Diese, von des Kurfürsten Räthen geänderte Kopie habe ich müssen nach den fünfzehn Artikeln unterschreiben und untersiegeln. Also mehr darinnen bekennen müssen als ich gestehe.

Darauf blieb der edle und muthige Gefangene wieder der Einsamkeit seines Zimmers überlassen. Seine Gedanken flogen in die Gefilde Thüringens.

Ueberall aufknospender Frühling, und doch in so vielen Herzen tiefe Trauer. Einsam stand die hochragende schöne Heldburg, der Sorge eines Amtmanns überlassen. Nicht mehr durchschallte sie der Klang fröhlicher Becher, heitrer Trinksprüche, wie einst in bessern Tagen. Ihr fürstlicher Erbauer fuhr von Lande zu Lande, immer weiter von ihr sich entfernend nach der Kaiserstadt, einem ungewissen Loose entgegen. Die ersten Blumen des Frühlings öffneten an Rainen und Bächen ihre Kelche; Blüthenstaub

zog wie Weihrauchgewölk durch die Tannenforste, die Waldbäche hüpften wie rasche Knaben munter von Berg zu Thal.

Unter der Heldburg hin, von Zeit zu Zeit einen Blick emporsendend nach dem schönen Bau, ritt auf dem Wege nach Hellingen ein einzelner Reiter, und seine Augen grüßten die wohlbekannten Fluren, in denen er eine Zeitlang fast heimisch gewesen. Er gedachte der vergangenen Tage, und bebte vor dem Gedanken an die nächste Gegenwart zurück. „Oft schon kam ich in dieses Haus, unerwünschte Botschaft bringend, doch noch nie trug ich so schwer, noch nie eine so lastende Kunde. Wird die Frau stark genug sein, sie zu vernehmen, wenn sie überhaupt noch unter den Lebendigen wandelt, wenn sie ihm nicht voran ging, ihm, der so furchtbar seine Erdenschuld abbüßte? Doch hin ist hin; die Klage kann nicht frommen, es muß eben das Unvermeidliche getragen werden, so gut es geht — und ich — ich bin nun einmal gewohnt, Grumbachs Befehlen zu gehorchen! Dünkt mich doch schier, es sei unmöglich, daß er den jammervollen und schauderhaften Tod erlitten, den er erlitt!"

So mit sich selbst sprechend, mit allen seinen Gedanken noch bei dem Gerichteten, noch ihm anhängend wie an unsichtbarem, geistigen Bande, nach wie vor, kam Moritz Hausener dem Edelsitze näher, den die Wittwe Grumbachs bewohnte, in ihrem Alter treu gepflegt von der nun auch verblühten Tochter Ursula. Auch an diese dachte Moritz mit warmem Gefühl. Er hatte sie geliebt, aber der Strom der

Zeit hatte diese Liebe verschlungen; diese Liebe, die einer Knospe glich, welche nicht zur Blüthe kam. Die Stille der hügeligen Gegend, die einsame, von jeder Hauptstraße ferne Lage Hellingens, dessen Umgebungen von der Natur nicht unfreundlich bedacht sind, eignete sich ganz für die Stimmung des Reiters, war ganz geschaffen, in ihr Gedanken fortzuspinnen.

„Mein Leben liegt gleichsam abgeschlossen hinter mir!“ sprach er weiter zu sich selbst. „Ich weiß fast nicht, was ich anfangen soll mit der vielen Zeit, die ich habe, und ich weiß nicht wohin mich wenden, Wem meine Dienste anbieten. Werde ich jemals vor dem Tode zur Ruhe kommen? Wohl schwerlich. Unruhe scheint mein geistiges Erbtheil von dem Mann, den Unruhe verfolgte, und lange durch die Länder trieb, der an Unruhe Theil nahm und Unruhe erregte! Doch es sei, und ich folge der Leitung des Geschicks, wohin es noch führe.“

Dabei dachte Moritz lebhaft an Gertrud, die er jetzt in Eisenach wußte, und je mehr und je lebhafter er an sie dachte, je mehr gestaltete sich ihm ein Lebensplan, den er zu verfolgen beschloß.

Als er auf dem Edelhof einritt, wo ein alterstumpfer Hund ihn anknurrte, dann aber plötzlich mit dem Schweif wedelte, und aus seiner Hütte hervorzukriechen strebte, gewahrte er einen Mann, welcher kurz vor ihm mit einem Jagdgewehr so eben den Hof betreten hatte, der ihn verwundert ansah, und nicht zu kennen schien. Letzteres hatte seinen Grund jedoch nicht in einer wirklichen Veränderung

von Moritzens Zügen, sondern weil die Abenddämmerung bereits anbrach, ein einfacher Reitermantel die Gestalt ganz bedeckte, und ein breiter Hut das Gesicht schirmte, das ein vernachlässigter Bart umkrauste. Dafür erkannte Moritz sogleich den Jäger und rief: „Guten Abend und Gott zum Gruß, Herr Kunz von Grumbach! Wie ergeht es Euch? Ich hätte euch weit von hier, in der Pfalz geglaubt, Herr Rath! Dabei schwang er sich rasch aus dem Sattel.“

„Wie, Du bist es Moritz! Jetzt erst, an der Stimme erkenne ich Dich!“ rief Kunz, und bot ihm freundlich die Hand. „Sei willkommen, bringst Du uns auch nur die trauervolle Bestätigung dessen, was uns, nehmlich meiner Frau und Schwester, das zungenschnelle Gerücht schon zugetragen. So ist doch ein Treuer entronnen! Die Mutter — weiß noch nichts. — Ich habe meine Stelle quittirt, guter Moritz, und lebe hier still und eingezogen, meine Hufe bauend — ein freier Mann. Die Mutter wirst Du sehr gealtert finden, komm herein in meine Stube. Komm!“

Ein Knecht nahm das Pferd in Empfang. Bald saß Moritz, dessen Kommen ein Ereigniß war in der so eingezogen lebenden Familie, den Frauen Salome und Ursula gegenüber; die Zeit hatte mit rascher Hand über ihre Züge Furchen gezogen, fast matronenhaft erschienen Beide dem Manne, die er in voller Jugendfrische entfaltet gesehen. Doch loderte noch in Ursula eine innerliche Kraft des Gefühls ungeschwächt, und sie war es, die am lautesten den

Vater nachweinte, als die Wunde ihres Grams durch des Jugendgenossen unerwartete Erscheinung aufgerissen wurde, mit der eine Fülle trüber Bilder und Erinnerungen sich ihr lebhaft vergegenwärtigte. Um die Unterhaltung von ihrem beklagenswerthen Hauptgegenstand abzulenken, fragte Kunz mit Theilnahme: „Und wie entkamst Du? Wir mußten auch Dich zu den Gefangenen und Gerichteten zählen, wir trugen auch um Dich das brüderliche Leid der Freundschaft, um Dich, der Du unserm Vater mehr Sohn und Freund warst, als ich es zu sein vermochte!"

„Die Flucht wurde uns nicht leicht gemacht!" berichtete Moritz. „Wie der Tumult des Aufruhrs im Grimmenstein losbrach, rettete mich vor dem Ergriffenwerden der Schlüssel zum Gemach einer Dame der Herzogin! Dank sei der edeln und hülfreichen Hand, die den Schlüssel darreichte, denn hat auch mein Leben nur einen geringen Werth, so möchte ich doch nicht unter jene Rotte gefallen und so gestorben sein, wie jene Blutzeugen der Treue an dem unglücklichen Herzog sterben mußten. Auch Fäustlein und Zedwitz mit noch ein Paar Andern hatten undurchsucht gebliebene Schlupfwinkel gefunden; zur Nacht krochen wir hervor wie die Fledermäuse aus den Schornsteinritzen und fügten zum schnellen Rath die schnelle That. Einem Einzelnen wäre Flucht unmöglich gewesen, so gelang sie mit geringem Verlust, doch schickten die tückischen Franken, auf deren Seite wir durchbrachen, uns manche Kugel nach. Wir gewannen auf dem nächsten Wege den Wald, zum Glück

war seine Nordseite etwas schneefrei, und dann hielten wir uns mehre Tage auf einem Dorfe bei Bauersleuten versteckt, deren Verschwiegenheit wir mit Gold erkauften. Es war gewagt, doch wir konnten nicht anders. Häufiges Nachsetzen unterblieb durch die Beendigung des Krieges, durch die Uebergabe beider Festungen. Gleichwohl hörten wir, daß Patente zu unsrer Verfolgung verbreitet würden, deshalb trennten wir uns, und jeder zog seines Weges. Ich nahm den meinen zu euch, euch euers Vaters letzte Grüße, die er mir auftrug, und gewisse Briefschaften zu bringen. Wohin ich dann meinen Fuß setze, wissen die Götter. Ich muß einen andern Namen annehmen und meine äußere Gestalt verändern, denn wenn ein sächsischer Scherge mich ergreift, so bin ich verloren. Haben sie doch auch den armen Engelseher aufgeknüpft, den schuldlosen Knaben, der kein Kind beleidigte, und wie ich vernommen, ohne Urtheil und Richterspruch, um nur die Mordlust zu sättigen.“

„Wenn wir nicht selbst durch den Herzog Wilhelm aus Hellingen vertrieben werden, weil wir Grumbach heißen, was ich jedoch nicht glaube,“ sprach Kunz: „so bleibe bei uns. Es gibt auch hier für Dich Beschäftigung. Ich habe Rechnungen zu führen —“

„Vielen Dank, Junkherr!“ fiel Moritz mit schmerzlichem Lächeln ein. „Ich war ein Schreiber, und bin Schreibens müde. Rechnen kann ich gar nicht. Gönnt mir nur einige Tage Rast, zu hören, wie es weiter wird. Mir liegt Anderes am Herzen

und Andere. Der Selige band mir ein Vermächtniß auf die Seele."

„Und welches?" fragten gespannt die Zuhörenden.

„Unsern guten Herzog! Ihm will ich suchen nahe zu kommen, wo es sei, unter welcher Gestalt es sei. Gott möge mir vergönnen, wie ein Schutzgeist ihm hülfreich zu werden!"

„War das des seligen Vaters letzter Wille, und ehrst Du ihn so —" rief Ursula unter Thränen: „so sei dreifach gesegnet, denn das ist die wahre Treue, die über den Tod hinaus wirkt, liebend fortsorgt, und das Leben selbst zum Opfer darbringt! Komm, laß mich Dich zur Mutter führen, die oft nach Dir fragte und Dein Kommen ersehnte, auf daß sie Dich segne, Du Bote des Schmerzes!"

Eine Greisin von milden Zügen, das schneebleiche Haar unter einem dunkeln Schleiertuche nonnenartig verhüllt, trat dem Nahenden bewegt entgegen, und Moritz küßte ehrfurchtsvoll die welke Hand.

„Sei gegrüßt, Moritz!" sprach Anna von Grumbach mit derselben Würde und derselben Sanftmuth, die ihr immer eigen waren. „Nicht wahr, Gott spart mich lange auf! Auch das mußte ich erleben, daß Du kommst, ohne ihn. Dein Alleinkommen, Deine Miene sagt mir alles. Wilhelm ist todt." Ihre zitternde Stimme brach unter Schluchzen.

„Fasset Euch, edle Frau!" sprach Moritz. „Ich bringe Euch seinen letzten Gruß. Ich soll Euch sagen, daß er getreu sterben und als Christ sterben wolle!"

„Sterben wolle? So warst Du nicht bei seinem Hinscheiden, drücktest ihm nicht die Augen zu?“

„Hätte es in meiner Macht gestanden, doch —“

„Sprich nicht weiter, mein Sohn! Der Friede Gottes sei mit seiner Seele! Er hat viel Kampf gehabt in diesem Jammerthal, und der Dornen genug streute man ihm auf seinen rauhen Weg, so daß er selbst zu Zeiten sich rauh zeigen mußte. Der Grumbach war nicht zum Schwächling und nicht zum Pfaffenknecht geboren. Er war ein Mann, der unablässig sein Recht suchte, darum war er ein Dorn im Auge Vieler. Er war nicht biegsam zu machen.“

Anna von Grumbach, die greise Wittwe, trug mit der Ergebenheit, die das Alter sich leichter aneignet, als die rasche Jugend, den Schmerz, der ein heftig erschütternder schon deshalb nicht sein konnte, weil sie bereits längst als Wittwe sich betrachten mußte. Das Bewußtsein, fort und fort redlich alle Pflichten einer treuen und frommen Hausfrau erfüllt zu haben, erhob sie so, daß der Kummer sie nicht überwältigen konnte.

Es giebt Stadien im Leben des Menschen, wo der Schmerz so stumm wird, als habe er sich zu den geliebten Toden in den Sarg gelegt, aber es giebt auch einen mittheilenden gesprächigen Schmerz, der durch Antheilnahme zu milder Wehmuth gern sich stimmen läßt, jener ist mehr dem Manne, dieser dem Weibe eigen, jener mehr der Jugend, dieser dem Alter. Den Schmerz einer Greisin wird in den meisten Fällen Mittheilung erleichtern. So war es

hier der Fall. Moritz mußte viel erzählen, und wahrlich, es fehlte ihm nicht an Stoff. Schonend überhüllte er die tragische Katastrophe, und Anna von Grumbach fragte nicht, wie ihr Gatte geendet habe.

Als auf den Patricier Baumgärtner die Rede kam, und Moritz erwähnte, daß dessen Wittwe ihm ein Epithaphium im Kloster zu Gotha errichten zu lassen beabsichtige, rief Anna von Grumbach mit Lebhaftigkeit: „Soviel nennen auch wir noch unser, dem Vater die gleiche Ehre zu erweisen; diese Pflicht lege ich Dir auf, Kunz, mein Sohn! Doch nicht in Gotha, nein, in Rimpar, wo die Grumbache ruhen, wo Anna's Denkmal steht, reihen sich im Gotteshause einst unsere Denksteine aneinander! Laß nicht nach, Kunz, auf die Ehre unsers Hauses bedacht zu sein. Vielleicht ist der Haß nun gesättigt, und man erstattet Dir das zurück, daran er sein Leben setzte, und es nicht erlangen konnte."

„Ein Bischof wird schwerlich vergeben und vergessen!" bemerkte Kunz: „doch Dein Wille, theure Mutter, soll uns Allen in Allem heilig sein."

Nur wenige Tage litt es Moritz Hausener in dem stillen Hellingen. Als er schied, glaubte er für immer zu scheiden aus dem Kreise einer Familie, der er angehörte, in die er verwachsen war, durch Bande des Blutes, wie durch Bande des Herzens.

Mit thränennassen Augen sprach Ursula, als er sie noch einmal ohne Zeugen sah: „Des Himmels Segen mit Dir, mein bester brüderlicher Freund!

Mein Gebet soll Dich umschweben, und die Wünsche Deiner Liebe, die du mir vertraut, mögen Erfüllung finden! Denke zuweilen an uns, guter Moritz, und Gott sei mit Dir!" —

Moritz küßte die bleiche, verblühte Frau, und schied mit wahrem Schmerz. Mehr als die Familie sich selbst es sagte, fühlte er den Fluch des Geschickes, der auf ihr lastete, der auch über die Unschuldigen die Last des Vorurtheils verhing. Und Ursula! die von Moritz einst still Geliebte — welche Hoffnungen hatte sie erweckt als Kind, als aufblühende Jungfrau! Welche starke Seele sprach aus ihr, und welcher Geist! Und diese schöne Blüthe war so früh dahin gewelkt — und ihre Bestimmung schien die trübe: spurlos, gleich so vielen in der Jugend schönen, geistreichen und anmuthigen Frauen zu verblühen, weil der Blume die rechte Stütze fehlte, sich herrlich aufzuranken, und Früchte eines schönen Lebens zu tragen, die echte Liebe! — Das Loos Tausender! —

Was rennt das Volk zusammen in der Kaiserstadt? Regen strömt endlos vom Himmel, die Straßen Wiens sind voll Schlamm und Koth, aber nichts hemmt die Neugier der beweglichen, lebensfrohen, jede auffallende Erscheinung mit Theilnahme an-

staunenden Menge. Aus allen Fenstern reizende Frauen- und Mädchengesichter, lachend, fröhlich, heitern Scherz treibend, und es nicht achtend, daß feuchte Tropfen die schönen Wangen bethauen, Tropfen, die der Himmel ihnen zornig in das Gesicht schleudert, weil kein Auge von Mitleid und Rührung naß ist. Auf Ecksteinen und Flurtreppen stehen und drängen Gestalten, wunderlich in Mäntel und Laken gehüllt; das glückliche Wien hatte noch keinen Parapluimacher. Wer keinen festen Standpunkt gewann, schob und drängte, ward geschoben nnd gedrängt durch dick und dünn. War es ein Krönungszug, dem das Volk entgegenharrte, dessen Pracht zu sehen, es dem ungünstigsten Wetter sich aussetzte, oder vielleicht eine Hinrichtung? Ja, eine Hinrichtung fürstlicher Ehre, eine Brandmarkung durch die Hand des Despotismus, diese ist es, die dem Volk ein beispielloses unerhörtes Schauspiel giebt, und zugleich zeigt, was es auf sich habe, dem Kaiser ungehorsam zu sein.

Trompeten! Fünfzig baierische Kürisser reiten vorauf, fünfzig sächsische Reiter folgen. Gesenkten Hauptes schreiten, je vier zu vier, acht Pannerträger zu Fuße, den Reitern nach. Die Fahnen, die sie tragen, sind eroberte; sie sind zusammengewickelt und werden mit den Spitzen nach unten gehalten. Jetzt folgt langsam, wie ein Leichenwagen, von vier weißen, schwarzgeschirrten Pferden gezogen, eine offene Carosse, und in dieser sitzt in unscheinbarer Tracht ein stattlicher Mann, von leidendem Aussehen,

aber strengen Zügen. Sein Haupt ist bedeckt von einem Hut aus Stroh, den der anhaltende Regen durchdringt, seine Locken triefen, und preisgegeben ist der Mann dem Unwetter, preisgegeben dem Hohn des Pöbels, den Schimpfreden der Menge. Wien lacht.

Kaiserliche Trabanten reiten zu beiden Seiten des Wagens, und in geschlossenen Gliedern folgen fünfhundert Lanzenknechte mit wehenden Fahnen des siegreichen Kaiseradlers. Stundenlang geht durch alle Hauptstraßen der Zug, auch der Burg geht er vorbei, damit das Auge des Siegers sich am Anblick seines Opfers weide, und auf allen Hauptplätzen ruft ein Herold: „Siehe Wien, dies ist Johann Friedrich der Mittlere, weiland ein Herzog zu Sachsen, der sich einen gebornen Kurfürsten nannte, welcher gefallen in des Reiches Acht und Aberacht, und an welchem kaiserliche Majestät siegreich des Reiches Exekution haben vollziehen lassen! Vivat Maximilianus secundus, semper Augustus!“ — „Vivat“ Vivat!“ jauchzte das Volk, und wimmelte dem Zuge nach oder eilte in die Kirchen, dem Himmel und den Heiligen für den Sieg über den sächsischen Ketzer zu danken.

Johann Friedrich zeigte in diesem Akt der tiefsten Schmach die ganze Hoheit seines fürstlichen Blutes, die ganze Größe einer edlen Seele. Er hüllte sich, so entblößt dem Volke zur Schau herumgeführt, in den unsichtbaren Panzer der wahren Religiosität; er murrte nicht, er schalt nicht, er dachte an Christi

Leidensgang, und trug die von Gott ihm auferlegte Passion mit Ergebung; er nahm sie hin als Strafe des Himmels für Wünsche, die vielleicht zu stolz und übermüthig waren, er nahm die entsetzliche und grausame Demüthigung für eine verdiente Züchtigung, und sühnte so vollkommen, was er durch seinen Ungehorsam, seine Widersetzlichkeit, seine standhafte Treue — am Reich und am Kaiser gefrevelt. Nie kam das: summum jus, summa injuria zu so betrübender, das innigste Mitleid aufregender Erscheinung.

Endlich wurde angehalten an einer Herberge, vor der bereits ein unscheinbarer Karrn hielt, und auch auf diesem Karrn saß ein Gefangener, der sogar schwere Fesseln trug. Der Karrn wurde beiseite geschoben, und der Gefangene veranlaßt, abzusteigen. Mit Theilnahme blickte der Herzog zu dem Leidensgenossen hinüber, ohne noch zu ahnen, in welcher nahen Beziehung die Fesseln Jenes zu seinem Schauzug standen. Bald vernahm er es aus Worten, die nicht an ihn gerichtet waren, die aber die umgebenden Trabanten laut genug aussprachen, daß sie sein Ohr erreichen und sein Gefühl beleidigen konnten.

„Das ist Hans Schmidt, der schelmische Frankfurter Buchdrucker,“ — hörte Johann Friedrich einen Knecht zum andern sagen, „der den nichtsnutzigen Pasquillus, genannt die Nachtigall gegen die kaiserliche Majestät hat ausgehen lassen.“

„Ist dieses das Ding, welches der Kurfürst vorigen Winter auf dem Markt zu Leipzig hat durch

den Scharfrichter verbrennen lassen?" fragte Einer; „hätt' es wohl lesen mögen!"

Der erste Sprecher schlug entsetzt ein Kreuz: „Jesus Maria Joseph! Gott behüte alle guten und rechtgläubigen Christen für solchen ketzerischen Unflath!"

„Weißt Du nicht, daß unsers gnädigen Kaisers glorreiche Majestät sich also sehr über jene Schandschrift erzürnt hat, daß Hochdieselbe der freien Stadt Frankfurt ansagen lassen, sie solle Verfasser und Drucker ausliefern, oder sie werde alle Freiheit und alle Freiheiten einbüßen und in Acht und Bann kommen?"

Die Hörer staunten mit offnem Mund der Wundermähr, während Johann Friedrich bitter lächelnd an Hussens letzte Worte dachte, und im Vorüberschreiten in das Haus, dem armen Buchdrucker einen freundlichen Blick voll Mitleids schenkte, und mit dem Finger nach oben wies. Nur zu treu war dem unglücklichen Fürsten der Inhalt im Gedächtniß, und indem er sich in Gedanken die Strophe dieses Gedichtes vorsagte:

Nichts anders von dem römischen Hirt
In diesem Krieg gesuchet wird
Denn daß das sächsische Blut er schänd' —

seufzte er dazu: „Wie wahr, wie wahr! So wie ich, ward noch kein Sachsenfürst geschändet!"

Die Fluren Gothas überblühte wieder der Friede Die Saaten grünten, die Laufgräben waren zugeschüttet, die aufgeworfenen Schanzen berasten sich. Die Natur ist stets bemüht, die leichten Wunden, welche der Mensch der Mutter Erde schlägt, mit holdem Grün zu überkleiden, und die Spuren seiner Arbeit zu vernichten. Rings um die Stadt war immer noch rege Thätigkeit, die Wälle und Mauern wurden ganz und gar abgetragen, und so das freundlichoffene der Stadt vorbereitet, welches sie jetzt so heiter kleidet. Auf dem Grimmenstein sank eine Mauer, ein Haus nach dem andern; eine hohläugige Ruine starrte das Gespenst der Trutzburg empor, ehe der Berg vollends zum gänzlich mauerlosen, steinbedeckten wüsten Schutthaufen wurde. Es war Friede; heimgekehrt zu den Lieben, festlich eingeholt, waren Frauen und Kinder, der Bürger trieb wieder seinen Handel und seine Gewerbe, der Bauer bestellte Feld und Garten, der Kaufmann knüpfte neue Geschäftsfäden an die, welche durch die Belagerung abgerissen waren, der Stadtrath hielt seine Sitzungen, die Prediger lehrten das Wort Gottes lauter und rein — dennoch seufzte Gotha. Ein schwererer Bann, als die Acht des Kaisers, überlastete es mit dunkelm Flügel — die Acht der öffentlichen Meinung, welche das Verdammungsurtheil über eine Stadt sprach, und über Leute, die ihren Fürsten verrathen und ihn seinen Feinden überliefert. Schwer trug Gotha an dieser Last, und drückend sprach sich die Gottesstimme aus, durch die Richterstimme des Volkes, das die

verletzende Waffe des Hohns schonungslos handhabte.

An einem Maiabende wandelte ein Mann durch die Fluren Gothas, ein Mann, welcher keine Versuchung in sich fühlte, eine Stadt zu betreten, auf welcher der Fluch der Untreue lag. Er hatte den Thüringer Wald überschritten und kreuzte mehrere der Wege, die nach Gotha führten, bis er sich Sundhausen näherte. Die Nacht war schon eingebrochen, der Wanderer war ermüdet, dennoch trug er Bedenken, in der Schenkherberge einzusprechen, er hoffte ein Obdach bei einem mitleidigen Bauer. Etwas abseit vom Dorfe stand eine sehr kleine Bauernhütte, neu gezimmert, doch ärmlich. Nur zwei Hornfenster ließen das Licht des Tages in die Stube fallen, an die eine dunkle enge Kammer stieß. Ein Schoppen auf der Rückseite schloß Heerd, Stall und Scheuer, ebenfalls in den kärglichsten Verhältnissen, in seinen dürftigen Raum. Das Dach dieses Häusleins war natürlich von Stroh. Dieser Hütte näherte sich der Wanderer, und klopfte leise an. „Wer da?“ fragte vom Schlaf auffahrend, aus der Kammer hervor, ein Mann. Der Wanderer bat, zu öffnen, und gegen ein Stück Geld Nachtlager zu gewähren. Geld ist dem deutschen Bauer zu allen Zeiten willkommen, und trotz des Verbots, fahrendes Gesindel und unbekannte Leute nicht zu herbergen, entzündete der Bewohner einen Spahn, um sich den zu besehen, der sein dürftiges Lager theilen wollte. „Wer seid Ihr?“ fragte er beherzt, indem er in der einen Hand

das Licht, in der andern einen derben Stock, die Thüre halb öffnete. „Warum geht ihr nicht in das Wirthshaus?"

„Der Wirth ist mir aufsässig, und ich kann nicht weiter. Gebt Ihr mir kein Obdach, so muß ich im Felde liegen bleiben. Ich bin ein wandernder Bader, und will nach Eisenach. Ihr verdient einen Gotteslohn an mir, und ich will Euch nicht umsonst zur Last fallen."

Die jetzt ganz geöffnete Thür zeigte den Bewohner im vollem Licht. Der Wanderer erschrak, er erkannte den untersetzten Steffen Müller, einen der ärgsten Schreier bei dem Aufruhr, einen Mann, der ehemals ihm, dem Pilger, den Tod geschworen hatte, weil er in ihm den Verderber Tausendschöns wähnte. Der breite Hut, der starke Bart gab indeß Moritzens Gesicht so viel Schatten, daß Jener ihn nicht erkannte. Er legte sein weniges Gepäck ab, und sprach: „Tragt etwas auf, guter Freund, mich hungert und dürstet."

Steffen sah ihn groß an und erwiederte: „Ist euch mit Haferbrod und Wasser gedient, das kann ich auftischen. Während ich ohne Sold in Gotha dem vorigen Herrn meine Haut verkaufte, haben die Franken, Gott verderbe sie, unser armes Dorf rein ausgeplündert, nnd wir sind so arm geworden wie die Kirchenmäuse. Ich hatte eine Schwester, die ist vor Schreck gestorben, als ein Seinsheimischer Soldat ihre Tochter mit Gewalt aus dem Häuslein schleppte, Gott weiß für Wen. Das arme Mensch,

wir haben sie nicht wieder zu sehen bekommen. Wollt Ihr nun besser tafeln, so laßt Blechkappen blicken, rückt mit Groschen heraus, so laufe ich in die Schenke und hole ein Abendbrot. Ich hab' mich weiß Gott, vorhin hungrig schlafen gelegt, weil mir das Brot zu hart und zu trocken ist."

Moritz genügte ohne Widerrede dem Verlangen seines Wirthes, und dieser enteilte. — „Soll ich gehen oder bleiben?" fragte jener sich dann. „Erkennt mich dieser Bauer, so erschlägt er mich im Schlafe, oder verstrickt mich und liefert mich gefangen nach Gotha. Indeß — ich bin müde, er scheint keinen Argwohn zu hegen; ich bin bewehrt, und nehme es zur Noth mit Dreien auf."

Er setzte sich an den Eichentisch, und stützte sinnend den Kopf in die Hand. Die Lampe verbreitete ein trübes Licht, das braune Holzgetäfel der Lehmwand, von keines kunstreichen Tischlers Hand geglättet, vermehrte die Düsterniß. Das Licht diente eher dazu, das Dunkel fühlbar zu machen, als es zu verscheuchen.

Steffen kam bald zurück; er brachte Roggenbrod, gekochtes Fleisch, gebranntes Wasser, ein langentbehrtes leckres Mahl für den Bauer, das er freudig mit dem ihn bewirthenden Gaste theilte. Das Gespräch richtete sich auf dieß und das. Moritz sagte, er komme weit her, und wisse nichts von dem Gothaischen Krieg, habe nur in der Ferne dunkel davon gehört. Steffen berichtete gesprächig, und der Fremdling, der dem Schauplatz so nahe gestanden hatte, erfuhr

dennoch so manches ihm gänzlich Neue. Bei aller bäurischen Rohheit in Steffens Charakter trat doch ein unverkennbarer Zug von Liebe zu dem unglücklichen Engelseher hervor, die sich in unverholenem Haß gegen Grumbach und dessen verruchten Schreiber äußerte. Dann kam die Rede auf Gotha, und Steffen erzählte, daß in den Nachbarstädten der Name Gothas stinkend geworden, trotz allen Strafen. Spott- und Schmachlieder wurden den Gothanern im ganzen Reich entgegengesungen, zumal wenn sie an Meßplätze, wie in Frankfurt und Leipzig, kamen, so daß die Bürgerschaft sich bei ihrem Magistrat und dem Herzog selbst bitterlich beschwerte.

Als Steffen lange genug erzählt hatte, wobei Moritz sich wohl hütete, ihm zu widersprechen oder ihn eines Bessern belehren zu wollen, begann dieser: „Höre, guter Freund! Mir ist auf meinem Weg hierher von einem klugen Manne vertraut worden, daß der Engelseher, Deiner seligen Schwester Pflegekind, viel Seltsames ausgeredet von einem Schatz hier im Dorfe Sundhausen. Hast Du das auch vernommen?“ —

„Schatz? Nichts weiß ich vom Schatz!“ antwortete Steffen gespannt.

„Der Mann hat mir den Ort genau genannt!“ fuhr Moritz fort, und blickte Steffen forschend an. „Wenn Du Hacke und Grabscheit hättest, wenn wir einen Versuch machten? Ist nicht im Garten neben Deiner Schwester, der Frau Schönborn, so hieß sie doch? ehemaligem Haus ein Gemäuer?“

„Ja, das ist!“ erwiederte Steffen. „Mag wohl ein Kloster oder eine Kapelle vor alten Zeiten da gestanden haben. Die Gärten liegen jetzt alle wüst von dem Kriege her.“

„Wenn wir nun grüben? Da wäre uns Beiden geholfen! Wir theilten redlich!“

„Potz Velten! Ihr seid ein Wundermann! Euch führt mir ein guter Geist in das Haus!“ rief Steffen freudig, mit erwachender Habgier.

„Nun denn, so laß uns schlafen. Wecke mich, so bald der Tag graut.“ sprach Moritz, und warf sich auf die Schütt Stroh, die Steffen herbeigetragen. Bald schlief der Ermüdete ein. Steffen lag in der Kammer, der Schlaf floh ihn lange. Er dachte böse Gedanken.

Moritz fand sich auf seinem Lager erwachend. Es schien sich etwas rings um ihn zu regen, wie kreischende Güsse: es ging ein Stöhnen durch die Stube, wie Todesseufzer. Die Wände schienen Wellen zu schlagen, und aus ihnen traten, wie aus Purpurfluthen, sinnbethörende Gestalten. Grumbach starrte ihn an mit der blutigen Brusthöhle, daraus das Herz ihm gerissen war. Brücks vier Theile hatten sich zusammen gefügt, aber so, daß ein abgehauener Schenkel auf der Achsel ruhte. Stein stand in einem grauen Todtenhemd, ohne Hände und Füße; eigentlich war es nur eine entsetzliche Gestalt mit blutigem Rumpf, aber an dem Haupt, das die Augen rollend, da lag, wo die Füße hätten sein müssen, erkannte Moritz, daß es Stein war. Beyer erschien,

und setzte, die Zunge ellenlang aus dem Halse streckend, dem Rumpf seine Narrenkappe auf. Brandenstein hieb um sich mit dem Reitersäbel, wobei ihm bei jeder Bewegung der Kopf abfiel, den er mit der Linken fing, und wieder aufstülpte, bald richtig, bald verkehrt. Auch Hänsel fehlte nicht in diesem entsetzlichen Geisterkreise. Er hatte weiße Flügel, und stellte sich luftig zwischen die geisterhaften Fratzengebilde, berührte Moritz mit seinem schwarzen Stabe, und sprach: „Dein!"

Steffen dachte daran, ob es nicht besser sei, den Schatz allein zu heben, anstatt ihn mit einem Fremden zu theilen. Der Garten stieß an sein kleines Gehöft. Den Fremden verstummen zu machen, war ein Leichtes. Er raffte sich auf, doch kämpfte er noch mit seinem Gewissen. Der Tag graute fast. Was geschehen sollte, mußte bald geschehen.

Als Johannes Tausendschön Moritz so ansah mit glanzlosen Gespensteraugen, durchschauerte diesen ein namenloses, tiefentsetzliches Grauen, daß seine Seele es kaum ertragen konnte. In allen Nerven erschüttert, stieß er einen lauten Schrei aus, erwachte und sprang augenblicklich vom Lager in die Höhe. Dieß geschah so unerwartet, daß Steffen erschrak, und die Waffe, die er schon zum Mord gehoben hatte, schnell bei Seite lehnte.

„Eben wollte ich Euch wecken!" sprach Steffen. „Guten Morgen! Wünsche, wohl geschlafen zu haben!"

Moritz zitterte wie Espenlaub, so wirkte der Traum nach. Endlich antwortete er nur die wenigen Worte: „Luft! Luft! Hinaus! Hinaus!“ und stieß die Thüre auf. Er eilte ins Freie, und athmete tief auf. Steffen folgte mit Werkzeug nach.

Still und eifrig grabend, und die Steine eines alten Gewölbes wegräumend, waren beide Männer beschäftigt. Verfallene Stufen fanden sich, ein alter tiefer Keller. In Nischen standen Töpfe. Sie enthielten einen reichen Schatz silberner und goldener Bracteaten und Soliden aus der deutschen Frühzeit. Was der Seher ahnungsvoll geschaut — es war Wahrheit.

Als der Strahl Auroras heller glühte, theilten die glücklichen Fündner. Aber Moritz konnte den Traum nicht aus seinen Gedanken bringen, der so gräßlich in seiner Seele nachzitterte. Sie kehrten in die Stube Steffens zurück. Moritz starrte die Wände an, die braunen, schmutzigen Wände, die der Tag so eckel erscheinen ließ, und es drängte sich die Frage hervor: „Was hast Du für Holz zu Deiner Stube gezimmert, das so übel aussieht?“

„Ich muß es nur bald überweißen,“ erwiederte Steffen mit Gleichmuth und Frohgefühl. „Ja, ich mußte doch ein Obdach haben, und da that ich einen rechten Rathkauf, Herr. Ich habe dem Scharfrichter die Fleischbank abgekauft, darauf Grumbach und seine Gesellen gemetzt wurden, und dieses Holz hat gerade hingereicht, mir gegenwärtiges Häuslein davon zu zimmern.

„O allgerechter Gott! Nun ist mir mein Traum erklärlich!“ schrie Moritz entsetzt auf, und raffte seine Habe zusammen und seinen Theil vom Schatz. Eiligst und schleunigst nahm er Urlaub von Steffen Müller, den es höchlich wunderte, den Mann so bewegt, und dabei so wortkarg scheiden zu sehen, der sich bereichert und auch ihm zu ansehnlicher Hülfe verholfen hatte. „Bauer! brenne diese Hütte nieder!“ sprach Moritz: „oder Andre werden es thun. Fühlloser Bauer! Und Du kannst *ruhig* schlafen!“ — Er eilte von dannen.

Viertes Kapitel.

Thüringens hohes Palladium, Schloß Wartburg, hatte seine Heilige wieder. Mit mildem und sittigen Ernst wandelte durch die Räume und Hallen, die einst Elisabeths Fuß betreten, eine noch jugendliche und schöne Fürstin. Zwar schmückte kein blitzendes Diadem, keine funkelnde Krone ihr Haupt, zwar umfloß ihre Schultern kein blauer Mantel mit Blumen und Sternen des Himmels geschmückt, aber weibliche Anmuth und Würde hatten auf die fleckenlose Stirne Elisabeths das Siegel einer Hoheit gedrückt, welche keine feindliche Gesinnung ihr zu entreißen vermochte. Demuthvoll wie jene verehrte Fromme, und in schwarzer Trauerkleidung, als sei sie eine Wittwe, schritt die Herzogin zu Sachsen einher.

Zwei ergebene Frauen waren ihre Begleiterinnen und dienten ihr zur Gesellschaft: Gertrud von Mila und das Fräulein Hanna von Hassenstein. In die treue Brust dieser Befreundeten ergoß Elisabeth ihren Schmerz, ihre Klagen, ihnen vertraute sie ihre Hoffnungen. Nicht in einer müssigen, rath- und thatlosen Trauer verbrachte die Herzogin ihre Tage. Jeder Hinblick auf ihre, sich zu kräftigen Knaben enfaltenden Söhne mahnte ihr Muttergefühl, alles nur mögliche zu versuchen, was der schlimmen Sache ihres nun zu Neustadt gefangenen Gemahls irgend förderlich sein konnte.

Ihr dringendes Flehen hatte schon im Maimonat bei ihren nächsten Verwandten, und durch diese bei einer großen Zahl deutscher Reichsfürsten den Beschluß hervorgerufen, durch eine eigne Gesandtschaft den Kaiser auf den im Juli zu haltenden Reichstag zu beschicken, und Fürbitte für den fürstlichen Gefangenen zu thun.

Es senkte sich eine große, tröstliche Hoffnung in Elisabeths kummerbelastetes Gemüth, als die Abschrift dieser von vielen befreundeten Fürsten unterschriebenen Instruction in ihren Händen ruhte, und sie ihren vertrauten Dienerinnen deren Inhalt mitzutheilen begann:

„Wohl wußten die Fürsten, so steht hier," sprach die Herrin: „aus welchen Ursachen mein Herr und Gemahl in kaiserliche Ungnade und Custodie gefallen, und besser wäre es gewesen — ja wohl besser! — wenn er dem guten Rath der Blutsverwandten

und Freunde gefolgt hätte, dann würde es nicht zu einen so bekümmerlichen Fall und Zustand gekommen sein. Allein da er ohne Zweifel nunmehr seinen Ungehorsam bekennt — daran zweifle ich sehr, doch ist es gut, wenn es hier steht — und die Hauptverbrecher ihre Strafe — o Gott und welche Strafe! — empfangen haben — — ach, sie meinen es herzlich gut, die Fürsten, sie entschuldigen, wie sie nur können! Wird es fruchten? wird es wirklich fruchten?" —

Thränen umflorten die Blicke Elisabeths, sie gab die wichtige Schrift in Gertruds Hand.

„Auf geschwinde, arglistige Anstiftung, Practiken und Verblendung wird des Herzogs Unglück geschoben!" sprach Gertrud.

„Nur zu wahr!" rief Elisabeth bewegt aus: „aber nur in ganz anderem Sinne wahr, als es hier gemeint ist. Anstiftung arglistigen Verrathes, das war es. Ich aber habe selbst so geschrieben, in meiner Noth und Herzensangst, und auf den Zaubertrank die Schuld geschoben, um Johann zu entschuldigen, denn sie wollen ja nichts Anderes hören."

„Mehr des Herzogs Einfalt, als bösem Vorsatz wird seine Verstockung zugerechnet."

„O vergieb diese unwürdige Schmach, mein Gatte!" seufzte Elisabeth beklommen. Sie wußte, daß Johann Friedrich nicht einfältig war, aber leider galt es jetzt, Demüthigung von ihrer Seite an die Stelle des Stolzes von seiner Seite zu setzen.

„Die Fürsten verwahren sich gut gegen den etwaigen Verdacht," berichtete Gertrud nach einem

Blick in die Schrift; „als ob sie den Herzog vertheidigen oder rechtfertigen wollten; sie bitten nur um Milde und Aussöhnung, verheißen Besserung und Unterthänigkeit von Seiten des Gefangenen, der in dem Vorgefallenen göttliche Schickung und Züchtigung erkennen werde. Als um ein Werk der Barmherzigkeit flehen die Intercessoren um Gnade, und die Abgesandten sollen sich auf keine Disputation mit der Majestät einlassen, sondern nur um Gnade bitten, damit ja kein Argwohn entstehe, als habe man einigen Gefallen an dem Ungehorsam, oder wolle ihn vertheidigen.“

„Wasche mir den Pelz, aber mache ihn nicht naß!“ spottete die Hofdame Fräulein von Hassenstein; Elisabeth schwieg bekümmert. Endlich sprach sie: „Ich hatte der Hoffnung zu viel gefaßt, ich versprach mir mehr. Mein Ahnen sagt mir, daß diese Werbung, wenn sie ja noch vor sich geht, sich nicht sonderlichen Erfolges erfreuen werde. — Laßt uns ein wenig in das Freie gehen. Die Luft des Zimmers preßt mir die Brust zusammen! O Johann Friedrich, o mein guter, herrlicher Mann, warum habe ich vor Dir so viel Vorzug! Du schmachtest fern von mir in einem düstern Kerkerschloß, während ich mich frei ergehen darf in und außer der hohen Burg, darin die Wiegen Deiner Uhrahnen standen. Aber die Wartburg lehre mich dulden und tragen. Die Wartburg scheint erkoren, fürstliche Dulderinnen zu bergen, sie ist erkoren, Bedrängten und Verfolgten Schutz zu gewähren. An Elisabeth kann meine

Seele sich aufrichten, an Margarethens Schmerz sich stählen, in Luthers Zelle kann ich mich setzen, und in der Bibel lesen, und lernen Gott vertrauen, wie Er vertraute. Hilf höchster Herr, himmlischer Hort!"

Wonniger Frühlingsbalsamduft umwehte Schloß Wartburg. Durch die frischgrünen Buchenforste, durch die Wipfel der weit über Berg und Thal sich ziehenden Föhrenwaldungen ging ein heiliges Rauschen. Der Friede wohnte in diesen paradiesischen Hainen. Von grünen Matten, zwischen nackten Felskolossen sonnig hingebreitet, scholl Heerdenglockengeläute anmuthig zur Höhe der Burg, und zu den schmerzlichbewegten Lustwandlerinnen, von deren Wandel die Lust so fern war. Jede trug ein geheimes Sehnen im Busen, das trüb stimmte.

Schmale Pfade leiteten in den Schatten traulicher Waldesnacht, und die Frauen ergingen sich auf demselben Boden, den der kräftige Luther einst betrat, sie rasteten vielleicht an denselben Stellen auf weichem Moosteppich, wo einst Wolfram von Eschenbachs Singen ertönte, wo Ofterdingens Harfe klang, wo Geisternähe prophetisch zu Klinsor flüsterte.

Poesie und Geschichte haben der thüringischen Wartburg ein Siegel der Weihe aufgedrückt, das durch alle Zeiten unvergänglich bleiben wird.

Als die Herzogin im traulichen Gespräch mit ihren Begleiterinnen zurückzukehren im Begriff war, trat ihr auf dem schattigen und steilen, in Fels gehauenen Burgwege ein Mann demüthig grüßend nahe. Die edle Fürstin glaubte, es sei ein Armer,

der um eine Gabe flehen wolle, und zog mildthätig ihre Börse, in diesem Glauben wurde sie bestärkt, als der Mann sich auf die Kniee warf — doch nahm er ihr alsbald den Glauben, denn er rief bewegt aus: „Keine Gabe, hohe Herrin, nur einen Blick der Gnade und des Verzeihens, daß Euer Knecht es wagt, Euch zu nahen, der Euch und Euerm Gemahl dienen möchte mit Leib und Leben.“

Gertrud sah scharf auf den Sprecher, der ein sehr unscheinbares Gewand trug, die Stimme schien bekannt, sie rief überrascht aus: „Moritz Hausener! Seid Ihr es?“ Elisabeth schrak zusammen. Grumbachs vertrautester Diener konnte ihr kein erfreuender Anblick sein, doch drängte sich ihr alsbald die Frage auf: Was kann es sein, daß dieser sein Leben wagt, um mir seine Dienste anzubieten, und ihm, der fern ist? Sie sammelte sich und sprach würdevoll: „Stehe auf, Moritz! Wie willst Du mir dienen und meinem Herrn? Frage Dich, ob Du und Dein Herr ihm nicht zu viel gedient?“ —

„Frau Herzogin!“ erwiederte Moritz, ihrem Befehl gehorchend: „Ihr habt mit eigenen Augen gesehen, wie innig der Mann, der nicht mehr ist, Eurem fürstlichen Gemahl ergeben war! Ihr müßt die Ueberzeugung gewonnen haben, daß das Verhältniß beider Männer zu einander ganz anders sich verhielt, wie die Welt es ansieht und verdammt. Es war eine hohe und innige Zuneigung, eine uneigennützige Freundschaft, die sich in gegenseitigen Aufopferungen gefiel. Und wäre gefehlt worden,

menschlich gefehlt, so ward dafür übermenschlich gerächt und gerichtet und ein qualenvoller Tod deckt als Sühnengel mit einem blutigen Schleier die Vergangenheit. Ich rettete mich, hohe Frau, und das Glück warf mir so viel an irdischer Habe zu, daß ich wohl ein Oertlein fände, wo ich still und unbemerkt mich einem geruhigen Leben und einer geeigneten Thätigkeit hingeben könnte, aber zweierlei hindert mich daran, hält mich ab. Einmal vererbte mein seliger Pflegevater und Erzieher sein unruhiges Temperament zum Theil auf mich, und langes Beisammensein läßt uns leicht die fremde Gewohnheit zur eigenen machen; dann aber, was weit wichtiger ist, vererbte er mir einen Dienst, dem ich mit Freuden mich widmen will. Als zum letztenmal in diesem Leben seine befreundete, wenn auch zuweilen rauhe Stimme zu mir sprach, da sagte er die wenigen Worte: Ich beschwöre Dich, bleibe dem Herzog treu! — Das war Grumbachs letzter Wille und ich vollziehe ihn."

Elisabeth war sehr bewegt, sie weinte. Schmerzliche Empfindungen kämpften in ihr; dann, ihre Thränen trocknend, sprach sie mild: „Grumbachs Leben und Geschick hat der schwarzen Fäden nur allzuviele in meines Gatten und dadurch auch in mein Leben eingewebt, doch er hat gebüßt, und ist vor Gott getreten. Wir beklagen uns und ihn. Ich — die zumeist Gekränkte, schwer Gebeugte, will nicht verdammen. Du Moritz, warst ein Werkzeug in Grumbachs Hand — ich könnte sagen, in Gottes

Hand, wie ihr Alle. Ich glaube, daß ihr nicht mit Willen täuschtet. Stellen wir das Geschehene an seinen Ort. Was willst Du von mir, und wie willst du Johann dienen? Mir wird, mir kann, wenn auch mein Gemüth Dich gänzlich entschuldigt hält, Dein Anblick nie ein erfreulicher sein!“ Die Fürstin stützte sich angegriffen auf ihre Frauen. Die Hassenstein flüsterte: „Findet ihn ab, theure Herrin, mit einer Gabe, auf daß er sich von dannen hebe, und gebietet ihm, nie wieder so keck und frevelhaft belästigend, sich Euer Gnaden in den Weg zu drängen!“ aber Gertruds Herz schlug von Mitleid, Antheil, Neigung, und sie sprach leise zu Elisabeth, wie ein guter Engel: „Dieser Mann könnte Euch dienen als Sendbote, als Kundschafter! Solch eines treuen und verschwiegenen Dieners bedürft Ihr. Stoßt nicht einen Dienst von Euch, der sich anbietet. Nicht leicht möchte sich solches wiederholen.“

Moritz nahm bescheiden das Wort: „Wenn ich Euch sagen darf, hohe Frau, wie ich gedenke, Euch und Eurem Gemahl zu dienen, so hört mich gnädig an. Ich bin ein Mann, der weit und viel in deutschen Landen herum kam, bin kundig der Wege und Stege, und vieler Orte Gelegenheit. Dennoch würde mir unmöglich werden, bis zum Herzog zu gelangen. Als ein Fremdling und verhaßter Ketzer würde ich das Land Oesterreich nicht ungefährdet durchziehen können. Nähmet Ihr aber hier, wo Niemand Euch beargwohnt, mich zu Euerm Diener an — und ich will Gestalt und Gebehrde so verstel-

len, daß Niemand in mir den Moritz Hausener erkennt, so ließe sich wohl günstige Zeit ersehen, bis Ihr mich mit Empfehlungen an Euern Gemahl senden könntet, dann wäre ich doch um ihn, und könnte ihm vielleicht nützlicher sein, als irgend Einer. Bis dahin diente ich Euch als ein treuer Mann mit allem Fleiße, so wahr mir Gott helfe!"

Elisabeths ganzes Herz schlug ihrem fernen Gatten zu, sie selbst wäre gern auf Flügeln der Morgenröthe in seine Arme geflogen; Moritz wurde ihr werth, doch warf sie zagend ein: „Würdest du ihn nicht wieder nähren mit kühnen und thörigten Hoffnungen, durch die er sich und uns Alle schon so unglücklich gemacht hat?"

„Ich habe das nie gethan, achtete mich damals und achte mich jetzt viel zu gering, Einwirkung auf des Herzogs Gemüth auch nur zu versuchen. Tröstend, erheiternd, zerstreuend möchte ich, von Niemand gekannt, mich selbst verleugnend, um seine durchlauchte Person sein, wie Lucas Kranach als Freund um die seines hohen Vaters. Freilich darf ich mit solchem Mann mich nimmer vergleichen, ich bin kein Künstler, doch erachte ich, ein treues Herz sei in diesem Fall höher als alle Kunst. Laßt mich nicht vergebens bitten, stoßt mich nicht von Euch! Macht eine Probe mit mir, fürwahr, Ihr sollt mich redlich finden!"

Moritzens Auge blickte so treu und wahr, es war in seiner ganzen Erscheinung so viel Redlichoffenes, daß sich Elisabeth selbst neuen Hoffnungen

für den Gefangenen überließ, daß sie glaubte, es könne Gutes und Ersprießliches für ihn durch einen solchen außergewöhnlichen treuen Diener bewirkt werden, daher sprach sie: „Harre hier noch eine Weile, dann folge uns nach!“ Die Fürstin ging vorüber an dem in demüthiger Stellung Bleibenden; Gertrud blickte freundlich zurück. Ihr Auge lächelte ihm Wonne in die Seele.

Hoch und schwarz in die Mondnacht starrten die erkergezierten Thürme des wohlverbollwerkten und verpallisadirten Schlosses in der Neapolis Austriae. Einförmig rauschte im menschenleeren Hofraum die Fontaine, und der eine Flügel, ein hoher düstrer Bau, mit unregelmäßig angebrachten kleinen Fenstern, warf einen großen schwarzen Schlagschatten über den ganzen Hof. Oben, hinter den Gitterstäben eines wohlverwahrten Fensters sah ein bleiches Gesicht durch die runden Scheiben, und hätte gern den Mond erblickt, aber dieser stand entgegengesetzt und nur sein traulicher Schimmer blitzte auf dem spielenden Wasser, und umwob mit Glanz die hohen Schornsteine und Dachungen des gegenüberstehenden, stattlicheren Gebäudes, das einen zweiten Flügel des genannten Schlosses bildete. Es war tiefe Nacht und alles ruhte; nur der Schritt eines bewehrten Tra-

banten war auf und nieder im Hofe hörbar und brach sich schallend am starren Gemäuer.

„Alles schläft!" sprach der gefangene Herzog: „ich aber wache, und bin wie ein einsamer Vogel auf dem Dache — doch nein! Diese Psalmstelle paßt nicht, denn der Vogel auf dem Dache ist frei. Juda ist gefangen im Elend!"

Welche Pein in einer Einsamkeit, die so voll Gestalten der Erinnerung wimmelte! — Das Gemach, darin der unglückliche Gefangene weilte, war nicht geräumig. Ein Tisch, ein Stuhl, ein hartes Bette und ein Fußschemel bildeten das ganze Mobiliar. Keine Kerze, auch nicht einmal das dürftige Licht einer Lampe erhellte es. Nur die Helle der Mondnacht erfüllte mit mattem Schimmer den Raum, in welchem jetzt sinnend der vom Schlummer geflohene Fürst langsam auf- und abwandelte, und mit sich selbst sprach, denn er hatte sonst Niemand, mit dem er sprechen konnte. Noch waren die Diener, die ihm versprochen waren, nicht angekommen; Fremdlinge umgaben, bedienten, bewachten ihn, und keinesweges mit Freundlichkeit. In den stillen Nächten, wenn Niemand um ihn war, da war es Johann Friedrich am wohlsten, da athmete er auf, und seine Gedanken suchten Bilder der Tröstung. Diese fand er zumeist in den begeisterten Reden des königlichen Psalmensängers, der alle Sprossen auf der Himmelsleiter der Gefühle eines seligen und alle Tiefen der Hölle eines leidenden Menschenherzens betreten und durchwandelt. Ist doch kein Seelenzustand denkbar,

der nicht durchempfunden und ausgesprochen wäre in dem wahrhaft heiligen Buche der Psalmen. Darum liebte es Johann Friedrich, die eigenen Gedanken gern anzuknüpfen an jene zu eigen gemachten, und es war ihm jetzt der größte Trost, daß er sich früher so innig vertraut gemacht mit dem Bibelbuche, daß er dessen Inhalt fast auswendig wußte.

„O Herr!" seufzte der Herzog mit Davids Worten: „Meine Augen hältst Du, daß sie wachen, ich bin so ohnmächtig, daß ich nicht reden kann. — Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre! Der Feind verfolgt meine Seele und schlägt mein Leben zu Boden, er legt mich in das Finstere. Ich denke des Nachts an mein Saitenspiel, und rede mit meinem Herzen; mein Geist muß forschen. — Wird denn der Herr ewiglich verstoßen und keine Gnade mehr erzeigen?" —

„Nein, nein! das wirst Du nicht, Vater im Himmel! Auch mein Vater ward frei! Ob dieser wohl auch in so schmählicher Haft schmachtete? Nein, denn Carolus Quintus war verständigen Sinnes und edleren Gemüthes als sein schwächlicher Brudersohn. Wie schmachvoll sehe ich mich behandelt, kein Buch ist mir gelassen, kein Papier, kein Schreibzeug! Wenn ich Briefe schreiben will, bleibt ein Wächter gegenwärtig, nur offen darf ich schreiben, nur das, was Jedermann lesen soll, so kann ich mein Leid nicht klagen, kann nicht die tödlichlangen Stunden durch Lesen und Schreiben kürzen. Und die Knechte dürfen mich nicht Herr nennen! O nicht einmal

Herr; es ist zu grausam, wie ich behandelt werde; rauh und roh, es fehlen nur noch Ketten an diese Hände, die Schwert und Scepter trugen, es fehlt nur noch das Stroh, und das enge Verließ, mich dem gemeinsten Verbrecher gleich zu stellen! Doch still! wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit! Er sei mit mir, in mir! Amen! Amen!" — Vom Geist gottergebener Frömmigkeit erhoben und getröstet, suchte endlich der ermattete Fürst die dürftige Lagerstatt und entschlummerte bald. Er hatte einen Traum, daß er in Gotha sei, und rings war Freude und Friede.

In den Hainen, über welche die altergraue Wartburg ihre Mauerkrone erhob, erblühte die Knospe lange still gehegter Neigung zur vollen Liebesrose durch Kuß und Schwur. Ein innig sich verstehendes Paar gelobte sich Treue, doch nicht nur sich selbst, sondern auch dauernde Treue bis in den Tod dem Fürstenpaare, dem es diente, für das es lebte. Elisabeth segnete den stillgeheimen Bund, den Moritz und Gerdrud schlossen, und es rührte sie tief, daß Beide fest erklärten, nicht eher solle Priesterhand sie einigen, nicht eher wollten sie sich irgendwo den eigenen Heerd gründen, bis ihr Auge die Herzogin mit ihrem Gemahl vereinigt sähe, obwohl die verständige Fürstin dieses Gelübde entschieden ablehnte, wohl ahnend, daß ein solches Versprechen auf ungewisse Ferne hinaus das Glück der Liebenden verrücken werde. Doch gelobten Beide, so lange es immer vergönnt sei, ihre ganze Lebenskraft noch dem Herzog,

wie der Herzogin zu weihen. Moritz hatte bewiesen, daß er sich nützlich zu machen verstand. Gewandt und klug wußte er drohender Gefahr aus dem Weg zu treten, und selbst Umsichtige zu täuschen. Niemand ahnete in dem ritterlichen Junker, der heute unter gutem Geleit mit Briefen an den Fürstenhof gen Weimar ritt, und morgen die Straße nach Heidelberg an den Pfalzgrafen zog, der ein anderes Mal nach Kassel entsandt ward, und von Zeit zu Zeit Briefe bringend, wieder auf Wartburg einsprach, den Mann, der einmal so dürftig scheinend dem hohen Hause genaht war. Niemand ahnete in dem stattlichen Junker der Herzogin, Hans Georg von Staar, aus der Pfalz gebürtig, den ehemaligen Schreiber Wilhelms von Grumbach, der die Klinge nicht minder gut, wie die Feder führte. Von seiner Liebe zu Gertrud wußte außer der Herzogin nur noch Hanna von Hassenstein, die sehnend an ihren einstigen süßen Buhlen Birkenfeld dachte. So war er denn in den ersten Tagen des August wiederum auf der Wartburg angelangt, hatte Briefe gebracht, und ward der Ehre gewürdigt, mit den Damen Elisabeths am Tische der Herrin zu speisen. Leider war der Stand der Dinge so, daß er das Gespräch nicht zu großen Hoffnungen beflügelte. Es war Nachricht eingelaufen, daß des Herzogs Diener endlich zu ihm gekommen seien; Birkenfelds ward dabei gedacht, und Hanna erröthete freudig, als diesem ein Lobspruch gezollt wurde. Der Kaiser Marimilian hatte die Fürbitte der Abgesandten empfangen, und von Preß-

burg aus unter dem 29. Juli eine Resolution erlassen. Auch diese war in Elisabeths Hand, aber sie war nicht tröstend, nicht Freude weckend. Die Herzogin sprach zu ihren Vertrauten von dem Inhalt, schmerzvoll und traurig bewegt.

„Der Kaiser nennt meinen Gemahl immer noch den gewesenen Landfriedenbrecher und Rebellen, und vergißt nicht mit unanständigem Stolze hinzuzufügen: jetzo mein Gefangener. Er kann mir mein Annehmen des Gemahls, aus ehelicher Treue und Liebe und die Bewirkung der fürstlichen Intercession nicht verdenken, wiederholt aber zum Ueberdruß die alte Leier, daß mein Gemahl zu aller Zeit den väterlichen und mehr als freundlichen Mandaten habe gehorchen sollen. Auch von Bluts- und Erbeinigungsverwandten ist wieder die Rede, und dann wird von Neuem alles gleichsam an den Fingern hergezählt, was Johann gethan hat und gethan haben soll, als ob es nicht leider genugsam bekannt wäre.“

„Fürwahr, nicht kaiserlich, nicht edel!“ rief entflammt die Hassenstein.

„Ist es zu verwundern, hohe Frau?“ warf Moritz ein. „Der Kaiser wird schwer vergeben und vergessen, so wenig als der Kurfürst, daß die leider eingestandene Absicht vorlag, zu versuchen, wie die Kronen Beider dem Haupte Eures Gemahls stehen würden?“

„Dann wird mit unverholener Freude des Sieges über Gotha und Grimmenstein ausführlich gedacht, als sei dieser der Tapferkeit der Reichsarmee zu

verdanken gewesen, es wird triumphirend angeführt, daß der Herzog sich ohne alle Bedingung gefangen gegeben habe — als ob er anders gekonnt hätte! und pharisäisch Gott dafür gedankt."

„Ist das auch eine Antwort, die man Bittenden giebt?" fragte Gertrud mit Theilnahme, und küßte weinend die zitternde Hand ihrer Herrin. Elisabeth sprach gefaßt weiter, denn sie hatte des Leides zu viel ertragen, um kleinlicher Unfreundlichkeit zu erliegen. „Scheinheilig versichert nun die Majestät, die Fürbitte nicht ungnädig vernommen zu haben, wolle auch, wenn es ohne Schwächung der Autorität geschehen könne, gern gefällig sein, er könne aber nicht bergen, daß sich in der aufgehobenen Kanzlei viele Heimlichkeiten in Schriften gefunden, daraus genugsam erhelle, was aus Verführung und Einfalt und was aus selbsteigenen vorsätzlichen, vorbedächtigen und widerspenstigem ehrgeitzigen Muth, Sinn und Gedanken, und selbstgenährter Frechheit und Frevel des Herzogs vorgenommen worden sei!"

„Diese Worte müssen Euch tief verwunden, gnädigste Herzogin," sprach Moritz voll Mitleid: „aber dennoch könnt Ihr in ihnen eine stillschweigende Rechtfertigung Dessen, dem ich diente, nicht verkennen. Und wahrlich, es könnte Euch nicht mit Stolz erfüllen, einen Gemahl zu besitzen, der ein willenloses Werkzeug von Abenteurern und Betrügern gewesen, wie man nun einmal Grumbach und seine Anhänger zu nennen beliebt, wohl aber dürft ihr in dem Herzog mit Freuden einen Mann erblicken, der

fest und beharrlich sein Ziel im Auge hatte, dessen großer männlicher Gedanke war: aut Caesar, aut nihil! Entweder Kaiser oder — nichts. Gottes Fügung war es leider, daß so hoher, fürstlicher Gedankenflug zu nichte wurde."

„Du hast nicht Unrecht!" erwiederte Elisabeth und es erfüllte sie mit hoher Freude, die nur aus ihren Blicken strahlte, und sonst nicht laut ward, in ihrem Johann keinen Schwächling zu lieben. Wäre er ein Solcher gewesen, wie hätte ihre Liebe so riesenstark sein können? Einen Schwächling liebt wahrhaft kein edles Weib.

Noch ward in dem kleinen Kreise besprochen, was nun ferner zu thun sei, als ein Brief anlangte, und in der Herzogin Hand überreicht ward, der vom Kaiser direkt an Elisabeth gerichtet, und von ihm unterzeichnet war. Still und unter Thränen las die bekümmerte Frau den Brief, dann legte sie ihn wieder in seine Falten und sprach: „Mit kürzern Worten dasselbe, nur ein wenig freundlicher. Ich werde ermahnt, mich in christliche Geduld zu schicken und alles in die Hand des Allerhöchsten zu stellen! Und so sind wir um keinen Schritt weiter — und jeder Ausweg ist verschlossen!"

„Hört mich an, edle Frau," begann Moritz: „ich habe einen Plan ersonnen, der Eure Sache fördern wird, darum scheltet ihn nicht abenteuerlich, hört ihn ganz. Ihr dürft nicht nachlassen mit Bitten, ihr müßt Jemand, dem ihr ganz vertrauen könnt, der ganz auf Eurer Seite ist, an die Zürnenden

senden, einen wärmern Fürsprecher, als die gewöhnlichen Räthe. Sendet mich zum Kaiser!" — „Dich?" rief verwundert, fast erschrocken, die Fürstin, und Gertrud und Hanna blickten zweifelnd auf den Sprecher.

„Freilich darf ich nicht kommen, als Moritz Hausener, auch nicht als Junker Hans Georg von Staar, wiewohl ich gern erst einmal den Versuch wagen möchte, in dieser Gestalt dem Herzog als Diener nahe zu kommen, und alle Gelegenheit, wie es um den hohen Herrn beschaffen, genau zu erkunden; nein, ich muß kommen als ein gelahrter Doktor der Rechte, im Talar und Rundkragen, mit pathetischer Rede, mit vollgültigen Credenzbriefen von Heidelberg. Ihr zweifelt an meiner Fähigkeit, einen solchen Mann vorzustellen? Ich werde ihn vorstellen! Ich habe das römische und deutsche Recht so gut durchstudirt, wie mancher Hochstudirte, und vielleicht mehr davon behalten. Ich kenne Sachsenspiegel und Schwabenspiegel, Land- und Lehenrecht, Weichbild und Richtsteg. Der Mann, dem ich diente, kannte die Rechte, und wollte nur sein Recht, bis es ihm blutig gesprochen wurde. Ich habe nicht gedankenlos geschrieben und gearbeitet. Was ein anderer Abgeordneter durch Rednergaben auszurichten vermag, traue ich mir auch zu, und es zieht mich hin zu dem theuern Herrn, sein Leiden ihm zu mildern."

„O auch mich, auch mich zieht es zu ihm hin, sein Leiden ihm zu mildern!" rief Elisabeth mit Leidenschaft. „Ich muß zu ihm oder ich sterbe! —

Ich will dem Kaiser zu Füßen fallen, und nicht aufstehen, bis er ein Wort der Gnade spricht. Ich will, kann er nicht frei sein, selbst eine Gefangene werden, aber mit ihm, und um ihn sein!"

Mehr als ein demüthig flehender Brief der liebend treuen Herzogin kam in des Kaisers Hand, darin sie bat, sie das Gefängniß ihres Gemahls theilen zu lassen, und um Milderung der harten Haft ansuchte. Aber die Thränen ihrer Liebe fielen auf Marmor; es dauerte lange, ehe sie Eindruck machten in den Stein der Fühllosigkeit. Eines erlangte sie endlich: der Kaiser ließ an ihren Schwager nach Weimar schreiben, und diesen beauftragen, er möge der Bittenden kund thun, daß der Kaiser aus gewissen und erheblichen Gründen, und bevor er in der Hauptsache festen Entschluß gefaßt, mit nichten zugeben könne, daß Elisabeth ihres Gemahls Custodie theile, doch solle diese ihm in etwas erleichtert, und ihm ein luftiger Gang zum Hin- und Wiedergehen erlaubt werden. Diese Gnade, durch Herzog Johann Wilhelm verkündigt, war für die Dulderin der Schwamm, der mit Essig und Galle getränkt ward.

Schwermüthiger Gedanken voll, erging sich Herzog Johann Friedrich auf dem luftigen Gang — ein Trabant mit blanker Hellebarde vor ihm, ein Tra-

bant hinter ihm, zur Linken starrte eine hohe Mauer empor, und zur Rechten eine Mauer, die nicht niedriger war. Die Aussicht ging auf einen breiten und hohen Thurm, zu welchem der Gang führte, und wenn der Gefangene sich an diesem Ziele wandte, so eröffnete sich der Prospekt auf eine niedrige Bogenthür, mit eiserner Pforte verschlossen, durch die er nach Verlauf einer Viertelstunde wieder in sein Gemach zurückgebracht wurde. Es war schon December, das verhängnißvollste seiner Lebensjahre ging zu Ende.

Als die Promenade beendigt war, trat der Commissarius und Kommandant zu dem Herzog und sprach: „Auf Befehl kaiserlicher Majestät werdet Ihr heute noch mit Euern Dienern Schloß Neustadt verlassen, und an einen andern Ort geführt werden, was ich Euch hiermit zu wissen thue.“

Johann Friedrich neigte kaum merklich sein Haupt. Er fragte nicht warum? fragte nicht wohin? In seinem Zimmer packten Birkenfeld und der Kammerknecht Godel ein; es war nicht viel einzupacken, denn fast nichts an Geräth, Sachen und Kleidern, was irgend hätte schmücken oder erfreuen können, war dem Gefangenen gelassen.

Der Herzog verließ in der trübsten Stimmung sein Gefängniß, der Wagen harrte, die Reiterbedeckung hielt geordnet am Thor. Der Tag war rauh und unfreundlich, und die Luftfrische berührte fast wehthuend des Fürsten bleiche stubengewohnte Wangen. Scharf wehte der Nordost vom Neusiedler

See herüber, und die Steyrischen Voralpen hoben schneebedeckt im Süden ihre bewaldeten Häupter empor.

Der Herzog saß stumm und in sich gekehrt. Bange Zweifel marterten ihn, was man wohl mit ihm vorhabe, wohin man ihn führe? Es war schon das drittemal, daß man ihn wegbrachte. Von Neustadt nach Preßburg, von Preßburg nach Neustadt, jetzt abermals fort. Sein Herz drohte kleinmüthig zu werden. Er hatte nicht einmal einen Vertrauten bei sich, mit dem er sprechen konnte, ernst und stumm saß ein kaiserlicher Commissar, Namens Fuchs, bei ihm im Wagen, die unliebe Commission der Hinwegführung des fürstlichen Gefangenen vollziehend. Ein Zufall hemmte außerhalb des Thores den Wagen auf kurze Momente; Johann Friedrich, der nicht hoffte, wieder in diesen Kerker zurückgeführt zu werden, wollte doch ein Bild der äußeren Gestaltung des Schlosses seiner Erinnerung einprägen, und bog sich rückwärts schauend, aus dem Wagen. Ein Sonnenblick aus Wolken, und wie eine tröstende Engelerscheinung floß Licht in des Fürsten umnachtete Seele. Ueber dem Wappen am Thor blitzten im strahlenden Gold fünf leuchtende Buchstaben ihm in die Augen: A. E. I. O. V.

Der Erbauer des neuen Schlosses, Kaiser Ferdinand, hatte diese Lettern anbringen lassen, damit sie den stolzen prahlerischen Spruch bezeichnen sollten: Aquila electa juste omnia vincit, oder: Aller Ehren Ist Oestreich Voll, aber der Herzog dachte an sein selbstgewähltes Schiboleth auf die gleichen Vokale, und sprach

es wie eine magische Formel, die den trüben Geist der Melancholie bannte und von ihm trieb: Allein Evangelium ist ohne Verlust! — Heitrer vermochte er nun von Zeit zu Zeit hinauszublicken in die schöne ebene, aber von Gebirgen anmuthig begränzte Gegend, und fuhr beruhigt weiter. Am sechzehnten December begrüßte vom Bord eines Donauschiffes Johann Friedrich wieder das stattliche Preßburg. Ach, da fielen ihm auch jene Worte wieder ein, die Grumbach vorahnend einst ausgesprochen hatte. „Ich sehe alles kommen, wie die Feinde mit Euch handeln werden, wenn sie siegen. Sie werden Euch in irgend ein Vogelhaus an der Ungarischen Gränze setzen, darin Ihr die Tage Eures Lebens nach dem Willen des Hauses Oesterreich singen müßt." Und da lag er, der glänzende Käfig, hingebreitet an der majestätisch wogenden Donau, da streckte die Königsburg hochherrlich ihre Zinnen und Thürme empor, und der Herzog seufzte beklommen: „O Preßburg! Godel könnte einen Wortwitz machen, und sagen, Du bist die Burg, die uns preßt, wenn ihm nicht längst das Herzeleid allen Spaß überwältigt hätte." —

Die Bürgerschaft Preßburgs stand auf des Kaisers Befehl in Rüstung und blanker Wehr, und gab dem aus dem Schiff tretenden Gefangenen und seinem Gefolge das Geleite vom Thor bis hinauf zur Burg, wo der vorausgereiste kaiserliche Quartiermeister und der Schloßhauptmann ihn empfingen.

Johann Friedrich trug männlich und still, und seinen trüben Himmel erhellte von Zeit zu Zeit ein

Lichtstrahl, er durfte Briefe schreiben, ja er schrieb sogar glückwünschend beim Beginn des neuen Jahres 1568 an den Kaiser und die Kaiserin. Er, der alles Glücks entkleidet war, wünschte dem Glück, der ihn gefangen hielt. — Segnet eure Feinde! — Viel hielt er auf Träume, und manche Stunde ward damit hingebracht, diese der Umgebung zu erzählen, und günstige Deutung zu ersinnen. Oft waren seine Träume voll Beziehung. So jagten einmal in einem ängstlichen Traume die Hunde ein Rudel starker Hirsche gegen ihn, die ihn mit den Geweihen zu zerreissen drohten, und vergebens mühte er sich, die Armbrust in Stand zu bringen, um einen der Hirsche zu fällen. — Die Gnade des Kaisers vergönnte dem Herzog auch einen eigenen Prädicanten, damit er mit seiner geringen Bedienung seine Andacht halte nach dem protestantischen Ritus, doch geschah dies nur in Geheim, und unter strengster Beaufsichtigung.

Mit dankbarster Freude aber schrieb am 24. Januar 1568 Johann Friedrich in ein neubegonnenes Tagebuch: Heute hat mir Kaiserliche Majestät zugelassen den Schreibzeug wieder zu gebrauchen, zum Studio. Wenige Tage darauf konnte wieder ein lichtheller Moment notirt werden: am 27. ist der Apotheker von Wien mit den übrigen Büchern ankommen."

Ach wie wichtig wird das anscheinend unbedeutendste einem armen Gefangenen, wie sucht er alles auf sich zu beziehen, wie sehnend blickt er nach bessern Tagen der Vergangenheit, nach bessern der Zukunft.

Eins aber tröstete mächtig, kräftigte, läuterte, und das war dieselbe heilige Gotteskraft, die schon in Davids Herzen glühte, durch seine Harfe rauschte, die aus der Erdennacht zum Himmel trug, die Poesie. Ihre Weihe gesellte sich zu dem Grundzug, der von jeher hervorstehend im Gemüthe der meisten Sachsenfürsten wurzelt, zum religiösen Gefühl, zu wahrer Frömmigkeit, wenn die Poesie auch nicht im Gewande glänzender Formen einhertrat. Was abging am Schwung hoher Gedanken, an Glätte des Ausdrucks, an Kraft und Sprachfülle, das ersetzte die tiefe Innerlichkeit, mit der das Gedichtete in einem wahren und reinen Geiste empfangen und geboren ward. Eine Innerlichkeit, welche einem verlorenen Jugendparadiese der Menschheit zu vergleichen ist, die nicht zurückkehren kann zu einer Zeit des Nachdenkens, der Aufklärung, der freien Forschung, der gründlichen Wissenschaftlichkeit, des gottgebotenen Weiterstrebens in allen Wissensgebieten. Darum hat jede Zeit ihr Licht und ihren Schatten, und die Verständigen wissen eine jede zu würdigen.

Mit dem beginnenden Winter war dem fürstlichen Dichter ein frischer Lebensfrühling angebrochen, er sang im Kerker sein erstes Lied. Jetzt verstand er noch besser des Alten prophetisches Wort.

Neuntes Buch.

1568 bis 1594.

Ob ich itzund schon elend bin,
Noch steht zu Gott allein mein Sinn,
Das soll mir kein Mensch wehren;
Denn ihme sonderlich vertrau,
Der kann uns wohl ernehren.

Schau an Job den gerechten Mann,
Wie weh sein Kreuze hat gethan,
Von Gott wollt sich nit kehren.
Als auch der unschuldige Joseph —
Half ihnen wieder zu Ehren.

David ist ein Exempel gut,
Und die drei Männer in der Glut,
Daniel bei den Leuen.
Er ist ja noch derselbe Gott,
Verläßt nicht seine Getreuen.

Johann Friedrich,
der gefangene Herzog zu Sachsen.

Erstes Kapitel.

Dem Freien werden Stunden zu Minuten, dem Gefangenen zu Jahren, Jahre zu Ewigkeiten. Doch sie müssen ausgefüllt werden, mit Gedanken, wenn Thaten unmöglich sind. Das Frühjahr nahte, Johann Friedrich träumte, dichtete — hoffte.

Elisabeth weilte mit ihren Kindern zum Besuch in Weimar, mit gastlicher Liebe von der ihr immer und innig befreundet gebliebenen Schwester aufgenommen. Das schöne Verhältniß längern Zusammenlebens, dessen beide Frauen sich jetzt erfreuen durften, störte nicht der Anblick des Mannes, den Elisabeth nicht lieben konnte. Herzog Johann Wilhelm war schon im Januar mit zweitausend Reitern und hundert Heerwagen nach Frankreich gezogen,

dem König Karl IX gegen den Prinzen Condé beizustehen. Der fromme Sachsenfürst, der Protestant, fühlte kriegerischen Drang, sein Schwert, das er in das Lager gegen den Bruder getragen, mit Hugenottenblut zu färben. Zum Glück sandte sein eigener Schwiegervater, der Kurfürst, durch seinen Sohn, den jungen Prinzen Johann Kasimir von der Pfalz, den bedrängten Hugenotten zehntausend Streiter zu, und half so den Frieden von Longjumeau erzwingen. In einer Entschuldigung, die der Herzog doch für nöthig hielt, erklärte er den Landständen gegenüber die heilige Sache der französischen Protestanten für eine Empörung gegen ihre von Gott verordnete Obrigkeit — und wie sehr er ein Feind solcher Empörung war, mußte Johann Friedrich hinlänglich empfinden. Ohngeachtet daß Karl IX den deutschen Bundesgenossen durch den Herzog von Guise höchst ehrenvoll vor Paris empfangen und in den Louvre führen ließ, ohngeachtet ihm zu Ehren grandiose Jagden und Carousels angestellt wurden, traute der König ihm doch nicht, fürchtete, Johann Wilhelms Heer werde sich zu dem Pfälzer schlagen, und unterschrieb hauptsächlich jenen Frieden, um das Heer von zwölftausend protestantischen Soldaten, Freunde wie Feinde, aus Frankreich zu entfernen.

Die Zeit mildert jeden Kummer, sagt eines jener vielen deutschen Sprüchwörter, welche den Witterungsregeln der Bauern gleichen; wenn sie zutreffen, fehlen sie nicht. Der trauernden Herzogin Elisabeth war der Balsam versagt, den die

Zeit auf Seelenwunden legen soll, und wahrer Liebe wird er immer versagt sein, so lange sie ihren Gegenstand leidend weiß. Sie schrieb mit thränenden Augen einen Brief an ihres Gemahls größten Feind, an den Kurfürsten von Sachsen. Sie schrieb, daß ihr Kreuz je länger, um so drückender sie belaste, daß sie außer dem treuen Gott im Himmel auf Erden fast keinen Trost, keine Linderung ihres Kummers habe; daß sie sich schuldig erachte, alles zu versuchen, was zur Aussöhnung und Erledigung ihres Herrn, der nun ein Jahr lang hartes Gefängniß erduldet, dienen könne. Sie nannte sich eine bekümmerte, einsame Fürstin, sie legte ein Verzeichniß der Fürsten bei, und nannte noch Andre, die fernere Fürbitte zugesagt, und bat August demüthig, daß auch er als Christ und Verwandter verzeihen, und ebenfalls Beförderungsschriften an den Kaiser und die Kaiserin ihr zukommen lassen wolle, auf daß der Kaiser Milde und Sanftmuth an die Stelle der Schärfe treten, ihren geliebten Herrn und Gemahl wieder zu Gnaden, und ihr und den Söhnen zu Trost und Rettung frei in die Heimath gelangen lasse.

Edles, treues Weib, wie einfach und rührend war die Sprache Deiner heißen, aufopfernden Liebe, die noch nach drei Jahrhunderten zu den Herzen Gefühlvoller redet. Nur das eine Herz, das sie bewegen sollte, bewegte sie nicht.

Eben hatte die Fürstin den Brief gesiegelt, als ihr die Ankunft eines Boten aus der Heimath gemeldet wurde, eines Abgesandten ihres Vaters, Doktor

der Rechte, Martinus Fehling. Ihr Herz bebte freudig, doch sie verbarg die Bewegung, und bestimmte die Stunde der Audienz. Die Etikette des Fürstenhofes gestattete nicht, den gelehrten Mann privatim zu vernehmen. In Gegenwart der Schwester, auch einiger Räthe und Hofherren empfing Elisabeth den Diplomaten, der mit devoter dreimaliger Verneigung eintrat, gekleidet in einen langen schwarzen Talar, das viereckige Doktorenbaret in der Linken, Briefe in der Rechten, und sonder alle Verlegenheit mit wohlgesetzter Anrede begann. Er überreichte mit gebührlicher Reverenz die Briefe, er vermeldete der Herzogin die Grüße ihres Vaters, und sprach darauf: „Da nun Eures Herrn Vaters fürstliche Gnaden mich auserkoren, Euer Sendbote gen Wien zu werden, so will ich das, was Ihr mir auftragen und auszurichten anbefehlen werdet, mit dem allergetreuesten Fleiß vollziehen, und ich habe das festeste Vertrauen zu Gott dem Allmächtigen, daß meine Sendung Euerm Herrn, dem Herzog, Euch und der jungen Herrschaft fruchtbar und ersprießlich sein wird, denn ich hoffe, Eure Sache am besten und zum besten zu führen, und erbiete mich das gegen Euch ganz unterthänig und gehorsamst.“

Elisabeth dankte mit einer Verneigung, ließ sodann das Schreiben ihres Vaters eröffnen, blickte, es zugleich der Schwester mittheilend, hinein, und sprach dann mit freundlicher Würde, doch mit jener Bebung der Stimme, die freudiger Schreck hervorbringen kann: „Aus meines gnädigen Herrn Vaters

Schreiben verstehe ich, daß Ihr in meiner und meines geliebten Gemahls Sache nach Wien zu kaiserlicher Majestät zu reisen gewillet seid. Da nun meines Vaters Liebden Euch deshalb aus väterlichem Wohlmeinen abgefertigt, so begehre und bitte ich von Euch, daß Ihr den besten Fleiß anwendet, die durch Euch zu überbringenden Fürbitten wirksam zu machen, auf daß mein Gemahl begnadigt werde, und zu mildester Aussöhnung gelange. Auch will ich selbst noch an die beiden kaiserlichen Majestäten schreiben, will Euch Credenzbriefe an den Doktor Zasy ausfertigen lassen, und diejenigen Fürbitten befreundeter Fürsten, die noch nicht in meine Hände gelangten, Euch durch einen Expressen nachsenden. Bis das Nöthige ausgefertigt und vollbracht ist, was zu Vorschrift und Instruction für Eure Werbung dienen kann, werdet Ihr es Euch hier in Weimar gefallen lassen."

Die Audienz war geendigt, im stillen Kloset mischte die Herzogin Thränen der Freude mit denen ihrer treuen Gertrud. Die Empfehlungsbriefe, welche Moritz an den Pfalzgrafenhof gebracht, waren nicht wirkungslos geblieben. Hoffnung regte neue Schwingen.

Drei Tage weilte der Doktor Martinus in Weimar, und sie verstrichen ihm, dem Glücklichen, sehr rasch. Er baute mit Gertrud in heimlichen Zusammenkünften und schöner Lebenshoffnung voll am luftigen Tempelpalast künftigen Glückes.

Mit einer Kutsche und mit Pferden des alten Kurfürsten von der Pfalz reiste, als nun alles ausgefertigt, geschrieben und anbefohlen war, der Abgeordnete am ersten Tage des Wonnemondes von Weimar ab, von den innigsten Segenswünschen begleitet, nicht ohne die besten Geleits- und Empfehlungsbriefe, nicht ohne ein heimlich zugestelltes Brieflein an den Junker von Birkenfeld. Da er die Pferde nicht wechseln konnte, da der Zustand der Wege abscheulich war, so brauchte der Reisende sechs volle Tage, um nur bis Regensburg zu gelangen. Welche Bilderfülle der Vergangenheit trat vor seine Seele, als er auf dieser Reise so manche Stadt und Stätte wiedersah, in und an denen er in ganz andrer Lebenslage geweilt. Gotha begrüßte er wieder, das arme Gotha, dessen Bürger immer noch unter der Schmach des Verrathes seufzten. Er fuhr über den Thüringer Wald, er sah die Heldburg wieder und Hellingen, kam nach Bamberg und Nürnberg, wo er früher oft gewesen, und dachte, als sich Regensburg nun vor seinen Blicken ausbreitete, der Zeit, da er, ein unerfahrener Jüngling noch, doch lernbegierig und aufmerksam, Gelegenheit hatte, die Pracht einer Fürstenzusammenkunft, die Massen des Heeres Karl V und diesen glorreichen Monarchen selbst zu sehen. Das war lange her, aber die alten Erinnerungen des neuen Doctors waren sehr jugendfrisch geblieben. In Regensburg entließ er den Kutscher und sandte ihn nach Heidelberg an den Pfalzgrafenhof zurück. Mit dem ersten Donauschiff, das abging,

fuhr er der Kaiserstadt zu. In diesem üppigen Süden war volle Frühlingspracht; der gewaltige Strom und seine bald wonnevoll schönen, bald schaurigen Ufer entzückten den Reisenden. Zum erstenmal war ihm das Glück vergönnt, frei und selbstständig, auf gesicherter Bahn in die Welt zu blicken, und das Bewußtsein, einen guten Gang zu gehen, dem edelsten Zweck seine Lebenskraft zu weihen, erhob ihn geistig, gab ihm ein Anrecht an die Achtung der Guten und die Hoffnung günstiger Erfolge. Immer breiter wurde der Strom, die Ufer, die Felsen traten zurück, die Kremser Alpen schauten in das romantische Thal herein. Eine ununterbrochene Kette stattlicher Burgen, prangender Klöster, friedlicher Dörfer und befestigter Städte, fast alle pittoresk und schön gelegen, lockte den staunenden Blick an. Mancher Bau, der jetzt als malerische Trümmer die Donauufer schmückt, prangte damals noch in aller Zier, die seine Erbauer ihm liehen. Rebenpflanzungen bedeckten mehr und mehr die Fluren; einen ganzen Archipel von grünen Inseln rauschte bei Kloster Neuburg das Schiff vorüber. Und nun entfaltete sich die Paradiesesflur, in deren Schoos das prangende, reiche, lebensfrohe Wien gegründet ward, mehr und mehr dem Blick. Leuchtend lagen auf den Vorbergen des Wiener Waldes zur Rechten Hochwarten, Klöster und Schlösser im goldgrünen Lenzkleid der Gärten und Waldungen; hoch und steil überragten der gigantische Schneeberg und der Semring die Gegend, in der ein Kundiger die Richtung von Baden und Wiener-

Neustadt bezeichnete, und gerade aus wie geschaukelt auf dem Strom, hob sich die Altstadt mit ihrer Kaiserburg, ihren trotzenden Wällen, ihren zahlreichen und hohen Thürmen, die aber allzumal wie Zwerge gegen den gewaltig zum Himmel emporstarrenden Riesen des Münsterthurmes von St. Stephan erschienen. Unabsehbare Häuserreihen der Außenstädte, mit Kirchen, Schlössern, Palästen und Ziergärten breiteten sich um Wien, wie zurückgelegte Blätter um das Herz einer vollen Rose.

Jetzt wendete man das Schiff, und der Blick konnte frei über die Flächen des heutigen Prater und der Insel Lobau fliegen. Ein schmaler Arm der Donau trug das Schiff dem volkbelebten Hafen am rothen Thore zu, und der Reisende stieg aus. Wieder füllt ein schaulustiges Menschenmeer die Straßen Wiens mit bewegten, bunten Wellen. Der Reisende kam gerade zu günstiger Zeit an, um einen festlichen Einzug Ibrahims, des Botschafters der hohen Pforte, zu erblicken, und er glaubte zu einem großen Carnevalfeste gekommen zu sein, als er hier die gut gekleidete Bevölkerung Wiens, gemischt mit Ungarn, Böhmen, Mährern, Tyrolern, Kroaten, Steiermärkischem und Illyrischem Volk erblickte, und Karossen, Reiter und Fußgänger durcheinander wimmeln sah. An Erledigung eines Geschäftes war an diesem Tage nicht zu denken, er prieß den Himmel, der ihn sicher bis in die Kaiserstadt geführt, und gönnte sich Ruhe. Am andern Mittage ließ sich der Doktor Martinus

Fehling bei dem jetzigen Vicekanzler Zasy melden, demselben Mann, der manche treugemeinte Warnung an Herzog Johann Friedrich hatte ergehen lassen, und wurde alsbald vorbeschieden. Der Vicekanzler des Kaisers empfing den Abgesandten der Herzogin Elisabeth zu Sachsen freundlich, und nahm erfreut und höflich die Grüße an, deren von der hohen Frau der Sendbote sich entledigte. Der Doctor legte seine Empfehlungsbriefe in Zasys Hände, und sprach formell: „Euer Herrlichkeit wollen, ich bitte unterthänig, diese Schriften von mir gnädig annehmen, sie lesen, und nach deren Inhalt hülfreich und förderlich sein. Solches wird zweifelsohne meine gnädige Fürstin und Frau Euer Herrlichkeit zu schuldigstem Dank verpflichten, und sie wird auch künftig, wenn, ihrem demüthigen Hoffen nach, der allmächtige Gott und des römischen Kaisers Majestät alle ihre Angelegenheiten zu erwünschter Besserung gedeihen lassen, der gnädigsten Vergeltung nicht uneingedenk bleiben."

Der Vicekanzler nahm die Schreiben an und erwiederte, bevor er noch ein Siegel löste: „Es sind mir von der Frau Herzogin ganz kürzlich schon zwei Schreiben zugekommen, eines an ihren geliebten Herrn, das andere an mich. Ich war Willens, das erste Schreiben nebst einem dazu übermachten Wechsel von tausend Gulden nach Preßburg zu schicken, allein da der großmächtigste Kaiser sich unwohl fühlte, vermochte ich nicht, diesen Vorsatz auszuführen. Gestern jedoch sprach ich darüber mit Seiner Majestät,

und es ist mir gnädigst zugelassen worden, das erwähnte Geld dem Herzog zu schicken. Dieses soll durch einen Quartiermeister geschehen. Ich habe zu jeder Zeit es gut mit dem Herzog gemeint, bin stets auf sein Bestes bedacht gewesen, aber er hat meine wohlgemeinten Warnungen verschmäht. Wollte Gott, daß der gute und fromme Fürst nicht in solche Last gerathen wäre!"

Auf diese Rede konnte der Doktor nur mit einem Achselzucken und einem stillen Seufzer antworten. Zasy erbrach jetzt das Schreiben der Herzogin, blickte hinein, und sprach, indem er dasselbe auf den Tisch legte: „Dieser Brief scheint etwas zu weitläuftig, ihn gleich zu lesen. Da ich unter zwei Tagen, wegen hochwichtiger Geschäfte ohnehin bei dem Kaiser nichts davon anbringen kann, so bitte ich Euch, dann wieder anzufragen. Indessen werde ich den Inhalt genau erwägen, und sehen, was zu thun ist; daß ich gern das Beste thue, könnt Ihr für Eure Herrin heilig versichert sein!"

Hocherfreut über den so günstigen Beginn seiner Sendung, beurlaubte sich der Doctor mit Beachtung jeglicher Formel der umständlichsten Höflichkeit, und hatte nun drei Tage lang Muße, denn es kam ein Sonntag dazu, die Kaiserstadt, ihre Schätze und Seltenheiten in Augenschein zu nehmen, und ihre Freuden zu genießen. Er gab sich ihnen mit reiner Seele hin.

Einförmig, trotz aller geistigen Erhebung, schlichen dem Gefangenen dennoch die Monden vorüber. So ereignißarm war jetzt sein von der Welt abgeschlossenes Leben, daß er schwer und schmerzlich genug jeden Tag sein trübes Schicksal fühlte, und das sollte er ja auch. In Träumen nahte ihm bisweilen die Gestalt Elisabeths, oft aber waren es auch trübe Bilder, die der Traumgott ihm sandte, Bilder des Leides und der Trauer, von denen die Tagebücher Kunde geben, die er führte. So zog er im Traum wieder in eine ihm unbekannte Stadt, und es war Befehl gegeben, er solle dem Kaiser nachziehen, was er nicht thun wollte. Da kam Birkenfeld und berichtete, der Kaiser habe nach ihm gefragt. Dieser Traum weckte Hoffnung. Eine Woche später träumte Johann Friedrich in den Morgenstunden: Fürst Wolf von Anhalt, ein Verstorbener, sei bei ihm, als ihm angezeigt wird, daß kaiserliche Gesandte kämen, die zu ihm wollten. Da trat er an ein Fenster, sich nach ihnen umzusehen, erblickte aber keine Gesandten, sondern drunten eine Fluth, wie frisches Blut so roth, die hügelhohe schäumende Wellen gegen ihn wälzte. Dieser Traum machte den Gefangenen auf lange tiefnachdenklich. Ohnehin kam eine Zeit der schmerzlichsten Erinnerung; die Tage waren sonnig und schön, in seiner Seele aber war es sehr trübe. Am neunten April hörte Johann Friedrich zwei Nachtigallen schlagen, und gedachte des Tages, an dem er vor einem Jahre das Gedicht, die Nachtigall, zum erstenmal in Händen hielt, und wenige

Tage darauf schrieb er mit einem schweren Seufzer in seinen Almanach, den Bartholomäus Reifacher 1568 zu Wien verlegt: Den Tag ist's ein Jahr, daß ich bin — Gott weiß wie, gefangen worden. Manche kleine Veränderung in seiner Umgebung hielt der Herzog des Aufzeichnens werth, wenn ein Commissar abzog und er einem andern überwiesen wurde, blieb es nicht unbemerkt. Mit großer Hoffnung erfüllte es ihn, als Godel die Neuigkeit brachte, die er von den Dienstleuten gehört, die Herzogin Elisabeth habe sich auf den Weg nach Wien gemacht; eine Hoffnung, die sich erst weit später erfüllen sollte.

Seine kummervolle Lage erregte Antheil bei Vielen. Der tapfere Feldherr Lazarus Schwendi, der wohl wissen mochte, was auf ein leidendes Dichterherz erfreuend zu wirken vermag, schickte dem Herzog ein Faß Tokaier von Cassa, und Johann Friedrich weihte am ersten Mai den ersten Becher den fernen Lieben, dem nahen Frühling und der göttlichen Trösterin Hoffnung. —

Heller leuchtete ihr Stern. Der kaiserliche Quartiermeister langte an, er brachte das Geld, brachte einen Brief von Elisabeth und ein Büchlein. Im Büchlein lag ein Zeichen, darauf die Psalmstelle geschrieben war: Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen. —

Als der Abgesandte dem einflußreichen Vicekanzler wieder aufwartete, beklagte dieser, noch zur Zeit alle nöthigen Papiere nicht zur Hand zu haben, und

rieth, noch zwei Tage zu verziehen, dann wolle er Gelegenheit suchen, wie in des Herzogs Angelegenheit weiterer Fortschritt zu gewinnen. Da die versprochenen Fürbitten von Brandenburg, Pommern und Meklenburg, die der Doctor täglich erwartete, noch nicht nachgesandt worden waren, so sahe dieser den Verzug nicht ungern. Gleichwohl blieben die erwarteten Briefe aus, und der eifrige Bittsteller säumte nicht, zur bestimmten Zeit sich einzustellen, fest entschlossen, auf das allerbeharrlichste für den Herzog zu wirken, und nicht eher zu ruhen, bis er zur Person des Kaisers vorgedrungen. Er wiederholte dem Vicekanzler seine Bitte, und schloß sie mit den Worten: „Ich ersuche Euer Herrlichkeit inständigst, Ihr wollet doch hülflichen Vorschub leisten, damit bei kaiserlicher Majestät die Sachen angebracht, und die Fürbitten, deren ich doch gottlob acht bereits in Händen habe, durch mich präsentirt werden, um dem Werke einen guten Anfang zu machen!“

Zasy unterdrückte ein Lächeln über die Unbefangenheit des dringlichen Supplikanten, als dieser so rasch von einer Audienz bei dem Kaiser sprach, als wäre des römischen Reiches Vicekanzler nur eben der dienende Kämmerling, der die Thüre zum Audienzsaal zu öffnen habe. Doch gefiel ihm der Eifer, den der Gesandte Elisabeths an den Tag legte, und er erwiederte höflich: „Sintemal und als nun bereits acht Tage verflossen, und fernere Fürbitten Euch nicht nachgeschickt wurden, so ist dieses mein Rath: Ihr begebt Euch heute noch zum obersten Hofmeister

der Majestät, dem geheimen Rath und Erblandmarschall der fürstlichen Grafschaft Tirol, Herrn Hans Trautson, Freiherrn zu Sprechenstein und Scharfenstein, und ersucht diesen geziemend und unterthänigst, daß Hochderselbe mir allergnädigste Audienz erwirke, um diese Schriften einiger Reichsstände zu überreichen. Auch wird es sehr gut und der Sache förderlich sein, wenn Ihr diesem Herrn sagt, ich stelle es seiner Gnade ganz anheim, ob er mir die Audienz erwirken, oder sich so weit gnädigst herablassen wolle, nach Befinden von des Kaisers Gesundheit und Stimmung, die Fürbitten selbst zu überreichen. Ist dieses vorhergegangen, dann werden die Fürbitten vom Kaiser mir wieder zugestellt, damit ich Antwort und Beschluß darauf begutachtend in Antrag stelle, und dann will ich gewiß der Wünsche Eurer Frau Herzogin im besten eingedenk sein."

Der Abgeordnete fühlte drückend die Last der diplomatischen Weitschweifigkeit, doch dankte er im Namen seiner Herrin verbindlich für die gütige Anleitung und das freundliche Erbieten, und empfahl sich dem Vicekanzler. Eine Stunde später stand er vor dem Oberhofmeister des Kaisers, und trug sein Anliegen vor.

Mit freundlicher Humanität den Bittenden anhörend, bezeugte der edle Freiherr seine Theilnahme an dem Schicksal des Sachsenfürsten, gab zu vernehmen, daß des Kaisers schwächlicher Gesundheitszustand und andre wichtige Geschäfte nicht die erwünschte Eile in der Sache Johann Friedrichs vergönnten,

doch wolle er Gelegenheit suchen, vor andern ernstern Geschäften den Kaiser über das Vorliegende Vortrag zu thun, und gern Hülfe und Vorschub leisten. Er möge nur dem Vicekanzler ausführlich mittheilen, was für Bittschriften überreicht werden sollten, und diesen um gute Förderung bittend ersuchen.

Herodes und Pontius Pilatus! dachte der Delegirte Elisabeths, und strömte in Dankesworte über. Auf dem Heimgange ermuthigte er sich zur Geduld, er dachte an den Segen aus der Ferne, der seine Schritte begleite, an den Blick der Liebe, der ihm folge, an Den, für den er wirkte, und so harrte er aus.

Am folgenden Tage war der Unermüdliche wieder bei Zasy; dieser sagte ihm, die Promotorialschriften habe er bereits in Händen, seine Ansicht sei jedoch, die noch ausseienden Fürbitten zu erwarten, dann solle der Doctor sie dem Kaiser persönlich überreichen, und um eine gnädige Resolution flehen.

Tage vergingen. Am Kaiserhofe nahmen die türkischen, venedischen und viele andere Gesandtschaften die den Geschäften gewidmete Zeit vollauf in Anspruch, und so nahte schon das Pfingstfest. Da, am heiligen Abend, langte der so sehnlich erwartete Bote mit Briefen aus dem fernen Thüringen an.

Ein günstiger Erfolg krönte endlich Martinus wackres Bemühen; am Pfingstmontag, früh nach neun Uhr meldete ihn der Oberkammerherr von Kalenberg, führte ihn ein, und der Doctor stand dem Kaiser gegenüber. Niemand als der Freiherr von Trautson war bei der Audienz gegenwärtig.

Der Abgeordnete verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll, und begann eine lange Rede an den Großmächtigsten, dessen ganzer Titel vorschriftmäßig hergesagt werden mußte, bevor die Hauptsache zur Sprache gebracht werden konnte. Nach dem Titel bat der Redner um Gehör, wie um Annahme der Schriften, bat um gnädiges Mitleid mit der hochbekümmerten Herzogin und den drei unschuldigen jungen Herrlein, wie um Gnade für den Gefangenen, und schloß mit Segenswünschen für die Person und Gesundheit des Kaisers und der Bitte um günstige Resolution.

Kaiser Maximilian hörte den gut überdachten Vortrag ruhig an, fast kalt, er nahm aus des Doctors Hand die Schriften, sah sie an, und sprach mit leiser Stimme: „Ja, das sind die übrigen Vorbitten!“ indem er sie an Trautson gab. Dieser nahm das Wort an des Kaisers Stelle, und sprach zu Martinus: „Sobald diese Fürbittschriften gelesen sind, werden sich kaiserliche Majestät in gebührlicher Antwort allergnädigst vernehmen lassen.“

„Wie ist es beschaffen um die geschleifte Feste Grimmenstein zu Gotha?“ fragte der Kaiser. „Wir hören, die Kosten der Abtragung belaufen sich höher, wie die der Erbauung?“

„Man sagt, um vierhundert zweiundvierzigtausend Gulden höher, Kaiserliche Majestät!“ erwiederte der Gefragte, und mit gerunzelter Stirn ließ Maximilian die merkwürdigen Worte hören: „Excessit medicina modum.“ Dann winkte er Entlassung.

Die Audienz war vorüber, die Antwort aber verzögerte sich. Der treue Geschäftsträger ward indeß nicht müde, er sollicitirte unablässig und ließ nicht nach mit Bitten, bis ihm erlaubt wurde, den gefangenen Fürsten zu besuchen, um von seinem Zustand und Befinden der fernen Herrin Nachricht ertheilen zu können. Lange wurde er hingehalten, endlich, am achtundzwanzigsten Juni, fuhr er auf dem glänzenden Spiegel des inselbesäten Stromes, durch die grünenden Auen der festen Gränzstadt zu, wo der geliebte Gefangene lebte und litt. Wie ein Pharus hob sich höher und höher gerade vor ihm der Berg, der die Feste von Preßburg trug.

Herzog Johann Friedrich war krank. Die Sorgfalt des Kaisers sandte ihm einen Arzt, und verordnete, daß Birkenfeld und noch ein Diener das Schlafgemach des Fürsten theilen sollten. Tröstende Zuschriften brachte der Arzt mit vom Obersthofmeister und vom Vicekanzler, des Inhaltes, der Herzog solle sich wohlhalten, und Geduld haben, seine Sachen sollten besser gehen, als er selbst vermeine. So halb aufgerichtet, halb körperlich und geistig verstimmt, beging er am zweiundzwanzigsten Juni in trüber Erinnerung versunken, das Jahresgedächtniß seines tiefsten Leidenstages, seines Einzuges in Wien.

Ein Bote aus der Heimath ward ihm gemeldet, ein Doctor Martinus Fehling, den er nicht kannte; er harrte gespannt dieses Boten, der trat ein, und ein Treuer lag zu seinen Füßen.

Staunen, Ueberraschung, Freude, — o wie stürmten alle Gefühle auf den Herzog ein! Was gab es nicht alles zu fragen, zu berichten, und wieder zu fragen! Johann Friedrich hatte wieder, nach so langer Zeit, rasch entfliehende Stunden, und diese machten ihn wieder gesund. Den Abend und den ganzen folgenden Tag blieb der Gast im traulichsten Zwiegespräch mit dem Herrn, und aus ihren Gesprächen rankte Hoffnung nach oben, einer Passiflore gleich, die sehnsüchtig ihre grünen Arillen allenden anklammert. Mit Schmerz und mit Hoffnung sah der Herzog den Doctor scheiden.

Dieser empfing aus Johann Friedrichs Hand Briefe an Zasy und Trautson, nicht minder an Elisabeth, und einige türkische Seidentücher für sie. Niemand, selbst Birkenfeld und Godel nicht, vermuthete in dem Doctor den, der er früher gewesen war.

Und nochmals gelang es der Bemühung des Doctor Martinus, zur Audienz zu kommen bei Maximilian. In dessen Gegenwart eröffnete Zasy, daß der Kaiser wohl ein besonderes Mitleid mit Elisabeth trage, jedoch die Erledigung des Herzogs nicht in des Kaisers Hand allein stehe, doch wolle er in Betracht der vielen und stattlichen Intercessionen und Bittschriften fernere Maßregeln zu nehmen nicht unterlassen.

Dem Abgeordneten blieb bei dieser unerwarteten und lauen Vertröstung nichts anders übrig, als in Unterthänigkeit zu bitten, ihm diese Versicherung schriftlich und besiegelt an die Herzogin einhändigen zu lassen, und nochmals demüthig die kaiserliche Gnade für den gefangenen Fürsten, dessen geliebtes Gemahl und die drei Prinzen anzuflehen.

Die Treue des Dieners mochte den Kaiser rühren; er neigte bewilligend das Haupt und reichte ihm gnädig die Hand zum Abschied.

Am andern Tage speiste Martinus bei Zasy, und empfing von diesem nochmals die tröstlichsten Zusicherungen. „Ich wollte," sprach der Vicekanzler „ich dürfte dem Herzog schreiben, wie ich gegen ihn gesinnt bin. Zeigt Eurer gnädigen Frau an, geehrter Herr, daß in kurzer Zeit die Sache guten Gang gehen solle, auch wegen des Unterhaltes des Gefangenen. Wir wollen einen Commissarius deshalb nach Weimar senden. Der Kaiser will, daß gegen den Herzog und seine Söhne so gehandelt werde, daß es dereinst zu verantworten sei." —

Der erfreute Mann schrieb einen ausführlichen Bericht über den Erfolg seiner diplomatischen Sendung in die Heimath, er hatte gethan, was er vermocht; ein großer Schritt näher zum Ziele erfüllter Hoffnung war geschehen, und noch immer blieb und wirkte er, bis er wieder den schönen Gefilden der Kaiserstadt Lebewohl sagte, und die Heimreise antrat. Ein liebendes Herz schlug ihm dort entgegen, bereit, ihn reichlich für seine Treue zu lohnen. Nicht

länger sich verweigernd, sank ein treues Weib in seine Arme, und des Priesters Segen vereinigte die, welche in Jugendtagen sich fanden, und — von widrigen Geschicken fern von einander gehalten, in ein reiferes Alter die keusche Vestaflamme der Liebe trugen, und noch, wenn nicht mehr an Jahren, doch an Gefühlen jung — eines reinen Glückes eines durch das andere theilhaft wurden.

Herzog Johann Wilhelm war mit seinem kleinen Kriegsheer von dem zweck- und erfolglosen Feldzuge nach Frankreich im Juni wieder heimgekehrt. Elisabeth hatte die geliebte Schwester wieder verlassen, und hatte sich nach Eisenach zurückbegeben. Wie einen Boten des Heils begrüßte die trauernde Fürstin den Mann, der so thätig gewesen war für sie, für den Gatten, der ihn gesehen, gesprochen hatte, der Grüße, Briefe und Gaben brachte. Ihr Herz feierte eine schöne Stunde, die erste wieder nach langer trauriger Zeit. Als der Sturm der Freude in dem treuen Busen allmählig sich legte, übergab der Zurückgekehrte das schriftliche Dokument, die Antwort auf seine Werbung, und antheilnehmende Liebe weihte allseitig seinem erläuternden Vortrag ein offenes Ohr. Leider lautete nur das geschriebene Wort minder ermuthigend als das mündlich gesprochene gelautet hatte. Der Kaiser hatte, neben den freundlichsten Beileidsbezeugungen und Gnadenversicherungen ausdrücklich schreiben lassen, er finde, daß die Angelegenheit des Herzogs jetzt nicht lediglich in seiner Hand stehe, und diese wäre von solcher Beschaffen-

heit, daß er nicht befugt sei, eigenmächtig über die Befreiung des Gefangenen zu disponiren. Er wolle jedoch die Fürbitten an die Orte gelangen lassen, wohin es sich gebühre."

„Das heißt an die Todfeinde!" erläuterte Elisabeth wehklagend. „O mein Johann! Es ist alles, alles vergebens!"

Die tiefbekümmerte Fürstin überließ sich jetzt dem Ausbruch ungehemmten Schmerzes und eine lange Zeit blieb der tröstende Zuspruch ihrer Umgebung erfolglos. —

Und ein Monat um den andern ging vorüber, ein Jahr reihte sich an das andere. Nochmals schrieb die Herzogin in den flehendsten Ausdrücken an den Kaiser und an die Kaiserin. Sie stellte vor, daß ihr jämmerlicher Zustand ihr Tag und Nacht vor Augen stehe, daß je mehr sie die Kinder anschaue, je mehr sie des Gemahls und seiner Kränklichkeit gedenke, ihr Leiden wachse, und so unaussprechlich werde, daß es nicht allein ein menschliches Herz, sondern einen Stein erbarmen müsse. Sie sagte wiederholt dem Kaiser, daß sie Niemand unter der Sonne und auf der Erde habe, außer nächst Gott ihn, den sie um Milderung ihres Schmerzes anflehen könne, und demüthigte sich, wie nur gränzenlose Liebe zu Gatten und Kindern, hingebendste Treue sich zu demüthigen vermag.

Des Kaisers Antwort war fast immer die nämliche. Versicherung des Mitleids, Wunsch, es möchte alles das nicht vorgefallen sein, was so viele Bitten

jetzt nothwendig mache, Zusicherung kaiserlichen Schutzes, und Bezug auf die frühern Erklärungen, daß die Erledigung Johann Friedrichs nicht bei dem Kaiser stehe. Endlich Vertröstung auf einen bevorstehenden Reichstag.

Jetzt begab sich Elisabeth nach Heidelberg zum Vater. Sie nahm die Kinder mit sich, ihre Treuen begleiteten sie.

Der Gefangene wurde allmählig seine Einsamkeit gewohnt. Er beschäftigte sich viel mit Briefschreiben und verfaßte viele Gebete und rythmische fromme Betrachtungen. Im August des Jahres 1568 wurde der Umgebung befohlen, ihn wieder Herr zu nennen, und er trug dieses Ereigniß dankbar in sein Diarium. Alles war ihm wichtig; da ihm größeres Leid, als das, welches er jetzt mit dem gefaßten Gemüth eines Christen ertrug, kaum wiederfahren konnte, so wurde ihm nun bedeutungsvoll, was nur in irgend einer Beziehung zu seiner Persönlichkeit trat. Er konnte nachdenken über eine Fledermaus, die er eines Morgens auf seinen Socken fand, er konnte sich innig freuen über kleine Aufmerksamkeiten, welche ihm von antheilnehmenden Edeln erwiesen wurden. So bekam er einen Hund geschenkt, der ihm viele Freude machte. Die Grafen von Salm sandten ihm öfter Hasen, die er gern aß. Lebhaft beschäftigten seine Träume die Phantasie des Gefangenen. Er sah sich als tapfrer Vertheidiger einer Festung, und schoß aus großen Stücken alle Feinde über den Haufen. Auch achtete er auf den Stand

der Sterne, schuf sich bedeutungsvolle Bilder aus Wolkenformen, die sich oft magisch und prachtvoll an dem unermeßlichen Horizont bildeten, den die hohe Feste über Preßburg beherrschte. Immer treu und liebend dachte er der Seinen, und feierte im Stillen die Tage ihrer Geburt. Er selbst wurde am achten Tage des Januar 1569 vierzig Jahre alt. Sein ältester Sohn wurde im Februar deren sechs, Johann Casimir im Juni fünf, Johann Ernst im September zwei. Ein langes metrisches Gebet eines Christen in Noth, Trübsal und Gefängniß, floß, gläubige Zuversicht athmend, aus der Feder des fürstlichen Dichters, und eine Paraphrase des achtunddreißigsten Psalms.

In stillen Nachtstunden hörte man bisweilen den melodischen Gesang einer Männerstimme bebend erklingen. Der Herzog sang in seiner Einsamkeit:

„Wie's Gott gefällt, so woll's ergahn
In Lieb und auch im Leide.
Dahin mein Sach will g'stellet han,
Daß sie mir sollen beide
Gleich gefallen wohl,
Darum mich soll
Ja oder Nein nit schrecken.
Schwarz oder weiß,
Soll's sein, so sei's!
Dann wird Gott Gnad erwecken.“ —

Der Herr war bei ihm, und mit seinem Geist.

Zweites Kapitel.

Man schrieb schon das Jahr 1570, der Gefangene weilte immer noch unerlöst, und sandte die Tauben seiner Hoffnung, Gebete und Wünsche aus der Arche des Schmerzes hinaus, das Land der Freiheit zu suchen, sie kehrten aber alle zurück und keine brachte ein grünendes Oelblatt mit. Und dennoch ließ Johann Friedrich nicht ab zu hoffen. Es gehörte viele Stärke des Gemüthes dazu, nach den fehlgeschlagenen Hoffnungen eines ganzen Lebens immer noch dem trügerischen Zauberweibe anzuhangen, das so schmeichelnd buhlt, so listig umgarnt, und selbst ihre Betrogenen noch an unsichtbaren Fäden hält und gängelt. Als Krankheit den beklagenswerthen Fürsten auf das Lager warf, duldete er ergeben, und als

der Engel der Genesung genaht war, äußerte er sich froh und dankbar, schrieb ein Gebet nieder: Danksagung zu Gott, für gnädigen Segen, so er mir verliehen, und durch seine Allmacht mich aus Schwachheit errettet, auch sonst Besserung in meinen Sachen und gnädiges Aufkommen verliehen. In diesem Gebet bittet er Gott, ihm des Kaisers Herz wieder ganz in Gnaden zuzulenken, vergiebt seinen Feinden und stellt alles in den Willen des Höchsten. Treuliebend gedenkt er der Seinen mit den Worten: „Mein Gemahl und Kinder regiere auch durch Deinen Geist, o Herr, daß sie gern Dir folgen."

Noch ein anderes Dankgebet in Reimen verfaßte der Herzog, und aus trüben Stunden der Zweifel, wo der Schmerz wie ein Versucher zu ihm trat, rettete sein besseres Selbst seine zagende Seele wieder in die tröstenden Gefilde der heiligen Poesie; er umschrieb, ein gefangener Christ, wie er sich in der Ueberschrift nannte, den zweiundvierzigsten Psalm, Davids schmerzlich stöhnende Klage. Wenn es auch nicht gelang, die metallene Sprache der Bibel wieder klingen zu lassen in dem breiten Rythmenstrom der Paraphrase, so erhob doch die Arbeit den gefangenen Sänger, und vergeistigte sein schweres Leid. War es doch wie aus seiner Seele geschrieben, das Wort des Psalmisten: „Mein Gott, betrübt ist meine Seele in mir, darum gedenke ich an Dich im Lande am Jordan und Hermonim. Deine Fluthen rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen. Alle Deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich!" —

„Der Herr hat des Tages verheißen seine Güte, und des Nachts singe ich ihm, und bete zu dem Gott meines Lebens."

„Ich sage zu Gott, meinem Fels, warum hast Du mich vergessen?" —

Und da der Herr, auf den Johann Friedrich hoffte, auf sich harren ließ, so leitete ihn sein Kummer zum siebenzigsten Psalm, über den er eine Auslegung in lateinischer Sprache schrieb.

Während der Gefangene so auf eine würdige und edle Weise seine Leiden trug, und seinen Kummer bewältigte, setzte sein treues Weib mit einem Eifer, der kein Ermüden kannte, ihre Bemühungen für ihn und ihre Kinder fort. Elisabeths große Seele griff nach jedem Stab, nach jeder Ranke der Hoffnung. Sie gewann es über sich, dem Schwager, der sogar nichts that für seines Bruders Befreiung, der ihn bis in den Tod zu hassen schien, wieder unter die Augen zu treten, denn daß Herzog Johann Wilhelm jene allgemeine Fürbitte unterzeichnete, konnte er nicht umgehen, oder er hätte seine unbrüderliche Gesinnung laut vor allen fürstlichen Ständen des Reichs bekennen müssen. Johann Wilhelm wollte herrschen über ein ungetheiltes Land, und die jungen Kinder des Bruders flößten ihm mehr Furcht ein, als ein Kriegsheer vermocht hätte. Und als Elisabeths eigener Bruder um die Hand der zweiten Tochter des Kurfürsten August warb, und deren Hand ihm zugesagt wurde, erblickte sie auch in dieser Verbindung ein gutes Zeichen für ihre

eigenen Wünsche, obgleich sie die Meinung Vieler theilte, daß aus dieser Verbindung ihrem Bruder kein Glück erblühen werde. Sie hoffte für den Gemahl von der neuen, nahe Verwandtschaft.

Im September des Jahres 1570 zog Herzog Wilhelm mit großem Gefolge zum Reichstag nach Speier. Seine Gemahlin sollte ihn in ihre Heimath begleiten, die geliebten Aeltern wiederzusehen. Elisabeth, welche der Schwester bei derem Wochenbette im Mai eine treue Pflegerin gewesen war, wünschte sich gleich stark, das Vaterhaus einmal wieder zu begrüßen, und ihre Angelegenheit lebhafter als bisher gefördert zu sehen, daher schloß sie sich als Begleiterin an, während die Söhne in guter Obhut bei ihren Gespielen, den kleinen Vettern blieben.

Die prangende Pfalzgrafenresidenz erfüllte niegesehene Pracht. Kurfürst Friedrich der Dritte hatte die ganze im benachbarten Speier vereinte Fürstenversammlung gastlich zu sich entboten. Die Einladung wurde angenommen, und so sah ein festlicher schöner Herbsttag, während Winzerjauchzen von allen rebenreichen Höhen der Bergstraße schallte, den stattlichen Fürstenzug Heidelberg und dem hochragenden Schlosse nahen. Der Kaiser Maximilian, die Kaiserin Maria mit ihren Töchtern: Prinzessin Anna, Verlobte König Philipps von Spanien, und Prinzessin Elisabeth, die Verlobte Karls von Frankreich bildeten schon mit ihrem zahlreichen Gefolge in Karossen, prunkenden Sänften und auf den auserlesensten Pferden einen glänzenden Aufzug, doch nach diesem

entfalteten auch die Kurfürsten und übrigen Stände des Reiches, so viel deren in Speier versammelt waren, alle erdenkliche Pracht. Droben aber in dem herrlichen, zum Empfang so hoher Gäste auf das angemessenste ausgeschmückten Schlosse empfing die Ankommenden der Kurfürst mit seiner zweiten Gemahlin, seinem Sohn Johann Casimir und dessen Gemahlin Elisabeth, deren Hochzeitfest nur erst im verflossenen Monat Juni in demselben Freudenhause mit allem Festesglanze und Pomp begangen worden. Nicht minder standen mit Reverenz zum Empfang bereit Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen, der Schwiegersohn und die Tochter des Kurfürsten, Dorothea Susanna, mit Prinzessin Kunigunde Jacobäa; Friedrichs Bruder, Pfalzgraf Richard, dessen Gemahlin und andere fürstliche Anverwandte und Anverwandtinnen. Eine nur fehlte, obwohl sie anwesend war auf dem Heidelberger Schlosse; Elisabeth, die trauernde, weilte einsam in ihrem Zimmer, sich entziehend dem Geräusch der Festlichkeiten, und im stillen Gemach zum Himmel flehend, daß dieser ihr und des Vaters geheim besprochenes Vorhaben segne.

Gertruds Hand hatte die Herzogin geschmückt, so viel diese selbst Schmuck zuließ, der ihrer Lage, wie sie aussprach, nicht ziemte, und die leidende Fürstin hatte Sorge getragen, daß auch in ihrer äußern Erscheinung die Trauer sich künde, die ihr Gemüth empfand. Ein sehr kleines barettähnliches Mützchen, von schwarzem Sammt mit Perlenverzierung, bedeckte das Haupt, das schon so sorgen-

müde war. Die Locken fielen ungezwungen und natürlich. Eine feingefältelte zarte Spitzenkrause umgab anmuthig Kinn und Hals, eine Schnur großer Perlen lag den Hals engumschließend über der Krause. Ueber den schwarzen Sammt des Obergewandes, mit Seide aufgebufft, hingen reiche Perlenschnüre bis über die Mitte der Brust herab; die am Oberarm weiten, am Unterarm enganliegenden Aermel umschlossen feine zurückgeschlagene Spitzenmanschetten und kleine Perlenreife, statt der Armbänder. Der breite Saum des weiten Obergewandes war viermal mit weißen Borden besetzt. Die weißen Atlasschuhe wurden kaum sichtbar, da der nach unten fast pyramidenförmig und steif abfallende schwere Stoff des Rockes den Füßen kaum gestattete, über dessen Umhüllung heraus, sich zu zeigen. Das Unterkleid war gänzlich schmucklos, von schwarzer Seide. Während in dem größten, mit Fahnen, Standarten, Trophäen und Ritterbildern ausgeschmückten Saale des geräumigen Schlosses, das von Dienerschaft und Gefolge durchwimmelt war, die Fürstenversammlung sich ordnete, traten von Edelfrauen und Hofdamen begleitet, die noch jugendliche Stiefmutter Elisabeths: Maria, geborene Gräfin von Meurs und Nuwenar, und die geliebte Schwester freundlich zu dieser ein. Die Mutter umfing sie schwesterlich, küßte sie, und sprach: „Euer Vater sendet mich, theure Tochter, Euch in den Saal zu geleiten. Fasset Muth zu Eurem großen Vorhaben, und geht mit starker Seele neben mir.“ — Elisabeth hob betend die Hände empor und sprach

mit Inbrunst: „Hilf himmlischer Herr, höchster Hort!“ nahm ihr feines Taschenbuch und gab der Stiefmutter den Arm; die Schwestern folgten. Ehrerbietig gaben im ersten Zimmer eine Anzahl dienender Hoffrauen Raum, in einem zweiten standen befreundete Fürstinnen gereiht, im dritten stand mit seinen Söhnen der Vater, und empfing die geliebteste Tochter mit einem freundlich aufrichtenden Wort. Die Flügelthüren rauschen auf. Auf hohem Throne unter Purpurbaldachinen sitzen Kaiser und Kaiserin, die blühenden Töchter ihnen zur Rechten und Linken. Auf erhöhten Prachtsesseln haben die Wähler des Reiches Platz genommen, zur rechten des Thrones die geistlichen, zur Linken die weltlichen Kurfürsten. Und Sessel reiht sich an Sessel, auf jeglichem sitzt ein deutscher Fürst oder eine deutsche Fürstin, entfernt sind alle nicht Ebenbürtigen, die nicht dem großen Verbande angehören, der über das deutsche Reich seine Scepter hält. Es ist ein großartiger Familienact, der hier sich abspielen soll, sind doch die hohen Häuser aller Anwesenden fast durchgängig gegenseitig verbrüdert oder verschwägert. Alle erheben sich grüßend und ehrerbietig von ihren Stühlen, nur der Kaiser und die Kaiserin behalten Platz. Demüthig schreitet an der Hand der Kurfürstin Elisabeth in den Saal, sie neigt sich beim Eintritt, sie neigt sich in der Mitte, sie neigt sich tief, als sie dem Throne angemessen genaht ist. Dann sinkt sie auf ihre beiden Kniee nieder, und die Mutter knieet ihr zur linken. Und die den Beiden gefolgt waren,

Dorothea Susanna, Kunigunde Jacobäa, Anna und Elisabeth, Johann Casimirs Neuvermählte, und die dienenden Edeldamen allzumal warfen sich nieder vor dem Kaiserthron, ein Anblick, der jedes fühlende Herz in seinen tiefsten Tiefen erschüttern mußte. Sechs Frauen, deren Häupter Kronen trugen, beugten diese Häupter zum Staube. Und Elisabeth — hätte sie in diesem ergreifenden Moment vermocht zu sprechen? Ein Thränenstrom entquoll den schönen Augen, ein stöhnender Seufzer, der „Gnade!" klang, entrang sich der gequälten Brust. Und kein andrer Laut ist hörbar im Saale, als der Laut des Schmerzes, heiße Seufzer, mühsam verhaltenes Schluchzen. Kummervoll und bewegt blicken die fürstlichen Verwandten zum Throne auf. Jetzt tritt der Kurfürst, der Vater, nahe heran, und spricht laut und Allen vernehmbar, Worte der Sühne und der Fürbitte für den, der im Elend schmachtet. Er führt das Wort für Alle, das deutsche Reich spricht durch Friedrichs Mund zu seinem Verweser. Um Gnade für Johann Friedrich bittet er, und Wiedereinsetzung von dessen unmündigen und unschuldigen Söhnen in ihr Erbland. Und Kurfürst August zu Sachsen steht neben ihm, er sieht seine eigene Tochter auf den Knieen liegen, mitbittend für den Todfeind, und darf zu Allem, was er sieht und hört, nicht Nein sagen, denn er ist der nahe Agnate, ist Mitvormund derer, für welche gebeten wird. Im nächsten Grade denen verwandt, denen des Schwiegervaters kräftiges Fürwort gilt, steht Herzog Johann Wilhelm

zu Sachsen; seine Gemahlin hilft durch ihre Demüthigung den Prinzen ein Erbe erflehen, das an ihre eignen Söhne gelangte, wenn diesem Flehen kein Gehör gegeben würde. Martern im Innern, die kein Auge sieht, keine Feder zu schildern vermag.

Und lange, bevor der Kurfürst die wohlüberdachte Rede zu Ende gebracht hat, hat sich Maria erhoben, ist herabgestiegen vom Throne, und hat die fromme Dulderin an ihre Brust emporgezogen, und der Kaiser, gerührt und ergriffen, winkt den fürstlichen Damen aufzustehen. Nur die Edelfrauen knieten noch, der Etikette gemäß, bis auch ihnen, sich zu erheben vergönnt ward. Mit seiner leisen, und nur Nahestehenden verständlichen Stimme erwiederte Maximilian: „Wir haben mit großem Bedauern und ungern gesehen, daß die Sache dahin gekommen, wohin sie gedieh. Das Reich hat zu entscheiden, nicht Wir. Die Stände haben beschlossen, an dem Herzog die Reichsacht zu vollziehen, ihn in Haft zu halten, und in Kraft der Gesetze gegen einen Aberächter ihn und die Seinen ihrer Länder verlustig gehen zu lassen. Was auf diese Weise einstimmig beschlossen ward, können Wir für Uns und eigenmächtig nicht aufheben. Wir wollen aber bei unsrer Rückkehr nach Speier der gesammten Reichsversammlung Deine Bitten vortragen lassen, darüber berathschlagen, und gern günstigen Beschluß bestätigen, und wollen euch vor allem herzlich gönnen, wenn den Söhnen des Geächteten das Land ihres Vaters von den Ständen wie-

der zugesprochen wird." — Auch an Elisabeth richtete Maximilian einige tröstende Worte.

In gewählter Rede dankte der Kurfürst von der Pfalz dem Kaiser für den Ausdruck so gnädiger Gesinnung, und dieser Act war vorüber. Die fürstlichen Frauen begleiteten zum Theil Elisabeth, die mit etwas leichterm Herzen den Saal verließ, nach ihrem Zimmer, theils suchten sie die eignen, um bald nach dieser ernsten Vereinigung anderen heiterer Art und dem Geräusch eines prunkvollen Banketts zugeführt zu werden.

Der Kurfürst von Sachsen und der Herzog von Sachsen gingen jeder gedankenvoll seinen Gang. Jeder von Beiden trug Groll und Erbitterung gegen den Andern im Busen. Die Freundschaft, die zum Verderben Johann Friedrichs so brüderlich beide Hände bot, hatte einen Riß bekommen, denn der Eigennutz hatte sie geknüpft; der Knoten eigennütziger Freundschaft ist aber in den meisten Fällen eine zusammengerollte rasch aufschnellende Giftschlange.

Der Kaiser hielt Wort. Die erbetene Restitution kam zur Berathung des Reichstages. Nach mancher Debatte, nach manchem Einwurf des Kurfürsten von Sachsen, der sich also verhielt, daß die Reichsstände ihn durch die formelle Erinnerung beschämten, er möge sich milde erzeigen gegen die

unschuldigen Kinder seines gefangenen nahen Vetters, kam es dahin, daß auch August für die Wiedereinsetzung stimmte, hatte er doch den heimlichen Triumph, den neuen Feind durch die Entziehung des schon fast als Eigenthum geglaubten Landes gekränkt und geärgert zu sehen. Elisabeth harrte ängstlich jeder Nachricht vom Reichstag entgegen. Ein Treuer ritt ab und zu von Heidelberg nach Speier, und wieder mit neuen Nachrichten zurück, die der Vater sandte, und so erfuhr sie alles Günstige schnell, was ihr Herz zu erfreuen vermochte.

Es war der Morgen des 7. Decembers. Elisabeths Gedanken waren in die Ferne gerichtet, nach dem österreichischen Kerker. Theilnehmend und guter Wünsche voll, umgaben ihre Angehörigen die unglückliche Fürstin. Theilnahme that ihr wohl, wie ohnmächtig aber Wünsche waren, hatte sie hinlänglich erfahren, denn noch war ihr nichts, auch das kleinste nicht, gewährt worden. Nicht die Freilassung ihres Gemahls, nicht die erbetene Wiedereinsetzung seiner unschuldigen Söhne in ihr väterliches Land, nicht die Erlaubniß, den Gefangenen besuchen, seine Haft theilen zu dürfen, sein trauriges Loos zu erleichtern. Der Doctor Martinus trat ein, von Elisabeth mit wehmüthiger Freundlichkeit empfangen. Sein Gesicht zeigte eine ungewöhnliche, fast strahlende Heiterkeit. „Gott gebe Euch einen frohen Tag, hohe Frau!“ begann Martinus: „und lasse Euch noch der Freuden viele erleben. Er erhalte Euch und die jungen Herrlein gesund und wohl, und

erfülle endlich nach seiner Gnade die Wünsche, die Euer Herz hegt!"

„Ich danke Euch! Gott sei mit uns Allen!" erwiederte die Herzogin.

„Ich hoffe nun, daß es bald besser werden soll, gnädige Fürstin," fuhr der Sprecher fort. „Gestern ward in kaiserlicher Geheimkanzlei ein Decret für Euch ausgefertigt, hier ist es."

„O gebt! Nein! leset es mir vor! Ich zittre für Schmerz und Freude!" rief Elisabeth lebhaft, und Jener löste das Siegel.

Das Schreiben war lang, und enthielt zum Anfang die üblichen Redensarten, Formeln und Entschuldigungen, dann weckte es die Hoffnung auf Restitution der Söhne.

Elisabeths Herz schlug freudig dankbar. „Das Beste kommt zuletzt, gnädige Frau!" sprach der Mittheilende, und las wörtlich: „Daneben sind kaiserliche Majestät des gnädigen Erbietens, Ihn, den Herzog, in leidlicher fürstlicher Custodie mit Gnaden zu halten, und so die Frau Suplikantin Ihn künftig zu besuchen entschlossen, ihr dasselbe nach Gelegenheit gnädiglich zu verstatten."

„Himmel! Ich darf zu ihm! O sei gepriesen, Allmächtiger!" rief Elisabeth, und den milden Augen, der Kummerzähren bisher so gewohnt, entströmten Thränen der Freude.

Während die treue Herzogin eifrig bemüht war, alles zu ihrer Abreise nach Oesterreich vorzubereiten und anzuordnen, verfloß unaufhaltsam die Zeit, und weit länger, als ihrer Sehnsucht erwünscht war, verzögerte sich die Reise.

Erst am zehnten Januar kehrte sie nach Weimar zu ihren Kindern zurück, und wandte sich dann wieder nach Eisenach. Nicht lange darauf wurde den Söhnen Eisenberg zum Aufenthaltsort bestimmt, und ihnen ein Hofmeister, Hans Bruno von Pölnitz gehalten.

Wieder blühte ein Frühling auf, und Johann Friedrich sah aus den Fenstern des hohen Schlosses weit hinein in die Gefilde Ungarns, sah, wie die Auen zu grünen begannen, die Ufer des stolzen Stromes sich schmückten, dieser selbst aber allzumächtig genährt mit dem Wasser der Gebirge, anschwoll und an manchen Stellen überfluthete. Um diese Zeit trug abermals ein Donauschiff auf reissenden Wellen zwei Abgeordnete nach Wien, davon der Eine dem Herzog wohl bekannt war, der andere war jener Göttich oder Jöttich, damals Baumgärtners Gefährte bei dem Ritt aus Gotha, der dem Patrizier so übel bekam, jetzt kurfürstlich Pfälzischer Kanzlei-Secretar.

Johann Friedrichs Herz schlug erfreut, als er den Mann wiedersah, der so unermüdlich die Mission erfüllte, zu welcher der letzte Wille eines verehrten Todten ihn berufen. Die damalige Sendung hatte einen sehr ernsten Zweck; der Herzog saß aufmerksam den Abgeordneten gegenüber, die ihm, wie

sie ihm kund gethan, Vieles zu sagen hatten. Martinus überließ aus innern Gründen seinem Begleiter die übliche formelle Einleitung, die Entledigung der Grüße von dem alten Kurfürsten und Pfalzgrafen, von Elisabeth, die Mitleidsbezeugung mit dem noch immer währenden traurigen Zustand, und die Anwünschung erfreulicher Gesundheit — denen die von allen Seiten stets wiederholten Aussprüche hinzugefügt waren, es möge der Herzog sich und die Seinigen nicht selbst in die Trübseligkeit gebracht, sondern sich zu rechter Zeit der bewußten verführerischen Leute entschlagen haben. — Wünsche, zu denen der Herzog leise lächelte, worauf, als Göttich zu Ende war, Martinus das Wort nahm: „Euer Schwiegervater, der Kurfürst zu Pfalz, fürstliche Gnaden, läßt Euch, hoher Herr, unter Versicherung des innigsten Mitleids und des aufrichtigsten Wunsches Eurer Erledigung, wissen, daß Fleiß und Mühe nicht gespart worden, auf alle Weise für Euch zu intercediren. Wenn auch noch nicht alles erlangt wurde, so wird Euch doch die Nachricht mit Freude erfüllen, daß Eure Söhne wieder in ihren Landesantheil, mit Ausnahme der assecurirten Aemter, eingesetzt werden sollen, wenn zuvor durch zwei Grafen in Eurem und ihrem Namen Abbitte gethan worden.

„Gottlob!" sprach der Herzog und nichts weiter.

„Ferner verordnet der Kaiser," fuhr der Redende fort: „daß binnen drei Monaten die Abtheilung zwischen Euern Söhnen, und Euerm Bruder erfolge, zu der die Kommissarien bereits ernannt sind. Die

Vormundschaft über Eure Söhne behalten Euer Schwiegervater, und die Kurfürsten zu Sachsen und Brandenburg.

„Ich wünschte, ich hörte den Kurfürsten zu Sachsen nicht mehr nennen!" bemerkte unangenehm berührt, der Herzog.

„Die betreffenden Dokumente brachten wir mit uns, und legen dieselben Euch vor," sprach der Doctor weiter; „aus diesen erseht Ihr, daß die Alimente für Euch und Eure fürstliche Familie fortan aus den Landesantheilen Eurer Söhne zu bestreiten sind."

„Ich habe den Raben geboten, daß sie dich sollen versorgen!" flüsterte Johann Friedrich düster vor sich hin. „Meine Thränen sind meine Speise Tag und Nacht."

„Nichts ist unversucht geblieben, lautet ferner unser Auftrag an Euch," fuhr Martinus fort: „was zur Erledigung aus Eurer beschwerlichen Haft dienen konnte, doch leider alles erfolglos, und aus den Schriften ist zu ersehen, daß, obgleich die Stände des Reichs die ganze Sache dem Kaiser anheimgestellt, diese doch mit dem Kurfürsten, den Ihr ungern nennen hört, durchaus verhandelt werden muß. Da nun die Sache dermalen gut im Gang, so lassen die Euern Euch freundlich bitten, Ihr möchtet doch, um aus dem Kreuz zu kommen, ein Mittel ergreifen, das nur bei Euch selbst steht, und das Einzige ist, wenn Ihr Euch geholfen sehen wollt."

„Das Mittel kennen und — verwerfen wir!" fiel der Herzog mit Stolz in die Rede. „Es heißt Demüthigung, und diese erlebt, so wahr Gott lebt, August nicht von uns."

„Ich richte meinen Auftrag aus, hoher Herr," erwiederte Martinus bescheiden: „darum zürnt nicht meinem Wort, nicht mir. Ja, so lautet es wörtlich, was uns befohlen ward, Euch anzurathen; Ihr sollt gegen jenen Fürsten ein ganz freundliches, klägliches Brieflein schreiben, und —"

„Pater peccavi sagen! Nimmermehr!" fuhr der Herzog auf. „Ich habe mich genug erniedrigt, bin genug erniedrigt worden, schmachte vier Jahre lang im Kerker, und soll noch bitten? Ich habe geschrieben, und bin ohne Antwort gelassen worden!"

„Eure Entrüstung legt uns Schweigen auf!" erwiederte Martinus: „obschon unsre Instruction sich noch viel weitläufiger über das verbreitet, was wir Euch bitten sollen, zu thun. Ich unterstehe mich, sie Euch zu überreichen."

„Zeigt her, zeigt her!" rief der Herzog rasch, und schlug die Blätter der Schrift schnell um, seine Blicke jagten über die Zeilen.

„Danken — er hätte das beste zu Speier für mich gethan? — blöde Lüge — nochmals bitten — um Versöhnung — mich unterordnen, Treue geloben, und wenn das nicht genug, alles thun, was nur irgend die Ehre gestatte!" rief abgebrochen der Herzog vor sich hin: „Nein und abermals nein! Die Ehre gestattet es eben nicht! Ich soll täglich für ihn

beten! Hahaha, das ist denn doch viel angesonnen!— soll die Söhne ermahnen, daß sie das auch thun. Auch der Frau soll ich schreiben — auch anbetteln! Mit Nichten! Mit Nichten! Da nehmt, da nehmt! Ich ärgere mich, wenn ich das lese.“ Aufgeregt gab der Herzog die Instruction zurück.

Die Beauftragten erschöpften ihre Redegabe pflichtgemäß, um ihrer Sendung zu entsprechen, denn der Fall, daß Seine Liebden sich auf ihre Anträge „etwas hart stellen“ werde, war vorgesehen in der Instruction; sie führten die neue nahe Verwandtschaft mit August an, sprachen die Befürchtung aus, die günstige Zeit, Versöhnung zu erlangen, möge ungenützt verstreichen, die Kosten seiner Haft immer höher anwachsen, sie erinnerten an Elisabeths Schmerz, an das Leid der Kinder, sie baten sogar, der Herzog möge doch als Mensch, der irren und fallen, sich aber auch wieder aufrichten könne, den Kurfürsten, und als Christ verzeihen; seiner nicht voll Hasses gedenken.

„Darauf habe ich euch zu antworten,“ sprach der Herzog: „daß ich es so halte, wie August selbst. Als ich in meinem tiefen Elend zu Dresden ihn bittend um Aussöhnung ansprach, und mich reut tausendmal, daß ich's gethan, da gab er mir zur Antwort: Im Herzen weiß ich mich gegen Dich als ein Christ zu verhalten, die Sache befehle ich Gott, und was Deine Verbrechen angeht, lasse ich es bei dem Gang des Rechtes bleiben und bewenden.“

Vergebens wurde dem, durch böse Erinnerungen Aufgebrachten, noch vorgestellt, daß seine Weigerung

von Niemand für Standhaftigkeit, sondern von Jedermann für Hartnäckigkeit geachtet werden müsse. Der Herzog schloß die Audienz mit den Worten Nahums des Propheten: „So spricht der Herr: sie kommen so gerüstet und mächtig als sie wollen, sollen sie doch umgehauen werden und dahin fahren. Ich habe dich gedemüthigt, aber ich will dich nicht wiederum demüthigen. — Sagt denen, die euch sandten: Ich habe mich gedemüthigt, aber ich will mich nicht wiederum demüthigen.“ —

Wie sehr betrübend und niederschlagend diese Antwort auch war, im Grunde genommen, war es dem Gefangenen nicht zu verargen, daß er fest blieb gegen den befangenen Rath, dem Feind neuen Triumph zu gönnen, denn kein Funke Versöhnlichkeit glimmte in Augusts Herzen. Dies bezeugen dessen Antworten an die drei geistlichen Kurfürsten und Erzbischöfe und an die Herzogin Elisabeth, auf deren erneute Fürbitte. Den Kurfürsten schrieb er, daß ihn die vielen Vorbitten und Intercessionen für seine Feinde, die ihm nach Land und Leuten, Ehre und guten Leumund gestrebt, wie Johann Friedrich, befremdlich vorkämen; auch könne er nicht einsehen, welche Hoffnungen aus solcher Personen Freilassung zu schöpfen wäre. Stärkere und bindendere Versicherungen von Treue und Eintracht könnten nicht aufgerichtet werden, als mit Johann Friedrichs Vater sowohl, als auch mit diesem selbst errichtet worden wäre, und dennoch seien sie beiderseits gebrochen worden. Die Fürsten könnten daraus, daß er, der

Kurfürst, die Söhne des Gefangenen zur Restitution befördern helfen, hinlänglich ersehen, wie er seinen gerechten Unmuth habe fallen lassen; was Johann Friedrichs Person betreffe, so bleibe es bei dem einmal gefaßten Beschluß. Wolle man ihn erledigen, ihn wieder zu Land und Leuten kommen lassen, so hätte die Restitution der Kinder erspart werden können, und habe Zeit gehabt, bis zur Erledigung des Gefangenen. Der Kurfürst selbst bezog sich im Betreff der erbetenen christlichen Verzeihung auf die Worte, die er in Dresden zu Johann Friedrich gesprochen, und verbat sich fernere Intercessionen. An Elisabeth schrieb August, sie werde die Restitution der Söhne freundlich erkennen, und künftig wohl noch mehr als jetzt, und daraus entnehmen, daß er sich freundlich und vetterlich erzeigt habe. Dabei aber habe es sein Bewenden, denn daß er, August, sich selbst mit Fürbitten wegen der Person ihres Gemahls gegen irgend Jemanden belasten, oder sich auf irgend etwas einlassen solle, das sei nicht seine Gelegenheit. Auch erachte er, daß ihm solches nach der Dinge Hergang und Sachlage nicht gezieme. So schwand denn alle Hoffnung auf Befreiung des Gemahls, und Elisabeth, als sie diesen Brief empfing, zerfloß in Thränen.

Elisabeth hatte die Wartburg verlassen und weilte bei ihren Söhnen in Eisenberg sorgenvoll, im tiefen Kummer, denn immer noch verzögerte sich ihre Reise

dorthin, wohin ihr Herz sie zog. Und wie peinvoll war die Lage der edlen Fürstin, wie zerrissen Liebe und Schmerz ihr treues Gemüth! Wollte sie dem Gatten tröstend nahen, so mußte sie sich trennen von den geliebten Söhnen, die noch so sehr das wachsame Auge der Mutter, ihre zärtliche Sorgfalt bedurften. Wie innig hing sie, wie fest, an den Kindern, den Zeugen besserer schönerer Zeiten, den Pfändern einer hohen und reinen Liebe. Diesen mußte sie nun Lebewohl sagen, mußte sie wissen in den Händen der Miethlinge, mußte sie verlassen, wie eine Sterbende, denn wer sagte ihr, ob sie je den Tag der Freilassung ihres Johann erblicken, ob nicht Kummer und Gram sie bald dem Ziele der Endlichkeit entgegen führen werde? Fürwahr, es war ein großes, heiliges Liebesopfer, das Elisabeth ihrem Gatten brachte, da die Liebe zu ihm sogar die Mutterliebe in ihr überwältigte, und daß der Kampf ihr schwer wurde, unendlich schwer, ward dadurch bezeugt, daß es so lange dauerte, bis sie ganz den bittern Kelch zu leeren vermochte.

Eine schöne Gelegenheit in den Kaiserstaat zu gelangen, hatte sich im Sommer 1571 dargeboten, als ihr Schwager und ihre Schwester mit einem Gefolge von 200 Reisigen nach Prag fuhren, um die Lehen über Saalfeld und die Mitbelehenschaft von Böhmen zu empfangen, welcher Akt unter großer Feierlichkeit auf dem Hradschin vollzogen wurde. Aber August weilte ebenfalls dort, und ihm, den unversöhnlich Hassenden wollte Elisabeth nicht unter die

Augen treten, ja es hätte sie gepeinigt, jetzt, eine Hoffnungslose, mit dem Schwager zu reisen, der kein Gefühl hatte für den Schmerz, welcher sie verzehrte. Die Fürstin wandte ihr Auge lieber nach Erfurt, wo im Juli die Räthe und Commissarien sich versammelten, um die Landestheilung zwischen Johann Wilhelm und ihren Söhnen zu ordnen und zu berathen, eine Theilung, die nicht eher als im November des folgenden Jahres zum Vollzug gelangte.

Schon setzte der Sommer des Jahres 1572 seinen Fuß in die Spuren des verblühten Frühlings, als Elisabeth von Gertrud, von dem Fräulein von Hassenstein und acht andern Personen ihres Gefolges begleitet, unter dem Schutze und Geleite der achtbaren Pfälzischen Diener, des Doctor Martinus und des Secretar Göttig die Reise nach Oesterreich antrat, nachdem sie den schwersten Kampf gekämpft, und sich losgerissen hatte von ihren Söhnen, trauerahnungsvoll, in Schmerzen vergehend, Gottes Händen sie anbefehlend.

Johann Friedrich war von dem schönen, reizendgelegenen, und aussichtvollen Bergschloß zu Preßburg schon im April zum drittenmal nach Neustadt gebracht worden, und schmachtete in dem alten Kerker. Brachten die Botentauben seiner Sehnsucht dem Gefangenen auch nicht das Oelblatt der Wunscherfüllung, so waren doch andere Blätter bei ihm eingetroffen, Blätter der Liebe, die ihn mit Freude und Rührung erfüllten. Schon von Eisenberg hatte Elisabeth geschrieben, sie wolle Aeltern und Freunde

nicht mehr ansehen, wenn er nicht frei werde, sondern zu ihm ziehen, er möge nur den Wunsch gegen ihren Vater aussprechen, daß er nach ihr verlange. Und als dies geschehen war, traf wieder ein Brief ein, der dem Herzog meldete, ihres Vaters Rath sei, den ältesten Sohn als Unterpfand der Versöhnung und Ergebenheit dem Kurfürsten zu übergeben, ein Rath, den Johann Friedrich geradezu verwarf. Er schrieb in seiner Antwort: „Gott hat andere Mittel uns zu helfen, als unsern ältesten Sohn in die Arme des Moloch zu überliefern."

Glücklich und wohlbehalten kam die fürstliche Reisende in Wien an. Ihre Begleiter bahnten ihr überall den Weg; sie wußten an welche Personen die Fürstin sich zu wenden hatte, um Audienzen bei beiden Majestäten zu erlangen, und so trat die noch junge bekümmerte Fürstin vor die Kaiserin Maria, sah sich freundlich angesprochen, sah sich bald darauf vom Kaiser selbst gnädig empfangen, und vernahm aus seinem Munde Worte des Trostes. Maximilian sprach zu ihr, der nun persönlich und fußfällig um Gnade und Befreiung für ihren Gemahl Flehenden, indem er sie aufhob, mit seiner leisen und schwächlichen Stimme: „Liebe Frau Muhme, ich muß Euch im Vertrauen wiederholen, was ich schon öfter schriftlich an Euch gelangen ließ, daß Eures geliebten Herrn Erledigung wirklich nicht in meiner Macht allein steht, sondern daß nach dem Reichstagsbeschluß die Verzeihung des Kurfürsten zu Sachsen derselben nothwendig vorangehen muß. Ich selbst erachte für

gut und rathsam, es geschähe diese Aussöhnung und Verzeihung je eher je lieber, für meine Person soll es dann nicht fehlen.

Freudvoll schrieb die Herzogin ihrem Vater die gnädige Aufnahme, die ihr am Kaiserhofe zu Theil wurde. Sie rühmte auch das treue und unablässige Wirken ihres Doctor Fehling, der in Wien zurück blieb, um ferner für ihre Wünsche thätig zu sein.

Kaum war die liebende Gattin der so nothwendigen Aufwartungen bei Hofe überhoben, als nichts mehr sie abhielt, den Weg nach Neustadt anzutreten. Ein furchtbares Sturmwetter hatte in diesen Tagen verheerend über Wien gehangen, und mit schwellenden Wasserströmen alle Straßen der Kaiserstadt erfüllt. Die Wetterwolken hingen noch verschleiert über den Alpen Steiermarks, aber über Wien und Neustadt lachte wieder blauer Himmel, und die erfrischten Fluren standen in üppigster Sommerpracht. Selig schlug Elisabeths Herz, in ein Paradies wähnte sie einzufahren, als sie nun am Wienerberge hinabfuhr, als sie zwischen grünen Rebengeländen hingestreut, die blühenden Orte Bertholdsdorf, Brunn, Mödling, Gumpoldskirchen und das reizende Baden am Fuße mäßiger Berghöhen zur Rechten liegend erblickte, während zur Linken weite Wiesen und Artlandflächen mit Moorbrüchen, hie und da von kapellengekrönten Hügeln unterbrochen, mit Dörfern besäet, von kleinen Bächen anmuthig durchschnitten, den Blicken weiten Flug verstatteten, den nur eine Bergkette an

Ungarns Grenze hemmte. Wie freudebang schlug, wie zitternd ihr Herz, als nun Leobersdorf, als nun Saalenau, und mit diesem der letzte Ort vor Neustadt erreicht war; als vor ihren sehnsuchtvollen Blicken die ummauerte Gränzstadt lag, mit dem hohen Thurmpaar ihrer prächtigen, denkmälerreichen Hauptkirche, mit der umfangreichen Burg. Elisabeth hatte kein Auge für das malerisch hingelagerte Gebirge, noch für die Schlösser, die es zierten, das berühmte Starhemberg, das feste Tramaberg, den stattlichen Dechenstein, die mit vielen andern in die Ebenen herabglänzten, während zur Linken der Herzogswald mit Reben- und Buchenhügeln, mit Schlössern und Kirchen Neustadt nahe trat. Elisabeth vergaß Natur, Umgebung, sich selbst, sie trieb den Kutscher zur Eile an, und bald fuhr der Wagen über die Zugbrücke, bald in den öden, schattigen Hof, noch wenige Minuten, und Elisabeth lag erschüttert in Johann Friedrichs Armen.

Fünf Jahre waren vorübergegangen, seit beide Gatten sich nicht gesehen. Es schien ihnen kaum so viele Wochen. Das Leid der Vergangenheit war vergessen. Beide waren gealtert, der Schmerz hatte Spuren in jedes Antlitz gezeichnet, sie sahen sich in die Augen, in die hellen, freudefreundlichen, liebestrahlenden, in die Seelen hinein. Alles was noch hemmte und drückte, lastete und fesselte, seiner wurde jetzt nicht gedacht. Nur die Liebe behauptete ihr Recht, und sang unter Thränen und Küssen ihr jauchzendes Hosiannah. —

Drittes Kapitel.

Ueber den Fluren von Würzburg und Rimpar schattete ein trüber Novembertag. Bei den Kapitelherren war große, unruhevolle Bewegung. Es stand nicht gut um den nun neunundsechzig Jahre alten Bischof und Frankenherzog Friedrich von Wirsberg. Er lag in der Heimsuchung Gottes. Die Höllenflamme quälender Gedanken brannte in seinem Gehirn, und marterte ihn mit entsetzlichen Bildern, und das geschah schon mondenlang. Im abgezehrten bärtigen Gesicht des finstern Mannes zuckte der Schmerz in hundert Falten und Fältchen, krampfhaft, sichtbar. Es war nicht gut um ihn sein, und die, welche bisweilen ihm nahe sein mußten, Michael von Lichtenstein, jetzt Dompropst zu Bamberg, Richard von der Kehre,

würzburgischer Dompropst, der junge und verständige Domdechant Julius Echter zu Mespelbronn und andere der Domherren hatten viel zu leiden. Unaufhörlich erneute Phantasieen stellten schreckliche Gestalten und Ereignisse vor die zitternde Seele Wirsbergs. Bald war er selbst der erschossene Zobel, bald jubelte er laut auf, daß Zobel erschossen worden, und streckte die Hand aus nach Stab und Inful und Herzogkrone, dann prieß er wieder wimmernd den Vorgänger glücklich, daß diesen ein rascher Tod befreit habe, während er, der Leidende, noch in Fesseln der irdischen Hülle, Qualen empfinde, die im Flammenbade der Läuterung, das seine Kirche glaubt, nicht entsetzlicher gedacht werden könnten.

Grumbachs Gestalt schritt drohend durch die Kreise fiebernder Ideen Friedrichs. Bald haderte, bald richtete, bald kämpfte er mit ihm, bald schrie er, von ihm verfolgt, an dessen Verfolgung er sein Leben gesetzt, angstvoll, zitternd auf. Es traten Schaaren Lebender und Todter um sein Sterbebette, die seine Unduldsamkeit in Sachen des Glaubens verfolgt, vertrieben, eingekerkert. Die Leichen, denen er ein ehrliches Begräbniß verweigert, die von Thieren aus den Rainen des Feldes wieder gescharrt worden, forderten von ihm ein Grab. Das waren aber nicht nur Christen, sondern auch Juden, die er vertrieben, und ihnen Synagoge, Bad und Kirchhof gewaltsam genommen, der an derselben Stelle lag, wo jetzt das Julius-Hospital dem Wohl der Menschheit dient. Sie drückten ihm den Kaufbrief

in die Hand, der ihnen das Recht des wohlbezahlten Grundstücks sicherte, und zugleich Kaiser Ferdinands Patent, das ihre Vertreibung befahl, und diese Dokumente waren ganz Feuer, wie glühendes Metall. Zu anderer Zeit und Stunde marterte ihn Grimm und Groll über Vergünstigungen, die denen geworden, welche er am meisten haßte. Kunz von Grumbach hatte auf dem Wege des Rechts mehr Glück wie sein Vater, und manches mußte der Familie von seinen erblichen Gütern wieder eingeräumt und zugestanden werden. Den Markgrafen Friedrich von Brandenburg hatte schon Kaiser Ferdinand wieder in das Erbland eingewiesen, dessen der geächtete, fern von der Heimath gestorbene kriegerische Albrecht entsetzt worden war, und dieser Markgraf sprach eine Entschädigungssumme von zweimalhunderttausend Gulden für sein durch Würzburg verwüstetes Land an; er drohte im Weigerungsfall mit furchtbarem Ueberzug. Wieder klagte Würzburg beim Reichskammergericht, wieder hoffte der Bischof, es werde glücken, wie in den Grumbachischen Processen, aber das Kammergericht verurtheilte Würzburg zu einer Zahlung von hundertundsiebenzigtausend Gulden an den Markgrafen, durch diesen Ausspruch gleichsam das Recht bestätigend und dokumentirend, das Albrecht Alcibiades verweigert worden war. Dazwischen traten wieder andere Bilder, in denen Flammen der Lust sich in Flammen der Hölle verwandelt zeigten.

Ganz besonders martervoll aber war dem Kranken die sich immer erneuernde Erinnerung an ein

Ereigniß des vorigen Jahres. Er lag zu Bette, als ein Getöse ihn weckte und rings loderten Flammen um ihn, und der Qualm einer Feuersbrunst drohte ihn zu ersticken. Im bloßen Hemde entspringend, machte er Lärm, Geräthe, Bücher, Dokumente loderten auf, ein Theil des Flügels brannte aus. Diese züngelnden Flammen erneuten sich fort und fort, und so lag er, phantasirend, gemartert, ein beklagenswerther Anblick.

Das Kapitel, seines Todes sich versehend, schrieb bereits, ehe der Bischof noch gestorben war, an die auswärtigen Domkapitularen, und berief sie ein zur neuen Wahl. Der alte Reimpoet Johannes Episcopius trat auch zum Lager des Herrn, sah ihn leiden, und sann über einen Kunstspruch nach zu seinem Gedächtniß, dessen Sprache aller poetischen Kunst meilenfern war. Dies geschah am zwölften November 1573, und gegen Abend wurde der Kranke seiner Qualen entledigt.

An demselben Tage vereinte das Gotteshaus zu Rimpar die Glieder einer im Lande Franken zerstreut wohnenden Familie, die Reste einer Familie vielmehr, deren Glieder, hier am Ort ihre Jugend erblühen sahen, und die das Schicksal weit umher verstreute.

Zwei ernste Männer, Kunz und Moritz, alternde bleiche Frauen, mit ihren Gatten, doch auch Jungfrauen und Jünglinge, unter letztern auch ein Wilhelm von Grumbach.

Sie alle begingen eine Todtenfeier für eine geliebte Verstorbene, deren Lebenssterne schon seit dreizehn Monaten erloschen. Sie ließen an der Wand der Kirche, die schon so manches ritterliche Denkmal zierte, ein Epitaphium aufrichten, und betrachteten sinnend den Stein, der das Abbild einer Matrone zeigte, nonnenartig gekleidet, einer Frau von milden Zügen — und kindliche Thränen netzten die Schrift, bevor der Stein erhoben ward. Diese Schrift stellte sich also dar:

Anno Domini 1572 den 12. Octobris ist in Gott verschieden die Edle und tugenthafte Fraw Anna von Grumbach geborne von Hutten weiland Wilhelm von Grumbachs zu Rimpar Seligen Ehelige Hausfraw. Der Selen Gott gnedig und barmherzig sein
vnd ein froliche Vfferstehung verleihen wolle
Amen.

Schloß Rimpar lag öde. Grumbachs Fluch lastete auf seinem Vaterhause, und scheu wandten sich Grumbachs Angehörige, als sie der frommen Pflicht in der Kirche genügt, aus dem Ort, und blickten nicht um, damit der Schmerz sie nicht versteine.

Wirsbergs baulustiger Nachfolger, Bischof Julius stellte Schloß Rimpar prangend wieder her; er hatte vernommen, Grumbach habe gesprochen mit den Worten Jesaias: „Rohrdommeln und Igel werden es inne haben, Nachteulen und Raben werden daselbst wohnen“ —

und der mächtige Bischof wollte nicht, daß die stattliche Burg veröde. — Und heute — ist es doch gar wüst und schaurig in den Räumen der Burg Rimpar, die von weitem gesehen, sich wie ein stolzer Fürstenbau erhebt, und im Innern nichts zeigt, als traurigen Verfall. Es ist das der Ruine zureifende Gespenst eines Schlosses, umheimlicher bei weitem, als ein wirklich in Trümmern liegendes, denn zuviel erinnert noch an der Menschen Wollen und Walten darin. Was Maler- und Bildhauerkunst erschuf, blickt traurig und halbzerstört von Wänden, die Staub und Spinnen grau überzogen. Da sind Räume dürftig benutzt, armes Volk hat in ihnen ein Obdach, andre sind nur mit Gefahr zugänglich. Und wer ihn nicht betreten muß, meidet den Bau, aus dessen Fenstergesimsen und Mauerspalten die Blumen der Sage geisterhaft nicken. In der Kirche zu Rimpar, die Bischof Julius, als er noch härter, wie sein Vorgänger, die Protestanten verfolgte und ihren Kult vertrieb, wieder repariren ließ, steht noch ein Theil der Denkmäler der Familie, welcher Burg und Ort Jahrhunderte lang eigen war. Viele der Epitaphien sind grausam verstümmelt, die betend gefaltenen Hände sind abgeschlagen, und die Brüste mit Fleiß weggemeiselt, um den Rahmen von Stationenbildern zur Stütze zu dienen, die ein Pfuscher pinselte. Das Loos des Schönen. —

Die treueste Fürstin hatte das Ziel erreicht, nach dem das Sehnen ihrer Liebe strebte. Elisabeth theilte mit Johann Friedrich sein Gefängniß, seine trüben Stunden und seine freudigen, denn auch solche waren ihm vergönnt von jener Hand, die keinem Menschen mehr auferlegt, als er zu tragen vermag. Doch auch in der Stille und Einsamkeit des Gefängnisses ward nicht jene Ruhe nach Stürmen gefunden, die denen zu gönnen gewesen wäre, welche so viel erlitten, vielmehr wußte die Außenwelt sie dauernd zu beschäftigen und regsam zu erhalten, so daß sich im Anfang nicht allzuviele Stunden der Muße und jener innern Einkehr fanden, welche doch wünschenswerth erschien.

Gleich nach dem Eintritt der Herzogin in das Kerkerschloß, und kaum daß der erste Freuderausch in näherer Anschauung und Betrachtung der tief empfundenen und schmerzlich beweinten Lage des Gefangenen übergegangen war, hatte Elisabeth zu kämpfen gegen das Mißverstehen der kaiserlichen Befehle von Seiten des böswilligen und feindlichgesinnten Commissars, Hans Christoph Hofmann, welcher das Verweilen der Herzogin im Schloß zu Neustadt nur auf einen Tag und eine Nachtrast beschränken wollte. Alsbald mußte ein Expresser nach Wien reiten, der mit der tröstlichen Nachricht zurückkehrte, daß der Kaiser die Zeit des Besuches auf einige Monate gnädigst verstatten wolle. Eine zweite Bitte, welche Elisabeths sorgende Liebe an Maximilian richtete, die Erweiterung des äußerst beschränkten

Spazierganges für den Gefangenen, wurde abgeschlagen. Der redliche Sekretär Göttich reiste nun mit Grüßen, Briefen und mehrfachen Aufträgen an den Pfalzgrafenhof zurück; hauptsächlich bat die Herzogin ihren Vater, er möge ja nicht unterlassen, von befreundeten Fürsten neue Intercessionen zu Gunsten ihres Gemahls bei dem Kurfürsten zu erwirken, er möge Sorge tragen, daß ihre Söhne möglichst bald die Residenz in Koburg aufschlügen, und da sich gerade damals die Nachricht verbreitete, der Kaiser werde seinen Sohn Rudolph demnächst in Prag zum König von Böhmen krönen lassen, bei welcher Feierlichkeit die Kurfürsten und andere Fürsten des Reiches nicht fehlen durften, so glaubte Elisabeth darin eine willkommene Veranlassung zu sehen, daß Versöhnung und Gnade geübt werde, und bat ihren Vater, beim Kaiser darauf anzutragen, daß der Gefangene nach Prag folgen dürfe — da sich außerdem, wenn diese günstige Gelegenheit versäumt werde, nicht sobald wieder eine erfreuliche Aussicht zur Befreiung zeige.

Alle diese treuen Wünsche, diese neuerweckten Hoffnungen, diese Fürbitten, welche erwirkt wurden, waren erfolglos. Der Kaiser schlug die Gesuche ab, der Kurfürst blieb unerbittlich.

Das Schicksal, welches nicht müde wurde, das Herz einer Frau zu prüfen, die den hohen Beruf der Gattin in einen Umfang erfüllte, wie wohl nur Wenige vermocht hätten, reichte ihr, als sie kaum einige Monate bei ihrem Gatten verweilte, abermals

einen frischen Kelch der Thränen. Sie erhielt die Nachricht, daß am vierten August ihr hoffnungsvoller ältester Sohn, der den verhängnißvollen Namen unglücklicher Sachsenfürsten führte — zu Eisenberg verstorben war.

Wenn es schon tiefschmerzlich ist, ein geliebtes Kind leiden und verscheiden zu sehen, so ist der Schmerz noch überwiegender für eine Mutter, ihr Kind, das sie gesund verließ, das sie fremder Pflege anvertraute, nun plötzlich tod zu denken, denn immer wird Mutterliebe vorwurfsvoll zu sich selbst sprechen: hättest Du dein Kind nicht verlassen, so würde es vielleicht noch am Leben sein; unter Deiner sorglichen und unermüdlichen Pflege hätte Gott es dir wohl gelassen. — Doch auch dieses bittre Weh, es mußte ertragen werden und wurde getragen mit jener christlichen Standhaftigkeit, die ein Grundzug im Charakter Elisabeths war. Der Kaiser schrieb vom Schloß zu Preßburg einen theilnehmenden Brief, und ertheilte in diesem die Erlaubniß, daß die Herzogin auf unbestimmte Zeit noch, bis auf kaiserliches Wohlgefallen, bei ihrem Gemahl bleiben dürfe. Auch mit der Kaiserin Maria blieb die freundliche Correspondenz unterhalten, immer Bitte und Hoffnung von einer, immer Beileid und leidige Vertröstung auf eine ungewisse Zukunft hinaus, von der andern Seite.

Während noch die weitläuftige Auseinandersetzung und Landestheilung zu Erfurt im Gange war, brachte der Bruder des gefangenen Herzogs es durch unab-

lässiges Bemühen dahin, daß die jährliche Summe der Unterhaltungskosten für seinen Bruder von fünfzehntausend Reichsthalern auf zwölftausend herabgesetzt wurde, und diese Nachricht, als sie spät und mit andern in Neustadt eintraf, mußte Johann Friedrich erbitternd aufregen. „Siehst Du, mein treues Gemahl!" sprach in trüber Stunde der Gefangene zu Elisabeth: „Wenn wir schon müde sind, lässet man uns doch keine Ruhe. Sogar den kärglichen Unterhalt verkürzt uns die Hand des Bruders!"

„Hilf himmlischer Herr, höchster Hort!" antwortete Elisabeth bekümmert mit den Worten ihres Wahlspruchs.

„Es bringt ihm keinen Segen, dem Herzog Johann Wilhelm!" fuhr Johann Friedrich fort: „ich weiß, es bringt ihm keinen Segen! Gott läßt mich meine Lust sehen an meinen Feinden! Wie hat Herzog Johann Wilhelm an Herzog August gehangen, wie bereitwillig hat er ihm gedient mit Rath und That zu meinem Verderben, wie hat er nach Vortheil gegeizt, und gehofft, durch die Gunst des Mächtigen Land und Leute zu mehren, und was ist sein Lohn? Haß und Hader, Undank und Verfolgung, was er im reichlichen Maße um mich verdient. Er dachte freilich nicht, daß der habsüchtige August für die Kriegskosten sich an ihm werde erholen wollen, er dachte nicht, daß derselbe Mann, dem er geholfen, uns und unsere Kinder von Land und Leuten zu drängen, damit er sie gewinne, ihm zum Trotz unsern Kindern mindestens das Ihrige zurückgeben könne

und werde, wie denn geschehen. Das hat ihn mehr gegiftet, und frißt ihm mehr am Leben, als das Venen, welches er soll zu Prag empfangen haben, wie ein dunkles Gerücht ergeht. Er hat sich auch genug gewehrt und gestemmt, hat seine erschlichenen Alleinbelehnungen als Rechtsschild erhoben und hat darauf gepocht, daß ohne ihn Gotha wohl nicht erobert worden wäre, als wenn er es mit seiner Tapferkeit gezwungen."

Noch sprachen die leidenden Gatten die trüben Verhältnisse durch, unter denen ihren Söhnen das väterliche Erbtheil gesichert worden war, und ließen nicht unberührt, daß Herzog Johann Wilhelm für sich und seine Erben erst jüngst neben andern großen Vorzügen vor seinen Neffen, auch noch das Recht der Primogenitur auf Kursachsen, Hessen und Henneberg vom Kaiser zugesprochen erhalten hatte, wogegen er dann, wenn der Fall des Aussterbens der Herrscher eines der genannten Länder einträte, seines Bruders Söhnen nur einige Renten sichern sollte — als sich in der Thüre die Hofdame von Hassenstein mit schüchternen Blicken, ob sie wohl zu stören wagen dürfe, zeigte. Schon eine ziemliche Weile war Birkenfeld zu dem ihm innig befreundeten Fräulein eingetreten, und hatte ihr einen schwarzgesiegelten Brief an die Herzogin überbracht, den als mit der kaiserlichen Post gekommen, der Commissarius ihm eingehändigt. Der Brief enthielt offenbar eine neue Trauerbotschaft, doch welche? Das hätten jene beiden Liebenden gerne gewußt. Das kleine Ringwappen war das

herzoglich-sächsische; der Brief konnte von Weimar sein, aber auch von Eisenberg. „Es wird Kummer zu Kummer fügen, wie wir das leider hier gewohnt sind!“ sprach das Fräulein seufzend.

„Leider, ja wohl, leider!“ erwiederte Birkenfeld trüb. „Ich sehne mich weit von hier hinweg, doch nicht ohne Euch!“

„Harren können, ist weise, und geduldig sein, steht wohl an, Jungen und Alten!“ erwiederte Hanna.

„Würde man nur nicht vom Jungen zum Alten darüber!“ gab Birkenfeld zurück.

„Ihr seht mir wohl schon recht die Jahre an?“ fragte Hanna halb im Scherz, halb im Ernst, denn sie war um fünf Jahre älter geworden, seit ein freundliches Einverständniß beider jugendlicher Herzen zu Grimmenstein sich entfaltet hatte, und eine Liebende von zwanzig Jahren fühlt anders und hofft lebhafter als eine von fünfzehn Das Herz behauptet aber unter allen Lebensstadien seine Rechte. — Birkenfeld wollte eine Schmeichelei erwiedern, doch Hanna zerriß den Faden des Gesprächs und trat mit besonnener Haltung und dem Ernst der sich ziemte gegenüber einer sorgengebeugten und geliebten Herrin, mit dem Briefe ein.

„Ein Brief? Ha! eine Trauerpost! An mich?“ rief Elisabeth, und ging der Dienerin einige Schritte entgegen.

„An Euch hohe Frau!“ erwiederte Hanna und überreichte den Brief, indem sie sich verneigte und sich zurückzog.

„Es kömmt eine böse Botschaft vom Gebirge Ephraim her!“ sprach mit Jeremias Worten und erwartungsvoll der Herzog, und blickte die Gattin forschend an. Diese erbrach den Brief, auf dem das dreimalige Cito Citissime nicht vergessen war, und blickte schweigend hinein. Das Schreiben war von der Schwester Herzogin; die Leserin wechselte die Farbe, die Hand, welche den Brief hielt, begann zu zittern, dann blickte Elisabeth den Gemahl fest an, dessen Augen auf ihr ruhten, und las mitten aus dem Zusammenhang heraus, laut: „Acht Tage zuvor hatte er einen schönen Traum, da sahe er einen glänzenden Aufzug von heiligen Engeln durch unsern Schloßhof ziehen, die musizirten himmlisch und lobten Gott. Aber als sie sich zurück wandten, da sah er auf dem Rücken eines großen Engels seinen Namen geschrieben, und darunter die Worte: Diesen bringt mir zur Ruhe. Am Montage den zweiten dieses, früh um zwei Uhr ging er ein zum ewigen Leben.“

„Wer? Wer?“ fragte der Herzog hastig, als er sah, daß Thränen aus Elisaebths Augen auf das Papier fielen. „Doch nicht — nein, Der sah keine Engel, hat uns ja hart genug gescholten, daß wir mit einem Engelseher Verkehr gehabt! Rede — Wer starb?“ —

„Dein Bruder!“ erwiederte, sich die Augen trocknend, die Herzogin mit Wehmuth.

„Mein Bruder!“ rief Johann Friedrich aus und schlug die Hände zusammen. „Mein Bruder, noch nicht dreiundvierzig Jahre alt, und tod?“ —

Er deckte sein Gesicht mit beiden Händen und schwieg. Elisabeth weinte still, ihre Thränen galten mehr der geliebten Schwester, als dem Hingeschiedenen.

„Es wird der Trauer kein Ende bei uns!" sprach der Herzog: „So geht's doch endlich also: Heute König, morgen tod! Gott gebe seiner Seele Frieden; ich will eingedenk sein des Spruches: Freue dich nicht, daß dein Feind stirbt, gedenke, daß wir alle sterben müssen! — O Bruder, Bruder! Warum mußten wir mit einander hadern? Warum konnten wir uns nicht mit einander versöhnen?"

Wirklich im Herzen bekümmert, aus dem jetzt aller Groll gegen den Mann gewichen war, der ihm so sehr verkürzen half, setzte sich der Herzog neben dem Sessel seiner Gemahlin nieder, küßte ihr die Thränen von den Wangen, und sprach sanft: „Siehe gutes Weib, das ist der Welt Pracht und Macht, Glück und Glast! Wir fahren dahin, wie ein Schatten, der vertrieben wird. So ist ein tüchtiger Regent geschieden, ein tapfrer Feldherr, der mit dem Lorbeer des Krieges seine Stirn schmückte, und im Frieden gute und weise Gesetze gab, und nichts unterlassen hat, sein Land zu mehren und zu bessern! Ein eifriger und frommer Fürst, welcher der reinen Lehre unerschütterlich treu blieb. Was seine Liebe Uns und den Unsern, durch Verhetzung falscher Freunde und Verlockung eigner, menschlicher Schwachheit Leides gethan, wollen wir in sein Grab werfen, und dessen nie mehr gedenken, damit auch uns dereinst ein milder Richter empfange."

Gerührt umarmte Elisabeth den Gemahl, der jetzt aus ihrem Herzen, in ihrem Geiste dachte, sprach und handelte.

Im raschen Fluge zogen Jahre über den österreichischen Kerker, und Johann Friedrich wurde nicht frei. Fort und fort dauerte seine trostlose Gefangenschaft, und es gab nur eins, das wie ein Sternenlicht in die Nacht seiner Schmerzen fiel, Elisabeths tröstende, ausdauernde Liebe. Sie war das Saitenspiel Davids, das Sauls Zürnen bezwang; sie war der Eros, der den Löwen zügelte, wenn sein donnernder Grimm wüthend austoben wollte; sie mit ihrer rührenden heiligen Treue, war Johann Friedrich Alles, ja Alles in Allem. Was war gegen diese Frau die heilig gepriesene, heilig gesprochene thüringische Elisabeth? Die Glorie jener frommen Schwärmerin wurde bleich vor dem Strahlenglanze, mit welchem edelste Weiblichkeit die makellose Stirn der Herzogin schmückte, unermüdliche Pflichterfüllung ihre verlorene Krone durch den Palmenkranz des guten Bewußtseins ersetzte.

Viel hatte Elisabeth zu leiden, wenn Unmuth, Zorn, auflodernde Heftigkeit über unwürdige Behandlung von Seiten des Commissars oder dessen Untergebenen den reizbaren Gatten entflammten, aber sie litt, trug und duldete mit der himmlischen Milde

eines Engels. Eine listenreiche Penelope wob sie für ihn mit jedem Morgen neu das Gewebe der Hoffnung, und mit frommen Sinn nährte sie die Flamme gläubiger Zuversicht. Sie tröstete, arbeitete, erheiterte, und bewies, was alles ein liebendes Weib vermag, wie mächtig die alles und alles besiegende Liebe ist.

Wenn der Herzog sich mit Nebucadnezar verglich, der nun sieben Zeiten, sieben Jahre im Elend geschmachtet, wußte die treue Pflegerin gar schön aus der heiligen Schrift zu trösten, daß auch Nebucadnezar wieder zu seinen Ehren und königlicher Gewalt gekommen, und Gott gepriesen habe. Wenn er Gott bat, mit seinem Tag zu kommen, und des Elends ein Ende zu machen, las sie ihm den neununddreißigsten Psalm vor, und besänftigte mit dem milden Oele des göttlichen Wortes die brausende Sturmfluth seiner Schmerzen.

Der Gefangene fühlte und erkannte mit voller Seele, was Elisabeth ihm war. Ihr, der theilnahmevollen Zuhörerin las er alle die Gedichte und Gebete vor, welche Früchte seiner, ihm aufgedrungenen Mußestunden, doch aber auch Ergüsse seiner Empfindungen waren. In einem Gebet, in Nöthen zu gebrauchen, verglich er sich mit dem Propheten Jonas, der im Bauche des Fisches gefangen lag. Die Menschwerdung des Herrn brachte er in gute deutsche Reime. Ueber den ersten Psalm schrieb er eine Abhandlung in Prosa, und widmete diese Arbeit, über welcher er lange saß, seiner treuen Elisabeth.

Es fielen auch Lichtstrahlen durch das Gewölk des trüben Lebenstages dieses Fürstenpaares, Briefe der geliebten Söhne, die eines ausgezeichneten Unterrichts genossen, an welchem die Söhne vieler Ebenbürtigen und Edeln Antheil nahmen, so daß durch ein gleichsam akademisches Beisammenleben vieler Strebenden wohl zuerst in Johann Casimir der Gedanke geweckt worden sein dürfte, in reifen Jahren der Selbstständigkeit selbst Begründer eines berühmt gewordenen Gymnasiums zu werden. Die Söhne wurden sehr fleißig von den liebenden Aeltern zum Studium und zum Gebet ermahnt, durch Geschenke aufgemuntert und der Vater blieb in beständigem Verkehr mit ihren Lehrern.

Auch dachte der Gefangene nicht so klein und engherzig, immer nur sich und sein eigenes Leid im Auge zu haben; er nahm Theil an der Außenwelt, an der Zeit und ihrer Bewegung, zumal wenn diese dem religiösen Interesse, dem Glauben galt. Als er in frühern Jahren Kunde erhielt vom Unglücksloose Egmonts, Horns und ihrer Todesgenossen, schrieb er in sein Tagebuch: Gott sei ihnen gnädig. Innocens sanguis! und beklagte im Herzen ihr Schicksal und das der Vertreibung ihrer Angehörigen.

Da der Herzog sahe, daß alle sein Schreiben, seiner Gemahlin und der wenigen noch treu Anhängenden redliches Bemühen nichts fruchtete, so tröstete er Elisabeth selbst mit den Worten: „Danke Gott, daß, nachdem man unser nun viele Jahre her ge-

thanes Schreiben für nichts weniger als wahr, und was unser Gemüth sei, geachtet, ja wohl nicht angesehen, wir jetzt glauben müssen, daß unsre und unsrer Unterthanen Sache bei Gott stehe, und siehe nicht — ja nicht — auf Menschen! Wenn mein Fuß wankete, würden sie sich hoch rühmen wieder mich, doch bleibt kein Wörtlein von Gottes Verheißung ungehalten." —

Am 12. October 1576 starb Maximilian der Kaiser. Das Schiff der Hoffnung segelte mit neuen wehenden Flaggen. Aber ein neuer Sturm des Schmerzes war ihm nicht ferne. Auch der fromme pflichteifrige Kurfürst Friedrich von der Pfalz starb, Elisabeths treuer Vater, an dem nächst ihren Gatten, ihr Herz am meisten hing, der eine mächtige Stütze ihr immerdar gewesen, und dessen Tod sie in jeder Hinsicht tief fühlen, schmerzlich beklagen mußte. Zahllos flossen ihre Thränen, freundlich suchte der Gatte sie zu trösten. Sein hoffendes Auge erstarkte durch den Tod Maximilians, dessen Freundlichkeit er für eine verstellte hielt, von dem er glaubte, es schiebe böser Wille alle Schuld seiner Nichterledigung auf die Unversöhnlichkeit Augusts, und so richtete sich vertrauungs- und erwartungsvoll der Blick auf den neuen Kaiser, Maximilians Sohn, Rudolph den zweiten, und Bitten und Vorbitten um endliche Freilassung wurden dringend erneut, dringend an des neuen Kaisers Herz gelegt. Selbst der günstig gesinnte Erzherzog Karl verwendete sich für Johann Friedrich bei seinem hohen Verwandten, doch Rudolph schrieb ihm

zurück: er sei gern zu willfahren geneigt, wolle auch dem Gefangenen die lange nachgesuchte Erledigung mit Gnaden gönnen, allein besondere Ursachen geböten für jetzt noch Aufschub. Doch wolle Rudolph des Gefangenen und der besondern Intercession des Vetters gnädig und freundlich eingedenk sein.

Immer wieder aufs neue vom Zaubernetz der Hoffnung umsponnen, schwanden dem Gefangenen die Tage hin; er hoffte, während Niemand daran dachte, ihn zu erlösen. Er war nun siebenundvierzig Jahre alt, und neun Jahre gefangen. Mit Wehmuth betrachtete er die Denkmünzen, die er prägen ließ, deren eine sein Bildniß trug, die andere das seiner Gemahlin, und um die Wappen der Reverse liefen die Wahlsprüche; ach, immer noch nicht erfüllte sich der Schmerzensseufzer Elisabeths: „Hilf himmlischer Herr, höchster Hort!“ Immer mußte noch das Wort trösten: „Allein Evangelium ist ohne Verlust.“

Wunderbare Träume umwehten oft mit phantastischen Schwingen des Dulders müdes Haupt. So trat einst die zur Sage des Volkes verklungene Pseudokönigin Anna als Traumerscheinung vor ihn hin, im langen weißen Gewande und sprach mit grausenhaftem Ton: „Siehst Du nun, lieber Vetter, wie lebenslänglicher Kerker thut? Ich bin frei geworden, durch den, der dich befreien wird, aber mein Geist irrt unruhvoll durch Schloß Tenneberg, wird in Qualen geläutert, die keine Sprache zu schildern vermag, und findet die Hand nicht, die ihn erlöset. Hast Du empfunden Johannes,

wie es schmerzt, vom eigenen Kinde hinweggerissen zu werden? Wo ist mein Kind, mein schöner goldgelockter Knabe? Du hast ihn nicht, doch fordere ich ihn von Dir, hier und drüben! Wehe! Wehe!" Die Erscheinung zerfloß.

Entsetzt erwachte der Träumende, der Frühlingsmorgen graute. Er sprang vom Lager, und betete, und schaudernd notirte er in sein Tagebuch den marternden Traum.

Zu einer andern Zeit sah er im Traum seinen seligen Vater, dieser war frei, empfing ihn gütig, und ging mit ihm über eine weite Flur. Da erzählte ihm der Sohn alles, alles, was er erlebt, was ihm widerfahren, sein ganzes Herz schüttete er aus, und redete sonder Scheu. Auch diesen Traum notirte er, und schrieb: Da kommt der selige Bruder dazu. Er sieht mir gar nicht gleich. —

Schon Maximilians Gnade hatte im Jahr 1576 die bisherige allzustrenge Haft erleichtert, der Gefangene durfte sich freier bewegen, er durfte mit benachbarten Freunden vom Adel Glücksschießen halten, wozu ein freier Raum innerhalb der Mauern des umfangreichen Thiergartens dicht am Schloß zu Neustadt vergönnt wurde. So unterbrach doch bisweilen ein Freudentag das trübe Einerlei der Gefangenschaft. Im Februar träumte Elisabeth von einer Braut, die Birkenfeld führen sollte; auch dieser Traum wurde nicht nur aufzeichnenswerth befunden, sondern das fürstliche Paar dachte ihn zu erfüllen. Die Liebe Birkenfelds und der Hassenstein war kein

Geheimniß mehr, es wurde daran gedacht und gearbeitet, den Dienern, die so treu ausgeharrt, eine Zukunft zu sichern. Ende Mai schrieb der Herzog in sein Tagebuch: den 30. ist mein Gemahl mit der Braut nach Wien, Gott gebe Glück und Gnade, hab ich Moritz geschrieben, und am 25. Juni ist die Fräulein von Hassenstein heimgezogen, Gott gnade!

Die alte Dienerschaft, die aus der Heimath dem Herzog gefolgt war, verlor sich allmählich durch Tod oder Hinwegziehen. Auch von jenem Hofjunker von Germar, der auf Herzog Wilhelms Befehl nachfolgen mußte, ist beim ernsten Verfolgen der Geschichte Johann Friedrichs keine Spur weiter aufzufinden. Nur Godel, der alte, von Jahr zu Jahr mürrischer werdende Titularnarr und Kammerzwerg hielt treulich aus und treulich zu seinem Herrn.

Der Erzherzog Karl mit seiner Gemahlin beehrten und erfreuten mehrmals den Herzog und Elisabeth mit ihrem Besuch, und speisten bei dem fürstlichen Paare; Johann Friedrich stellte dem Gast zu Ehren ein Schießen mit fünf Scheiben an, wobei der Erzherzog den Kranz als Siegespreis gewann.

Einigemal reiste Elisabeth nach Wien und Prag und nie geschah dies, ohne daß der Gefangene den Tag mit einem Segenswunsche für sie in sein Diarium eintrug, und sie säumte niemals, ihm dann fleißig zu schreiben.

Das Leben Johann Friedrichs ging jetzt im gleichen und ruhigen Gleise den Gang eines Privatle-

bens, das an einen engen Wirkungskreis gebannt, sich einförmig abspinnt. Seine Hoffnungen sanken, sie mußten sinken, aber oft brachte ein geringfügiges Ereigniß, ein Traum, sie wieder zum Steigen. Ebbe und Fluth. Schöne Träume von Freiheit und Glück umschwebten die hohe allgemach mit Falten sich bedeckende Stirn, die mehr und mehr ergrauenden Locken. Einst brachte ihm der Traumgott eine Krone, und er mußte beim Erwachen des Phantoms denken, das er vormals im Krystall zu schauen glaubte. Es war ein erträumtes Glück damals, ein Traumglück jetzt. Auch die Königin von England schritt wiederholt durch seine Träume, bald lockend, bald drohend, immer unerfreulich und beängstigend. Er suchte sich durch gelehrte Arbeiten zu erheitern, und so verfloß zwischen Hoffnungen und Zweifeln, Arbeit und Zerstreuung, letztere hauptsächlich aus Armbrustschießen bestehend, so manches Jahr, ohne daß etwas besonders Ereignißreiches in das Stillleben des Fürstenpaares fiel. Man schrieb 1582, und der nun dreiundfünfzigjährige Mann, der fünfzehnjährige Gefangene war nicht weiter mit seinen Hoffnungen, als da man 1572 geschrieben hatte. Im Laufe dieser Zeit, 1578, war Elisabeth dem Drang ihrer mütterlichen Sehnsucht gefolgt, war nach Koburg gereist, und hatte die kräftig aufblühenden Söhne wieder an das Herz gedrückt, bevor diese bald nachher, noch im zarten Jugendalter, Johann Kasimir vierzehn, Johann Ernst zwölf Jahre zählend, die Universität Leipzig bezogen. Nach dreijährigem, den

Studien gewidmeten Aufenthalt kehrten beide Brüder nach Koburg zurück, und Johann Kasimir folgte seinem Vormund, dem Kurfürsten, auf den Reichstag nach Augsburg im Jahr 1582, wo er sich durch sein persönliches Wohlverhalten vielfache Gunst und Freundschaft erwarb.

Noch einmal, im Jahr 1583, erfreute Elisabeth die Söhne mit ihrem Besuche, denen Augusts noch immer dauernde Härte und Unversöhnlichkeit den Weg sperrte, ihren Vater zu sehen und kennen zu lernen, da seine Gestalt nur dunkel in der Erinnerung des ältesten Sohnes lebte, aus der des jüngsten ganz verschwunden war, wie es nicht anders sein konnte.

Jetzt trat abermals ein Ereigniß ein, welches anregend auf den Gefangenen einwirkte, erst ihn empörte, und dann die erlöschende Hoffnung auf endliche Befreiung wieder zu lebendig lodernden Flammen anfachte. Was Niemand ahnete, was der oft Träumende sich nicht träumen ließ, war geschehen.

Johann Kasimir war zur glänzenden Verlobungsfeier der zweiten Tochter Augusts, Dorothea, mit dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig eingeladen, und dort blendete Liebe sein Auge, Liebe zu der reizenden Prinzessin Anna, Schwester der Braut und das feurige Herz dieser jungen Dame blieb nicht kalt gegen die sittigen Huldigungen des Herzogs. Diese Liebe nahm einen raschen Flug, Johann Kasimir dachte entweder nicht an das, was zwischen seinem Vater und dem seiner Geliebten lag, scheidend für

ein ganzes Leben, oder er dachte daran, und hoffte für den Vater Nutzen und Hülfe von der Verbindung. Der Erklärung folgte die Werbung, dieser unverhofft schnell die Zusage, und die feierliche Verlobung. Als dieses alles vorüber und geordnet war, empfingen erst die fürstlichen Aeltern zu Neustadt Nachricht.

„Des Todfeindes Tochter verlobt sich unser Sohn!" rief der Herzog erschüttert seiner Gemahlin zu, und Elisabeth mußte die ganze Gewalt ihrer Liebe aufbieten, ihn zu besänftigen, denn er war außer sich. Er wollte schlechterdings die Einwilligung verweigern, er drohte den Fluch auszusprechen über den Sohn, der nicht gegen des Vaters Liebe, sondern gegen dessen Haß frevelte. Und wieder siegte die sanfte Bitte, die freundliche Vorstellung, die liebreiche Ueberredung der Mutter- und Gattenliebe. Nun mußte ja August, wenn er nicht ein Ungeheuer war, den Vater des Eidams freigeben, Elisabeth schlug siegreich beredt alle bösen Ahnungen, die über dieses künftige Eheband in ihres Gemahls Brust aufstiegen, nieder; sie überwältigte seinen Groll, zerstreute seine Zweifel mit dem Zauberhauch schöner Zukunftbilder, weckte neue Freiheithoffnungen, und der Herzog willigte endlich ein. Er blickte fromm empor, und sprach: „Allmächtiger Gott, ist es Dein gnädiger Wille, so geschehe es. Amen."

Viertes und letztes Kapitel.

„Du hast meine Uebertretung in einem Bündlein versiegelt und meine Missethat zusammengefaßt!“ las in Gegenwart seiner bekümmerten Lebens- und Leidensgefährtin und eines Vertrauten, des pfälzischen Rathes und Amtmanns Doctor Martinus Fehlings, der gefangene Herzog an einem trüben Frühlingsmorgen des Jahres 1585, aus dem Buche Hiob vor. Auf dem Tische lagen Briefschaften in Fülle aufgehäuft. „Zerfällt doch ein Berg und vergehet, und ein Fels wird von seinem Orte versetzt.“

„Wasser wäscht Steine weg, und die Tropfen flößen die Erde weg; aber des Menschen Hoffnung ist verloren.“

„Denn Du stößest ihn gar um, daß er dahin fährt, veränderst sein Wesen, und lässest ihn fahren."

„Sind seine Kinder in Ehren, das weiß er nicht; oder ob sie geringe sind, das wird er nicht gewahr."

„Weil er das Fleisch an sich trägt, muß er Schmerzen haben, und weil seine Seele noch bei ihm ist, muß er Leid tragen." —

„Das ist mein Loos, das ist mein Erbtheil!" fügte der alternde Fürst seufzend hinzu: „meine Hoffnung ist verloren! Vergebens hat der Sohn sein Haupt gesteckt in des Löwen Rachen, vergebens habe ich meinen Groll bezwungen, habe versöhnlich, ja demüthig an August geschrieben, da liegt seine endliche Antwort. Eine auf so viele Briefe, und so glatt, als sei sie aus dem Bauch einer Schlange gekrochen!" Mit Unwillen griff der Herzog nach dem Briefe des Kurfürsten, in dem auch keine Silbe davon stand, daß er dem Gefangenen loshelfen wolle, nur: daß er zu allem wohl geneigt sei, was zu guter Freundschaft und Ruhe und Frieden im geliebten Vaterlande dienlich. August fürchtete den Herzog immer noch, und glaubte, der Befreite werde mit dem Schwert in der Hand die Ruhe des Reichs stören. Johann Friedrich warf den Brief wieder auf den Tisch, ohne ihn nochmals anzusehen.

„Ich habe" sprach der Herzog: „immer von einem Reichstag zum andern vertröstet und hingehalten, — fort und fort sollicitirt; die befreundeten Fürsten haben es nicht an erneuten Fürbitten fehlen

lassen, ich habe angelobt, mich gänzlich ruhig zu verhalten, und alles vergebens. Der Kaiser Rudolph hat so wenig ein Ohr für mich, als Maximilian. Der ränkevolle August hat den Reichsfürsten vorgelogen, ich sei der Halsstarrige, ich wolle von keinem Vergleiche wissen. Meine Söhne durfte ich nicht besuchen, so wenig, wie sie mich; die Fürsten haben in ihrem hohen Rath meine Bitten verlesen, sie haben beschlossen, ich solle erledigt werden, aber der Meißner hat es hintertrieben, daß meine Sache im Kurfürstenrathe zum Vortrag kam, und es blieb beim Alten. Und um endlich eine Scheinursache zu haben, mich für immer — für immer! gefangen zu halten, sind mir Bedingungen vorgelegt, unter denen ich erledigt werden soll. Du kennst sie, theures Weib, Du kennst sie gleichermaßen, Doctor, Du hast sie gebracht mit den hessischen Räthen, die meiner Antwort harren. Wohlan, Du sollst unser Sendbote nach Wien und Prag sein, unsre Antwort hinübertragen, der letzte Dienst, den Deine Treue uns leisten wird. Dann ziehe gesegnet heim zu Deinem Weibe, Deinen Kindern, und freue Dich einer erwünschten Thätigkeit, und der errungenen Ruhe nach so manchem mühvollen und beschwerlichen Lebensgang. Jetzt laß uns noch einmal genau die Anforderungen erwägen, und danach unsre Antworten einrichten. Ich bin alt geworden, aber nicht schwach; sie haben meinen Käfig stark vergittert, aber sie empfinden doch ein heimliches Grauen, wenn ich an den Stäben rüttle.“

„Traget die Punkte der Kapitulationsnotel uns vor, daß wir gemeinsam die Antwort erwägen und bedenken!“ bat Elisabeth, und reichte dem Doctor ein starkes Schriftenheft, dieser gehorchte.

„In vorliegender Notel,“ begann der Vortragende: „wird Euch, hoher Herr, zunächst auferlegt, daß Ihr Euch schuldig bekennt, gegen den Willen von Kaiser und Reich, und der Achtserklärung Wilhelms von Grumbach zuwider, Euch dessen und seiner Anhänger angenommen, sie gehaust, geherbergt und unterhalten, ihren Ungehorsam und ihre Unthaten vertheidigt zu haben, und“ — „Und so weiter, alte Geschichten!“ unterbrach der Herzog: „und daß ich den Kürzern gezogen habe, verrathen, verkauft, ins Gefängniß geschleppt und achtzehn ewiglange Jahre darin festgehalten worden bin, bis auf diesen Tag, ja — Gott sei es geklagt! — das bekenne ich.“

„Bleibe ruhig, ich bitte, lieber Herr!“ flehte die treue Gattin den Gemahl an, auf dessen bleiche Wangen die Röthe edlen Unwillens trat, und winkte dem Sprecher, fortzufahren.

„Ihr versprecht, da Euch nun, bewogen durch Euer und Euer Verwandten und Freunde flehentliches Bitten, auch mit denen des freundlichen lieben Herrn Vetters, des Kurfürsten zu Sachsen, und mit dessen gutem Wissen und Willen, der Kaiser Eurer Kustodie entlassen wolle, Euch in die Lande Eurer Söhne zu begeben, in diesem Euch aufzuhalten und für diese Gnade allerunterthänigst dankbar zu sein. Zugleich

gelobt Ihr an, bei Eurer fürstlichen Ehre und Würde, und bei dem Wort der ewigen Wahrheit, daß Ihr an alles von der Belagerung an und im Gefängniß Erlittene nimmermehr in Ungüte denken, noch es selbst oder durch irgend jemand rächen, daß Ihr vielmehr die Euch erwiesene Gnade und Freilassung gegen das Haus Oesterreich, und gegen den Kurfürsten und dessen Erben mit lebenslänglicher Dankbarkeit verdienen wollt."

„Viel angesonnen!" sprach Elisabeth unmuthvoll und der Herzog versetzte: „Seht ihr, daß man Unmögliches mir ansinnt? Soll ich Vergessenheit schwören? Wer reicht mir den Becher des Flusses Lethe? Man will mich zu einem Meineid zwingen, und ich soll in meinen alten Tagen Sünde auf mein Gewissen laden, das ist, bei dem Allmächtigen, zu hart und allzuschwer! Ich will ja dankbar sein, ich will mich ja nicht rächen, aber meine Gedanken, meine Gedanken, die müssen doch frei bleiben! — Fahre fort! —"

„Also" begann der Doctor wieder: „Da Euch vergönnt wird, Euch bei Euern Söhnen hinführo aufzuhalten, unter der Bedingung jedoch, daß Ihr nie aus deren Landen Euch entfernt und an andere fremde Orte begebt, gelobt Ihr, Euch zu begnügen mit dem vom Kaiser Euch bisher gewilligten, von Euern Söhnen zu empfangenden Unterhalt, begehret und verursacht keine weitern Kosten, und tragt, wenn Ihr im Land Eurer Söhne umher reisen wollt, die Ausgaben selbst, ohne weitere Beschwerung der künf-

tigen Herzoge oder ihrer dermaligen Vormünder. Mischt Euch auch ferner nicht in deren Angelegenheiten, seien diese geistlich oder weltlich, tastet auf keine Weise den Inhalt der Gothaischen Kapitulation an, die Landestheilung, oder was sonst in Kraft kaiserlicher Befehle und Bestätigungen in jenen Landen angeordnet und verbrieft worden, noch weniger wollt Ihr Euch unterstehen, Eurer Neffen, den Söhnen Herzog Wilhelms erlangten Prärogativexpectanzen und darauf gerichteten Belehnungen zuwider zu sein."

„Die Pharisäer binden schwere und unerträgliche Bürden!" sprach darauf mit den Worten des Evangelisten Matthäus, Johann Friedrich, und mit gebrochener weicher Stimme fuhr er fort: „Wozu nun diese furchtbaren und schimpflichen Bedingungen mir auferlegen, wenn ich frei sein soll? Das Elend hat mich mürb gemacht, und das lange Leiden hat mein Haupthaar gebleicht vor der Zeit. Ich trachte nicht nach der Last einer Regierung, sondern nach Rast, und könnte des Thrones wohl entrathen. Aber wäre es nicht menschlich, wenn man mir die Ehre ließe, wenn man mich restituirte, wie meinen seligen Vater? Sollen wir, Du und ich, mein trautes Gemahl, gegen alle Ordnung Gottes und der Natur, unsern lieben Kindern, die das wohl nicht begehren werden, unterthänig sein, und fast bittweise aus ihren und ihrer Angehörigen Händen unsern Unterhalt empfangen? In welcher Achtung würden wir bestehen vor der niedern Dienerschaft? Unser ge-

liebter Vater wurde nach nur fünfjähriger Gefangenschaft, — wie schrecklich ist dieses Nur! — wieder plenariè mit aller Solennität eingesetzt, obgleich mir und meinen seligen Brüdern Land und Regierung übergeben war, und gern, das kann Gott mir mindestens zeugen, haben wir gehorsam und pflichttreu das Regiment wieder in des Vaters Hände gelegt."

„Es scheint beschlossen zu sein im Rathe der Mächtigen, daß wir in immerwährender Verhaftung und Knechtschaft unsere Tage beschließen sollen," nahm Elisabeth tief bekümmert das Wort, „denn welche Freiheit gewähren denn diese harten Bedingungen? Achtzehn Jahre hast Du gehorsam und in christlicher Geduld im Kerker zugebracht, und nun soll die Befreiung nichts sein, als eine neue Haft! Hier frei und in Koburg gefangen! Von solcher Befreiung kennt die Geschichte kein Beispiel." —

Die thränengewohnten Augen Elisabeths flossen über bei dem Gedanken an die Schmach, die mit dieser vorgespiegelten und absichtlich unerhört erschwerten Freilassung eng verbunden war.

„Ich soll das kleine Land meiner Söhne, mein Land vielmehr, nicht verlassen, ich soll nicht das Glück genießen, welches nächst Gott das höchste ist in dieser Zeitlichkeit, das Glück der Freundschaft, soll die Theilnehmenden und Lieben nicht besuchen dürfen, deren Nähe ich so unendlich lange entbehrt! Mein Leben, getrübt durch viele erduldete Leidensjahre, soll kein froher Tag wieder ergötzen und erhellen?" klagte Johann Friedrich, und der Doctor

sprach seufzend: „O wie beklage ich Euch, mein theurer Fürst! Doch geruhet weiter zu hören.“

„Nein, ich habe noch mehr zu sagen,“ rief der tiefgekränkte Mann. „Ich soll auch stilleschweigen, zu den Prärogativexpectanzen, die zum Nachtheil der Meinen, ihre Vormünder für sich und die Ihren erschlichen, die ich gar nicht gründlich kenne, die ohne mein Vorwissen ertheilt worden sind, und die als Privatsache zu dem öffentlichen Rechtsact meiner Freilassung in gar keinem Conner stehen! Soll ich meine Söhne an Revocationen hindern, zu denen das Recht sie befugt, das wäre unverantwortlich und würde auf mich den Schein werfen, als habe ich um den geringen Rest des gehofften Freiheitsglücks meine väterliche Liebe und Sorge für das Wohl meiner Söhne hintan gesetzt! Das sei ferne! Theure Elisabeth, guter Doktor! Merkt ihr was? Wir werden wohl gefangen bleiben!“

Elisabeth hatte keine Worte. Ihr klarer Verstand faßte, wie wahr jedes Wort war, das ihr Gemahl redete, und welch eine Fülle empörender Demüthigungen die Notel aussprach.

„Und nicht genug,“ rief Johann Friedrich, in Eifer gerathend, die alte Kraft und Festigkeit des Gemüthes wieder gewinnend: „noch mehr wird mir zugemuthet. Ich soll mich nicht in die Regierung mischen, gut! Ich hoffe ja, daß die weisen Vormünder alles Regiment so bestellt haben, daß man es nicht anfechten muß, und mir kommt nicht in den Sinn, etwas gegen sie zu erregen. Ich muß

ja dankbar sein, daß sie sich der Söhne angenommen, und bin es. Wen aber kann es kümmern und zuwider sein, wenn unsere Söhne unsern Rath verlangen, wenn wir ihre unerfahrene Jugend mit unsrer Erfahrung bereichern? Ehre und Gewissen, Achtung und Nachruhm gebieten mir gleich mächtig, diese Bedingungen zu verwerfen. Nun sprich weiter."

„Ihr sollt geloben, Euch still und friedlich zu halten, keine Unruhe und Zerrüttung in den Sächsischen Häusern erregen, und deß zum Pfand Euch verpflichten, auch draußen im Land in des Kaisers Gehorsam und Bestrickung zu bleiben." —

„Sagte ich es nicht? Sie sprechen es doch fein deutlich aus!" rief Elisabeth unterbrechend.

„Sollt Euch jederzeit auf des Kaisers und Reichs Befehl in Person auf den Tag und an den Ort stellen, wann und wohin man Euch verlange, und damit dies Alles von Euch gehalten, und keine Gefahr gebraucht werde, so gelobt Ihr, die Kurfürsten zu Brandenburg, Pfalz und noch andre Potentaten als Bürgen zu stellen."

„Wenn sie sich nicht für eine eben so schwere als lächerliche Verbindlichkeit in Gnaden bedanken!" warf der Herzog spottend ein, fügte aber gleich sehr ernst hinzu: „ich werde mit Bescheidenheit aber entschieden repliciren, und um bessere Bedingungen bitten; ihr könnt mir helfen. Ich will den Kaiser nicht beleidigen, will nicht durch scheinbare Hartnäckigkeit meine Sache jetzt noch verschlimmern, aber die

Ehre bewahren, und mein Gewissen unverletzt halten, und darum nicht mehr geloben als ich zu halten vermag. Möge der getreue Gott mich führen und erleuchten, der die Herzen der Könige und Fürsten in seiner Hand hält und die Gefangenen löset, damit ich mit David preisen kann: Er führt meine Seele aus dem Kerker, auf daß ich danke seinem Namen, und die Gerechten zu mir sich sammeln."

Die Antwort wurde verfaßt; an ihre Vollendung schloß sich ein inniger und schmerzlicher Abschied des treu bemühten Abgeordneten. Der Doktor Martinus ging mit Thränen von dem Fürstenpaare hinweg. Es war ein Abschied für das Leben. Johann Friedrich blieb des Reiches Gefangener.

Ein Gefangener blieb Johann Friedrich, ein armer Gefangener, den ein grausames Geschick zu unerhörtem Dulden verurtheilt hatte. Welch ein trüber Spiegel ist lebenslängliche Kerkerhaft für das glühende Antlitz solcher Freiheitschwärmer, denen es nicht Freiheit genug ist, in Staaten zu leben, wo Willkühr nicht das Ruder führt, aber das Gesetz ihre eigene Willkühr in Schranken hält. Freiheit ist köstlich wie das Augenlicht, wir können uns nie dankbar genug bewußt werden, daß wir dieses besitzen. Auch Blindheit ist Gefangenschaft.

Trübe Leidenstage waren dem unglücklichsten aller Sachsenfürsten noch in Fülle aufgespart; Elisabeth theilte sie, das war ein schmerzlicher Trost für ihre Treue, aber ihn konnte der Gedanke nicht trösten, daß er die einst schöne und herrliche Frau an sein dunkles Verhängniß gekettet.

Wohl richtete immer noch die Muse auf, und die vielfachen, zum Theil umfangreichen poetischen Arbeiten des fürstlichen Gefangenen bezeugen es, wie sehr die göttliche Trösterin der Leidenden, wahre Religiosität dem Dulder nahe war, die Hand in Hand mit der Dichtkunst seinen Dornenpfad mit Blumen überstreute, aber wenn jede Hoffnung fehl schlägt, jeder Bitte Erfüllung mit Härte verweigert wird, wenn ein jammervoller Zustand sich statt gehoffter Besserung mehr und mehr verschlimmert, dann verhärtet sich auch das Gemüth, das Gefühl versteinert, und mit dem brechenden Stabe der Hoffnung wankt auch der Glaube, wird auch die Liebe stützenlos.

Die edle Herzogin war unwohl, hütete Zimmer und Bette, Birkenfeld brachte dem Herzog Briefe; dieser öffnete, las, staunte; ein leises Lächeln, mehr schmerzlich als heiter, umspielte seine Lippen, dann ging er zu der theuern Kranken.

„Fühlst Du Dich so, allerlei neue Zeitung vernehmen zu können, so bin ich im Stande damit aufzuwarten, theure Frau!“ sprach er mild.

„Hast Du Briefe, Nachrichten? Sind es gute, so künde sie!“ erwiederte sie matt, und richtete sich auf ihrem Lager empor.

„Einen Sack voll Neuigkeiten! Tandem bona causa triumphat!“

„Wie, Augusts Wahlspruch in deinem Mund?“ fragte Elisabeth.

„Spottweise!“ erwiederte Johann Friedrich, „weil die gute Sache in das Gras biß. Höre zu: August hätte sollen eine Münze mit der Umschrift prägen lassen: Alter schützt nicht vor Thorheit. Der sechzigjährige Mann hat wirklich Hochzeit zu Dessau gehalten mit einem Kinde, noch nicht dreizehn Jahre alt, des Anhalt Tochter. Unsre Kinder sind auch mit auf der Hochzeit gewesen, und eine große Anzahl andrer fürstlicher Personen haben die hohen Vermählten nach Dresden begleitet und einmal im Zuge, hat am sechzehnten Januar auch unser Johann Casimir fürstliches Beilager mit seiner Verlobten Anna gehalten. Gott gebe Glück!“

„Bei dieser Vermählung hofften wir Beide zu sein!“ seufzte Elisabeth.

„Was hofften wir nicht schon Alles miteinander, gutes Weib?“ versetzte der Herzog bitter. „Der Sohn hat sich verlobt, ohne uns zu fragen, er hält Hochzeit, und meldet es uns nach dem Vollzug. Ob wir sein Bündniß segnen, ob wir in der Stunde seines Glücks ein Gebet für ihn zum Himmel sandten, wenn wir nicht dem Vermählten nahe sein konnten, oder nicht, das war ihm einerlei. Er fiel in des Feindes Verstrickung, wie ich — nur daß jene Bande nicht in Mauern bestehen, sondern

unsichtbar sind. Aber die Stunde wird kommen, wo er mit bitterm Schmerz der verlassenen Aeltern gedenkt. Am dritten Februar hat er Anna nach Koburg heimgeführt. Dem August ist der Verjüngungsprozeß übel ausgeschlagen, acht Tage nach unsers Sohnes Abreise hat den Kurfürsten auf der Moritzburg der Schlag gerührt. Er ist tod!“

„August tod!“ rief die Kranke verwundert aus.

„Ja, Gott läßt mich sehen einen meiner Feinde nach dem andern in die Grube fahren!“ fuhr Johann Friedrich fort. „Und wir, die wir leben und überbleiben in der Zukunft des Herrn werden denen nicht zuvorkommen, die da schlafen.“

„Und vielleicht wirst Du nun frei!“ sprach hoffend Elisabeth.

„Nein — es ist aus mit aller Hoffnung!“ gegenredete der Herzog mit Schmerz.

„Der Mann, der zum Verderben des Ernestinischen Hauses geboren ward, der immerwährend seine Fischzüge im Trüben hielt, der fort und fort, ein feindseliger Scharfschütze, sein Ziel im Auge hielt, uns zu berauben, sich zu bereichern, der sich als Valmund unserer Unmündigen erwies, der den Herzogen zu Sachsen, seinen nächsten Verwandten, mehr geschadet hat, als alle feindlich gesinnten Kaiser, Könige und Fürsten zusammen, dieser Mann hat ein Beispiel des fluchwürdigsten Hasses hinterlassen, dessen beklagenswerthes Opfer ich sein und bleiben muß.“

„Wehe, daß Du so lieblos reden mußt von dem Todten!“ klagte die Fürstin. „Hörtest du mehr, als uns leider schon genugsam bekannt?“

„Wohl hörte ich mehr. Und möge die Nachwelt ihn brandmarken mit dem Namen des Unversöhnlichen!“ rief Johann Friedrich in Wallung.

„Was wir nicht wußten, nicht ahnen konnten, jetzt erfahre ich es. August hat seinen Haß erblich gemacht, wie ein Reichslehen. Er hat von Maximilian ein bindendes Dokument sich einhändigen lassen, zu keiner Zeit, denke, zu keiner Zeit mich los zu geben, und sollte er mit Tode abgehen, so solle der älteste Sohn oder jeder Nachfolger verpflichtet sein, mich die Zeit meines Lebens gefangen zu halten, und ohne des Kurfürsten oder seiner Erben Bewilligung niemals mich frei lassen.“

„Entsetzlich, entsetzlich!“ weinte Elisabeth.

„Und dieses Mannes Tochter ist unsre Schnur!“ rief grimmig lachend der Gefangene. „Was haben wir von ihrem Einfluß auf den Sohn zu gewarten? Wird sie nicht die höfische Pracht und das Wohlleben fortführen wollen in der kleinen Residenz, das sie an ihres Vaters Hofe gewohnt worden? O Elisabeth, wann wird das Maaß unserer Leiden ausgegossen werden, das schon jetzt so übervoll ist!“

„Das Leiden dieser Zeit,“ erwiederte Elisabeth mit frommer Ergebung: „ist nicht werth der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll!“ und faltete zum stillen Gebete die reinen Hände.

Trüber und trüber wurden die Tage der fürstlichen Dulder, denn von nun an litten sie fast gänzlich hoffnungslos.

Es giebt ein Heldenthum des Leidens, das schwerer zu erringen ist, als jenes des Handelns, das nicht mindern Muth, nicht mindre Standhaftigkeit erheischt, und nicht minder des Kranzes werth ist. Der handelnde Held ist frei, der Leidende immer in Banden, welcher Art diese Bande auch seien. Der Handelnde macht sich tausend Kräfte dienstbar, die ihm zu Hülfe kommen, seine Zwecke mit fördern; der Leidende sieht sich aller Hülfe beraubt, seine Stützen wanken und brechen, das Glück verläßt ihn, er steht allein, ein gebeugter Atlas, der die Last einer Welt trägt. Der handelnde Held erringt Bewunderung seiner Größe, Nachruhm und Unsterblichkeit; um den Leidenden kümmert sich Niemand, er wird vergessen, sein Heroenthum wird nicht anerkannt. Der Handelnde kämpft sichtbarlich, und Beifall lohnt seinen Anstrengungen, wer aber nimmt die martervollen unaussprechlichen Seelenkämpfe im schmerzdurchzuckten Busen des leidenden Helden wahr? Jenen feiert Mit- und Nachwelt, diesem fließt kaum die theilnehmende Zähre, sein Martyrium giebt der Menge kein Schauspiel, er wird heimlich hingerichtet in seinem Kerker. Epopöen feiern den handeln-

den Helden, wo aber sind die Dichter, die ihre Harfe stimmen, einen Gefesselten zu preisen, und den Ruhm eines Dulders zu verkündigen? —

Johann Friedrich und Elisabeth gingen Hand in Hand, ein Heldenpaar des Leidens, durch die thränenvolle Nacht ihres Seins. Wären Beide nicht standhaft und seelengroß gewesen, wie hätten sie ertragen mögen, was zu ertragen die schwere Hand der Prüfung ihnen auferlegte? Die Jahre schwanden hin, es kam keine Erlösung, es kam nur das graue Haar, die Schwäche des Alters, und noch mehr, es kam bittre Bedrängniß und der Mangel gesellte sich, ein furchtbarer Gefährte, so manchem tiefgefühlten Seelenschmerz. Die Söhne, nun beide mündig, thaten dem Vater nicht genug, und finstrer Argwohn verdrängte in dessen Herzen die frühere Liebe. Wohl mochte es nicht in dem Grunde wahr sein, was Johann Friedrich befürchtete, daß Johann Casimir bösen Einflüsterungen Gehör gebe, und ihn gern bis zum Lebensende gefangen gehalten sähe, um unbeschränkt zu regieren, denn oft blieben die Subsidien aus, immer sparsamer traf das Geld ein, aber Johann Friedrich glaubte doch, daß es so sei. Freilich war durch die Unterhaltungskosten für den Gefangenen, und einen Hofhalt, jetzt glänzender als jemals, dem kleinen Staate eine unverhältnißmäßige Last auferlegt, dessen Finanzen ohnehin in einem Zustande beklagenswerther Zerrüttung sich befanden. Die Verwaltung unter der Vormundschaft hatte eine Schuldenbürde von über fünfmalhunderttausend Gulden gewirkt, ein

untreuer Statthalter fünfundsiebenzigtausend Gülden unterschlagen. Dem Gefangenen lag ob, von den ihm zur Unterhaltung stipulirten zwölftausend Reichsthalern nicht nur seine und seiner Gemahlin Dienerschaft zu besolden, sondern auch den kaiserlichen Commissarius, und einen Hauptmann, der ihn bewachte, nebst dreißig Trabanten der Garde. So konnte es nicht fehlen, daß von Jahr zu Jahr seine Geldnoth stieg, daß seine Briefe voll Aeußerungen des Unmuths und bittrer Klagen waren, und die Liebe der Söhne ihm nimmer genug zu thun vermochte. Die Mutter mußte flehende Briefe um Geld an den Sohn schreiben, sie mußte die Schwiegertochter bitten, daß diese sich doch bei Johann Casimir verwende, an des Vaters Erledigung zu arbeiten, die Aeltern nicht ganz zu vergessen! — So tief waren die Dulder schon erniedrigt, daß sie allgemach sich ihrer Kleinodien entäußern mußten, dem augenblicklichen Bedürfniß abzuhelfen.

Mitten in diesen Drangsalen, die wie ein dunkler Faden in das Herz des Fürstenpaares schnitten, wurden sie durch eine Nachricht von ihrem zweiten Sohne Johann Ernst überrascht, der in Liebe zu einer schönen Gräfin von Mannsfeld, Elisabeth, entbrannt war, sich mit ihr verlobt hatte, und um die älterliche Einwilligung nachsuchte. Neuer Kummer. Es wiederholte sich die trübe Empfindung, die des ältern Sohnes rasch geschlossene Verbindung erregt hatte, in noch höherm Grade. Der Stolz der Familie machte seine Rechte geltend, es konnte nicht

gleichgültig angesehen werden, daß der geborene Herzog der Tochter eines Vasallen sich vermählen wollte, und so riethen die Aeltern mindestens zu Aufschub, bis zu persönlicher Besprechung. Die Hoffnung erwachte immer von Neuem, wie irdische Frühlinge. Neue Lenze, neue Stürme. — Man schrieb schon das Jahr 1589, und der Herzog war nun zweiundzwanzig Jahre gefangen. Zweiundzwanzig Jahre lang war ihm vergönnt worden, einen eignen Prediger zu halten, der für ihn und seine protestantische Dienerschaft den Kultus seiner Kirche ausübte, der Herzog mochte in Neustadt, in Preßburg, oder auch zu Bruck an der Leitha seinen Aufenthalt haben. Nach der Sitte der Zeit und nach den Forderungen seines religiösen Gemüths hielt der Herzog viel auf häufigen Gottesdienst, ließ täglich eine Betstunde halten, und an Sonn- und Festtagen zweimal predigen. Alle vier Wochen ging er mit seiner Gemahlin zur Communion. Jetzt drohte auch der ihm zugestandenen freien Religionsübung Beeinträchtigung.

Es war die Zeit der Protestantenverfolgung. Wie Bischof Julius im Lande Franken gegen die Anhänger der Lehre Luthers fanatisch eiferte, wurde im Großen in den Kaiserlichen Erblanden, zumal in Steiermark, Krain und Kärnten verfolgt, eingekerkert, convertirt und vertrieben. Vergebens hatten sich schon 1582 auf dem Reichstag zu Augsburg die evangelischen Stände der Verfolgung der Bekenner ihres Glaubens entgegengesetzt. Der Erzherzog Karl leitete als Haupt der Gegenpartei die feindseligen

Schritte. Aus Grätz wurde der ganze Magistrat mit allen denen verwiesen, die nicht geneigt waren, überzutreten, so sehr auch der selbst größtentheils evangelische Steierische Adel eine solche Grausamkeit mißbilligte, und sogar ein Aufstand des Volkes in Masse gegen diese unchristliche Bedrückungen zu befürchten stand, die den heilig beschwornen Religionsfrieden so ganz entgegen waren. Aus St. Veit trieb man die lutherischen Prediger. In Städten und Märkten wurde der dritte Theil der Häuser leer; Tausende zogen freiwillig fort, ehe man sie in das Exil drängte. Wohl intercedirten die protestantischen Stände nach Kräften, doch ziemlich erfolglos.

Diese trüben Wirren regten überall auf, eine feindselige Stimmung erwachte zwischen den Angehörigen der verschiedenen Confessionen, und ein oft schlecht verhehlter Haß gegen die Protestanten glimmte unter der Asche fort. Der gefangene Herzog fand sich noch lange nachher zu Klagen veranlaßt, daß er sich über alles erduldete Elend in freier Religionsübung gestört sehe, und drohte mit Beschwerdeführung bei Kaiser und Reich. Er sprach es aus, daß er der katholischen Clerisei zu Neustadt ein Spieß in den Augen geworden, und knüpfte an seine Klage die erneute Bitte um Freilassung. Diese fruchtete so wenig wie die früheren, und eben so wenig geschah etwas, seiner Beschwerde zu begegnen. Der Official des Schlosses zu Neustadt erfrechte sich, den Geistlichen des Herzogs während einer Predigt zu unterbrechen, so daß er nicht fortreden konnte, und

der Bischof zu Neustadt ließ den kaiserlichen Commissar zu sich entbieten, und gab ihm voller Zorn zu vernehmen, daß, wenn Einer von dem ketzerischen Volk in der Burg stürbe, und der Commissar ließe sich beigehen, ihm heute auf dem Gottesacker ein Grab zu gönnen, so werde er den Todten morgen wieder herauswerfen lassen. Wenige Tage darauf ließ derselbe Bischof den Beamten in voller Wuth ansagen, sowie sich der Prädicant des Herzogs auf der Straße oder mit irgend einem Bürger verkehrend, betreten ließe, so sei bereits mit dem Stadtrath Verabredung getroffen, ihn alsbald gefänglich einzuziehen. Und als der Commissar bescheiden des Kaisers wie des Erzherzog Ernsts Befehle anführte, die dahin lauteten, dem Gefangenen in Ausübung seines Kultus nicht zuwider zu sein, schrie der Fanatiker: er gebe auf die Befehle des Kaisers so viel als auf die des Erzherzogs, nehmlich auf Beide gar nichts, und wolle lieber das Bißthum meiden, als seinem Gutbefinden widersprochen sehen.

So ging denn auch der Kelch unduldsamer Verfolgung nicht vorüber an dem armen Gefangenen und seiner bekümmerten Leidensgenossin, während über drei Jahre alles Geld von zu Hause ausblieb, ungestüme Gläubiger von allen Seiten drängten, und die Last der Schulden des Gefangenen auf weit über vierzigtausend Gulden anwuchs. Den größten Rohheiten und Beleidigungen sah sich der Herzog dermaßen ausgesetzt, daß einmal Godel einen ungestüm Zudringlichen, der seinen Herrn ins Angesicht schmähte,

mit gezucktem Messer wüthend anlief, und ihn mit der Drohung augenblicklichen Niederstoßens aus dem Zimmer drängte. Zu einer andern Zeit, als der Herzog unwohl und mit Elisabeth allein war, überlief ihn unangemeldet ein Mann, der sich einen kaiserlichen Commissar nannte, nebst einem Diener, und traten mit trotziger Gebehrde ganz nah an den Herzog heran, der an einem Tisch beim Fenster stand, ohne zu grüßen und ohne die mindeste Ehrerbietung zu bezeugen, so daß der alte Mann erschrak, und hastig sie anrief: „Was da? Was da?" indem er ihnen die Hände entgegenstreckte. Da hob der Commissar mit grober Rede an, sich zu beschweren, daß der Herzog ihn nicht habe vorlassen wollen. Solches sei ihm noch nie wiederfahren, und er habe mit ganz andern Potentaten verkehrt. Der Herzog solle die Trabanten bezahlen, er wisse, daß er Geld empfangen. Entrüstet über die grenzenlose Impertinenz des Mannes, rief Johann Friedrich, indem sein ganzer Zorn aufloderte: „Ihr habt die Knechte sonst bezahlt, ohne mein Vorwissen, zahlt sie ferner!"

Der Commissar erwiederte grob und beleidigend, und der Herzog fuhr ihn alsbald mit der geballten Faust unter die Augen, und schrie: „Auf eine Lüge gehört eine Maulschelle, das ist so Spruch und Brauch bei uns in Sachsen!" worauf Jener einen furchtbaren Lärm erhob, und sich so heftig und ungestüm gebehrdete, daß Elisabeth entsetzt sich in die Arme ihres Gatten warf, theils ihn gegen rohe Gewaltthat zu schützen, theils solche von seiner Seite zu verhindern.

Sie war einer Ohnmacht nahe und sank in einen Sessel, während der Streit der Männer in bittern und heftigen Worten forttosete.

Solchen Erniedrigungen, solchen tiefen Demüthigungen war der Mann ausgesetzt, der einst gehofft hatte, die Krone Karls des Großen auf seinem Haupte zu tragen. —

Doch auch Freude nahte den Duldern. Herzog Johann Ernst, der jüngere Sohn, verfolgte das Ziel, die Geliebte zu erringen, mit Beharrlichkeit. Er theilte mit seinem Bruder, den er nicht liebte, so ab, daß er vorläufig frei blieb von den Sorgen einer Regierung, von den Lasten, die das Land beider Herzoge bedrückten, und entschloß sich, um den Vater endlich von Angesicht zu Angesicht zu sehen, zu einer Reise nach Oesterreich, Wien und Neustadt. Die Erlaubniß, die geliebten Aeltern zu besuchen, wurde ihm nicht verweigert, und so ward seine Ankunft am 12. Juni 1590 zum hohen Festtag. Seine Liebe kam bald zur Sprache, Elisabeth bat mit dem leichtgewonnenen Herzen der Mutter für den Sohn. Johann Friedrich gab nicht unbedingt nach. Der Blick seiner Sehnsucht haftete immer noch auf dem Götterbilde der Freiheit, und er sprach zu dem jungen Herzog in ernster Stunde der Berathung, der kein Dritter beiwohnte, in welcher die Herzen sich frei erschlossen: „Lieber Sohn! Du verlangst in Deiner Heirathssache unsern älterlichen Rath und unsre Einwilligung. Schwer und gefährlich ist es, zu Kriegen zu rathen, nicht minder zu Heirathen — beide

sind nahe verwandt, denn oft wird Krieg aus Heirath. Man kennt beider Ausgänge nicht, sie ziehen sich in die Länge, und wie sie gerathen, steht in Gottes Hand."

„Doch ist Gott ein Stifter der Ehen, der um seinen Segen anzurufen ist, daß sie wohl gerathen!" nahm Elisabeth das Wort, aber Johann Friedrich fiel ein: „Nur nicht allzu eilig, denn alles will wohlerwogen sein. Zieht Dich wirklich nur besondre Neigung und Liebe zu der Mansfelderin und nicht eine böswillige Praktik und verdächtige Anstiftung, wie wir Grund haben zu glauben, daß es bei Deinem Bruder der Fall gewesen, der sich verlobt und vermählt hat, ohne uns sonderlich darum zu fragen?"

„Die reinste Liebe, und keinerlei Nebenabsicht bindet mich an meine Elisabeth, verehrte, theure Aeltern!" erwiederte Johann Ernst lebhaft. „Sie hat das Herz meiner guten Mutter, wie sie ihren Namen führt. Wohl mag politische Rücksicht bei der schnellen Verbindung meines Bruders die Hand im Spiele gehabt haben, darum ist die Ehe auch danach gerathen. Annas Leben ist nicht, wie einer Fürstentochter ziemt, und in ganz Sachsen spricht man ihr viel Schlimmes nach."

„Wir haben kein Glück mit den Annen!" warf der Vater bezüglich hin.

„Es hat uns gleich geahnet, daß diese Verbindung nicht glücklich gedeihen werde," fügte die Mutter hinzu.

„Du und Elisabeth seid beide noch jung," nahm Johann Friedrich wieder das Wort. „Harret noch, bis Gott uns einen besseren Stand gönnt, als den gegenwärtigen sehr traurigen und sehr dürftigen, und wir nach Gebühr unsers fürstlichen Standes euch die Hochzeit selbst ausrichten können, dann soll auch unser Segen nicht fehlen. Hörst Du, lieber Sohn! Tritt nicht in Deines Bruders Fußtapfen!"

Den jungen Herzog überkam ein schmerzliches Gefühl, als er gezwungen ward, daran zu denken, daß wohl nie die so sehnlich gewünschte, immer von Neuem gehoffte Aenderung der Lage seiner Aeltern eintreten werde. Die zärtliche Mutter fühlte, was er litt, und sprach freundlich zu dem Sohn: „Der Vater wünscht, und auch ich wünsche deßhalb Deiner Vermählung beizuwohnen, auf daß wir nicht gänzlich aller Freuden, die wir an unsern Kindern sehen oder haben können, beraubt bleiben."

„So ist es, und dabei muß es sein Bewenden haben, mein Sohn!" sprach Johann Friedrich weiter. „Bedenke wohl, wie viel wir vergessen müssen, wenn wir Deine Liebe segnen. Es ist nicht Brauch im sächsischen Fürstenhause, daß der Herr die Tochter des Knechts ehelige. Die Mansfelder waren meine Diener und mußten mir aufwarten!"

„Und Manches wirst Du zu leiden haben durch der heutigen Fürstinnen Hoffart, welche die nicht Ebenbürtige ungern neben sich erblicken, sie spöttlich ansehen werden!" fügte Elisabeth besorglich hinzu.

„Arbeite an unsrer Befreiung, und Du arbeitest an Deinem Glück!“ gebot noch nachdrücklich der Herzog dem Sohne. „Der Kaiser sagt, ich sei nicht sein Gefangener, die Fürsten des Reichs sagen, daß ich nicht der Ihrige; der jetzige Kurfürst sagt dasselbe, so ist Grund genug vorhanden, uns hinaus zu den Unsrigen zu lassen, und keiner, uns länger hier fest zu halten.“

Der Sohn gelobte, zu thun, was in seinen Kräften stehe.

Auch Herzog Johann Casimir besuchte die Aeltern mit seiner Gemahlin und großem Gefolge; es ward ihm verstattet, einen Monat in Neustadt zu verweilen. Manch Ernstes wurde besprochen, manche Lehre, manche väterliche Warnung ertheilte der Gefangene dem Sohne, mit dessen Leben er so wenig zufrieden war, als mit dessen Regierung, und rügte besonders den Unfrieden zwischen beiden Brüdern. Nochmals richtete an Johann Casimir der gebeugte Vater die Bitte, für seine Befreiung thätig zu sein, und wahrlich, es bedurfte der Bitte nicht, der Sohn überzeugte sich mit tiefem Schmerz von der kummervollen Lage seiner Aeltern, er ließ es schon von Neustadt aus nicht an Gesuchen um Erledigung fehlen, während auch sein Bruder alles aufbot, dem Vater Freilassung zu bewirken. Aber — Johann Friedrich blieb ein Gefangener. Sein eisernes Schicksal hielt ihn im Kerker fest.

Noch einmal trat der Stern einer schmerzlichen Freude über Schloß Neustadt, um dann für immer

dem leidenden Fürstenpaare unterzugehen. Da alles Mühen fruchtlos blieb, des Vaters Wunsch zu erfüllen, so führte Johann Ernst seine Erkorene im Geleit ihrer Pflegmutter, der Wittwe des Grafen Poppo von Henneberg, nach Neustadt, und feierte dort unter den Augen der Aeltern und von ihnen gesegnet, das Fest seiner Verbindung. Die Neuvermählte war lieb und gut, und gewann sich durch sanfte Freundlichkeit und Milde die Herzen ihrer unglücklichen Schwiegerältern.

Doppelt schwer lastete nach der Kinder Wegzug die Oede und das Gefühl der Verlassenheit auf den Einsamen, und der einförmigtrübe Himmel ihres Lebens wurde dunkler und dunkler — bis sein matter Dämmerschein in die Nacht überging, der kein irdischer Tag mehr folgt.

Wie Pfeile, vom Bogen des Todes entsendet, trafen nach einander noch Nachrichten ein, die tief verwundeten und erschütterten. Elisabeth verlor die treue und geliebte Schwester, Herzog Johann Wilhelms fürstliche Wittwe, welche ihr zu jeder Zeit innige Theilnahme geweiht, der sie große und viele Freundlichkeiten dankte. Herzog Johann Casimir that das Schlimmste, was er als Mann seiner jungen und lebensfrischen Gemahlin thun konnte, er vernachlässigte sie. Die Geschichte kennt die Folgen dieser Vernachlässigung. Anna wurde die Beute des Leichtsinns und der Verführung. Elisabeth, endlich dem Leid erliegend, das ihr Herz belastete, von anhaltender Krankheit befallen, schrieb dem Sohn, er

möge sich den Herzen der vergessenen Aeltern wieder zukehren. Ihr letzter Federzug drückte noch Hoffnung aus, und die Bitte, daß die Söhne dahin wirken möchten, den Vater zu befreien, auf daß sie wieder zusammen kämen, und vor dem Tode nur noch ein Wenig sich erquicken könnten. Es sollte nicht sein.

Sanft nahte der Dulderin der Engel mit der Palme. Es war am 8. Februar 1594. Den matten Blick voll Liebe auf Den gerichtet, dem sie zweiundzwanzig Jahre lang sein hartes Loos erleichtert, den sie nun verlassen mußte, sprach sie noch Worte des Trostes ihm zu, und legte der weinenden Umgebung die Pflege des Gatten an das Herz. Johann Friedrich stand tiefgebeugt, im Uebermaß des Schmerzes keine Thränen habend, an Elisabeths Sterbebette, dann warf er sich erschüttert auf die Knie, und alle Umstehenden folgten seinem Beispiel.

„O mein theures Weib!“ seufzte der Herzog: „Warum thust Du mir das, warum willst Du von mir gehen? Doch — bereite den Weg, ich folge bald, folge bald! Wie sprach der Seher zu mir, mehr denn einmal? Ein Engel wird Dich leiten! Ein Engel wird mit Dir sein! Du warst der Engel meines Lebens! Habe Dank, habe Dank!“

Die edelste Seele, die je in einem schönen weiblichen Körper gewohnt, die ganz von Treue, von Hingebung, von Pflichterfüllung und engelgleicher Sanftmuth und Geduld durchdrungen war, verließ

die irdische Hülle, und kehrte in die ewige Geister-heimath zurück.

Im starren Schmerz blickte der Herzog empor. „Du bist frei, Du bist selig!" rief er. „Gott mit Dir! Und nun rufe mich bald, mein Heiland! Laß sie endlich schlagen, die Stunde meiner Erlösung! Laß bald den Tag kommen, an welchem man von dem armen, unglücklichen, gefangenen Johannes Friedrich sagen wird: Morte liberatus! Durch den Tod ward er frei!" —

Der Herr erhörte, der Herr erhöh'te ihn.

Ende.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Gedruckt bei F. W. Gadow & Sohn in Hildburghausen.

1/3 1920

1/3 192

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bechstein, Ludwig,

Grumbach

Bd.: 3

1839

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.92-c(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11839489-6